Hermann Sudermann

ROMANE UND NOVELLEN

4

Im Zwielicht

Die indische Lilie

Hermann Sudermann

ROMANE UND NOVELLEN

4

Im Zwielicht

Die indische Lilie

Hermann Sudermann

Romane und Novellen

Gesamt-Ausgabe
in
sechs Bänden

Vierter Band

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin
1923

Alle Rechte,
insbesondere das Uebersetzungsrecht,
vorbehalten

21.—25. Tausend

Inhalt

Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten

Die Sterne, die man nicht begehrt 5
Der verwandelte Fächer 35
La donna è mobile 46
Das römische Bad 53
Sie lächelt 65
Der Gänsehirt 73
Des Hausfreunds Sylvesterbeichte . 84
Die Freundin 92
Er will sie kennen lernen 102
Der Mustersohn 113
Où est l'homme 122
Noli me tangere 131

Die indische Lilie

Die indische Lilie 149
Der Lebensplan 200
Das Sterbelied 240
Die leidende Dritte 267
Herbst 279
Fröhliche Leut' 307
Thea. Phantasien über einen Teetopf 313

Im Zwielicht

Zwanglose Geschichten

(1887)

Seiner ungenannten Freundin

in alter Verehrung

der Verfasser

Die Sterne, die man nicht begehrt

Wie — nach der Lampe wollen Sie klingeln? — Wofür ſtrafen Sie mich ſo hart? — Seien Sie gut, liebſte Freundin! Wir beide dürfen uns den Luxus ſchon erlauben, zwiſchen Sternenſchein und Abendröte beieinander zu hocken ... Ihnen wird der Puls nicht höher ſchlagen, auf Ihren Wangen wird kein verräteriſches Rot ſich ſchamhaft in der Finſternis verbergen wollen — —

Und was mich betrifft ... nun, Sie wiſſen ja, ich bin gut gezogen ... ich komme aus Ihrer Schule — leider! —

Dieſer Seufzer, meinen Sie, ſei an ſich ſchon eine Ungezogenheit! Er galt nicht Ihnen — beileibe nicht — wie dürfte ich das wagen? — er galt vielmehr dem fallenden Sterne dort, der im geeigneten Momente — Sie ſahen ihn doch? — Und ſahen Sie, wie er von der kalten, ſtahlblauen Himmelshöhe ſich loslöſte, in leuchtendem Bogen niederſchoß und in dem Purpur des Abendrots ertrank gleichwie in einem Flammenmeer von Leidenſchaft? —

Wiſſen Sie, was dieſes feurige Symbol uns Männern bedeutet? Ja, wundern Sie ſich nicht, wenn ich plötzlich die Arme zum Sternenhimmel emporſtrecke und voll Inbrunſt in den Äther hinausrufe: „Hier unten ſitzt ein armer, ſündiger Erdenſohn. Er fleht euch an, ihr hohen Sterne: einer von euch, ein einziger nur, ſoll ſein leuchtendes Antlitz gewährend zu mir niederneigen und die große Gefälligkeit haben, mir in den Schoß zu fallen ... Ich kann dich ja ſo nötig brauchen, du ſchöner, unbekannter Stern, der du mir beſtimmt biſt, ohne daß einer von uns beiden vorläufig was davon weiß; an deines Atems Gluten will ich mein einſames Herz erwärmen; will mit deinem Strahlenauge eine höchſt wiſſenſchaftliche Deuterei treiben, und die einzige Frage, deren Antwort ich darin leſen will — mit Ablehnung jeglichen Fernrohrs, verſteht ſich! — dieſe einzige große, kopernikaniſche Frage ſoll lauten: ‚Liebſt du mich?‘“

So — hab' ich Ihnen diese poesievolle Rede etwa gehalten, damit Sie mich auslachen? — Und nun zitieren Sie gar noch das schöne Verschen:

„Die Sterne, die begehrt man nicht!"

Ja, warum begehrt man sie nicht? Courage haben ist alles! — Warum hat man diese Courage nicht? —

Und Sie entgegnen mir darauf: Weil jedermann weiß, daß die Sterne, treu den Gesetzen des Himmels, wunschlos in den ewigen Bahnen wandeln, die ihnen vorgezeichnet sind, und nichts zur Antwort haben als ein eisiges Lächeln, wenn drunten irgendwo ein Narr sie anschmachtet! —

Mit dem Narren meinen Sie selbstverständlich nicht mich.

Und übrigens! Muß ich angesichts jenes Sternes, den wir beide fallen sahen, noch erst zu beweisen suchen, wie wenig haltbar die himmlischen Gesetze sind, denen Sie schlankweg Ewigkeit zusprechen? Sahen wir nicht, wie er mir nichts, dir nichts dem Banne der Keplerschen Gesetze entschlüpfte und sich kopfüber einem sehnenden Erdensohne in die Arme warf? Denn gewiß saß dort im Abendrot einer dieser Narren, die Sie so verächtlich behandeln, und breitete die Arme aus, den sehnenden Blick zu den Sternen emporgewandt!

Da gibt es eine provenzalische Sage, die behauptet, jeder fallende Stern sei eine irrende Frauenseele, die ins Paradies eingehe — das Paradies, in das sie sich gebannt sieht durch einen kühnen Manneswillen, der so allmächtig werden kann, daß selbst die Gesetze des Himmels sich ihm beugen müssen. Und da sagen Sie mir nun: „Die Sterne, die begehrt man nicht."

Wenn Sie aber fein stille halten und mir zur größeren Sicherheit den Griff des Glockenzuges in die Hände geben, so will ich Ihnen als Erläuterung Ihres Zitats eine Geschichte erzählen, die — doch Sie werden ja sehen.

Der Marchese Lagri hat eine Oper geschrieben. „Le nozze del banditto" heißt sie und ist wohl nicht besser, vielleicht auch nicht schlechter als das Dutzend sonstiger

Banditenhochzeiten, mit denen italienische Komponisten die Welt beglückt haben. Für einen vornehmen dilettante ist sie jedenfalls gut genug; und als mehr will der junge Marchese auch nicht gelten, da sein musikalischer Ehrgeiz nach seinem Eintritt in die große Welt durch die Erfolge, die er als Lebemann genoß, zu einer wohltuenden Lauwärme herabgedämpft worden ist.

Er gilt als einer der elegantesten Kavaliere des jungen Rom; in seinem prunkvollen Junggesellenheim nahe am Monte Pincio werden kleine, verschwiegene Feste gefeiert, von denen bei den Morgenvisiten die vornehmen Damen sich wunderbare Sachen in die Ohren flüstern, und wenn er über den Korso reitet, bleibt manch strahlendes Auge in selbstvergessener Bewunderung an der stolzen, jugendlichen Gestalt, an dem kühngeschnittenen, dunkelbärtigen Antlitz haften, hinter dessen bedeutungsvoller Blässe eine Fülle zartester Geheimnisse sich zu verbergen scheint.

Ja, wenn er plaudern wollte! — allein er plaudert nicht. Sein Mund ist eine Kirchhofspforte. Und der Ruf unbedingter Diskretion, der ihm voranläuft, dient noch dazu, seine Erfolge zu vervielfältigen.

Ja, er ist ein glücklicher Mann, unser Marchese, und ich muß einen Seufzer des Neides hinunterschlucken, wenn ich an ihn denke.

Freilich hat auch er seine trüben Stunden. An jenen Vormittagen, die in Wein und Liebe durchschwärmte Nächte leider nach sich ziehen und von denen auch die seligen Engel sagen würden: „sie gefallen uns nicht", sitzt er, die schmerzende Stirn in die schmalen, blauädrigen Hände gestützt, und brütet mit düsteren Brauen über düsteren Gedanken. — Das zwecklose Dasein — die zerschellten Ideale — die wachsende Leere in der Brust — die unaufgeführte Oper und das greuliche Kopfweh — — oh, man kennt das alles!

An einem solchen Vormittag, zu Ende des Monats April, geschah es, daß er von einem befreundeten Kapellmeister, der in einer Stadt des hohen Nordens — nennen wir diese Stadt Stockholm — den Stab des Dirigenten

schwang, einen in heimatliche Glut getauchten Brief erhielt:

„Geliebter Marchese!

Sieg! — ich umarme Sie — ja — Sieg! schrei' ich. Gelungen ist's mir, zu einem großen Feste — baldigst wird es stattfinden — die großen Szenen des zweiten Aktes aus Ihrer „N. d. B." zur Aufführung zu bringen. Marchese, nichts fesselt Sie an Rom. Wie wäre es, wenn Sie das Dampfroß bestiegen und herüberflögen, die Proben Ihres Meisterwerkes selber zu leiten? — Und wenn Sie noch zögern: M a r c h e s e, d i e B l o n d e n, d i e B l o n d e n! — — Sie kennen sie nicht, Sie ahnen sie nicht. Die Inglesi, die auf den Trümmern des Forums herumkriechen, sind Gespenster dagegen. Zu Tausenden laufen Göttinnen hier auf den Straßen umher, die Haare aus Sonnengold gesponnen, die Augen von der Farbe unseres Campagnahimmels! Da ist der Stern unserer Oper — Fröken Dagmar heißt diese herrlichste der Barbarentöchter. — Marchese, welch ein Weib! — Sie wird Ihre Viola singen — sie hat Ihr Bild gesehen — sie nennt Sie einen schönen Mann. — Kommen Sie, — auch sonst haben brünette Jünglinge manch eine Chance hier! — Kommen Sie rasch!

Marchese, die Blonden!

Eurer Herrlichkeit untertänigster
Martinuccio.

PS. Vergessen Sie den Pelz nicht."

Der Marchese jubelte auf. — Das war es, was ihm fehlte, um seinem stagnierenden Leben neue Quellen zuzuführen.

Er ließ seine Koffer packen, schrieb ein halbes Dutzend rührender Abschiedsbriefe und fuhr leichten Herzens zur Bahn. Selbst der Gedanke, daß er in der Eile leichtlich die Adressen verwechselt haben könnte, war nicht imstande, ihn seiner Glückseligkeit zu entreißen.

Aber die Wandlung kam rascher, als er geahnt hatte.

Als er vier Tage später die Wunder des nordischen

Venedig vor seinen Blicken liegen sah, war er vor lauter Frost so wütend geworden, daß er nur den einen Wunsch empfand, dieses Barbarennest an allen vier Ecken anzünden zu dürfen, um sich an dessen Gluten zu durchwärmen. Der arme Martino! Mit seiner langen, klapperdürren Gestalt und seinem flatternden Rabenhaar stand er am Landungsplatz und streckte dem nahenden Freunde liebeglühend die mageren Arme entgegen. Ihm geschah schon recht. Die Begrüßung, die er einheimste, entsprach durchaus den Temperaturverhältnissen.

Doch schon nach einer halben Stunde, als die beiden Freunde in einem behaglich geheizten Salon des Hotel Rydberg am Abendbrotstische saßen und auf Martinos Klingeln eine blonde, hochbusige Brunhildengestalt mit züchtigen Augen und zahmem Lächeln zur Tür hereintrat, um sich nach den Befehlen der Herren zu erkundigen, begann der Marchese zu ahnen, daß er alsbald mit seinem Schicksal versöhnt sein würde.

„Gibt es hier viele von diesem Schlage?" fragte er, indem er die hohe Gestalt, die sich höchst anmutig in den Hüften zu wiegen verstand, mit leuchtenden Blicken verfolgte.

Der Kapellmeister geriet auf diese Frage hin sofort in Begeisterung.

„O padrone carissimo!" rief er, „so ist ja alles, was hier kreucht und fleucht. Und wenn Eure Herrlichkeit erst noch die Elite kennen lernen wollten. — Marchese, die Blonden, die Blonden!"

Und in einem Anfall von Raserei wühlte er sich in den schwarzen Lockensträhnen.

„Aber," fuhr er in leidenschaftlichem Flüstertone fort, „die Schönste der Schönen, die unnahbare Königin des Nordens, sie hab' ich meinem treuen Gönner bestimmt."

„Jene, — wie nannten Sie sie doch?"

„Ja, — jene — jene — jene! Morgen vor der Opernprobe werden Sie sie kennen lernen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen brauchte der Marchese zwei Stunden zu seiner Toilette. Einer solchen Zeitverschwendung hatte er noch nie ein Weib für wert gehalten.

„Ist sie das — ist sie das?“ fragte er leise den Freund bei jeder der hohen blonden Gestalten, an denen dieser ihn in der Vorhalle des Opernhauses mit leichtem, vertraulichem Gruße vorüberführte.

Martino hatte zur Antwort nur ein Achselzucken.

Endlich klopfte er an eine kleine, mit Decken verhängte Tür, die das Ende eines schmalen, spärlich erleuchteten Ganges bildete.

„Ihre Garderobe,“ flüsterte er dem bebenden Marchese zu, und durch das Schlüsselloch rief er: „Ich bin's, Signora — ich und der Freund — Sie wissen.“

„Ich bitte,“ rief eine Stimme von lichtem Metallklange.

Der volle Tag brach durch die geöffnete Tür. Da stand sie, die Diva, hochaufgerichtet inmitten all des Glanzes, das Antlitz beschattet, doch umgeben von einer Sonnenstrahlenglorie, die in tausend kleinen Lichtern durch das matt gekräuselte Blondhaar flimmerte.

Und wie sie ihm ruhig und hoheitsvoll entgegentrat, wie sie in einfacher Herzlichkeit die Hand zum Willkomm ausstreckte! ...

Der Marchese stand geblendet. Er mußte sich all seiner Erfolge erinnern, ehe er die Kraft zu einer höflich-unbefangenen Anrede gewann.

Fünf Minuten später saß er ihr gegenüber an dem winzigen, weißverhängten Guckfensterchen und erzählte mit Feuereifer von den Wonnen des italischen Lenzes.

Sie hatte die Ellbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände gestützt wie Desdemona, die Othellos Abenteuern lauscht. Und ihre Augen — o Marchese, diese blauen, feuchten, zärtlichen Augen! — hingen in harmloser Selbstvergessenheit an seinem Angesicht. Manchmal, wenn sie dem Strom seiner Worte nicht zu folgen vermochte, warf sie lächelnd ein „Langsamer, bitte!“ dazwischen.

Der Kapellmeister stand derweilen im dunkelsten

Winkel, sah von Zeit zu Zeit nach der Uhr und rieb sich in kupplerischem Vergnügen die knochigen Virtuosenhände.

Und nun fing auch sie zu reden an. Es war eine kuriose Art, in der sie die lingua toscana handhabte, stockend und mit poetischen Floskeln untermischt, das Italienisch, das die Opernsängerinnen aus Textbuch-Reminiszenzen zusammenflicken. Und doch — wie melodisch, wie berückend in ihrer Fremdartigkeit kamen die Worte aus ihrem Munde!

Sie sprach von ihrer Sehnsucht nach dem gelobten Lande, das er seine Heimat nannte. Schon seit drei Jahren habe sie mit ihrer Schwester Pläne geschmiedet, gen Rom zu pilgern, aber — und sie seufzte.

„Oh, wären Sie gekommen!“ sagte er mit Inbrunst. „Wir hätten Sie gefeiert wie eine Königin.“

Sie hob drohend den Finger, und über ihr errötendes Antlitz flog ein Schimmer bescheidner Schelmerei.

Dann erhob sie sich, ihn zu verabschieden. „Auf morgen also, Maestro — und ich hoffe, Sie werden zufrieden sein.“

Er küßte ihr zweimal die Hand und taumelte hinaus wie ein Betrunkener. Seinen Freund übersah er.

— — — — — — — — — — — — — —

Als er nach zweistündiger Fahrt durch die fremde Stadt in sein Hotel zurückkehrte, glaubte er auf seinem altvertrauten Korso umherflaniert zu sein, so wenig war irgend etwas Fremdartiges ihm aufgefallen. Er hatte während der ganzen Zeit nur sie gesehen.

Auf seinem Zimmer hielt er sich folgende Rede: „Du bist ein Esel, Antonio! — Zu Hause sitzt ein halbes Dutzend der schönsten Weiber und zählt die Stunden, bis du wiederkehrst. — Die kleine Kontessa Rotti mit dem cremefarbenen Schlafrock, dessen feuerrote Busenbänder du so oft zu keuschem Knoten schürztest. — — Die süße Annina mit den weißen Zähnchen und dem schwarzen Flaum auf der Oberlippe — Giuditta, die Heroische, in deren gelöstes Wellenhaar du dein Antlitz hineinzutauchen pflegtest

wie in die Meerflut — Margherita, Luigia und Lidia gar nicht zu rechnen — sie alle hast du im Sturm erobert — und nun sitzest du hier, verschüchtert wie ein Page, und seufzest zu der Fremden empor, als wäre sie unerreichbar wie die Sterne. — Wie gesagt, du bist ein Esel, Antonio!"

Dann fiel Martinos schmerzlich-seliger Aufschrei ihm ein: „Marchese, die Blonden, die Blonden!"

Aber sind sie nicht auch Weiber, diese Blonden? Weiber von Fleisch und Blut mit warmen Herzen und aufwallenden Sinnen? Warum hier zagen und dort kühn sein? —

Und er beschloß, Dagmar, die Blonde, für sich zu gewinnen um jeden Preis. Aber dabei ging ein Schaudern durch seine Glieder, wie es der Mönch verspüren mag, der in frevelndem Begehren die Arme zum Bilde der Madonna emporreckt. —

Am folgenden Tage fuhr er mit Martino zum Grand Hotel, um die erste Orchesterprobe seines Werkes selber zu leiten.

Sein Erscheinen erregte nicht geringes Aufsehen im Saale. In dem Chor der Räuberbräute — aus lauter blondhäuptigen Honoratiorentöchtern bestehend — erhob sich ein vielsagendes Flüstern, und aus dem Häuflein der Banditen schoß manch neidischer Blick zu ihm empor.

Sein Auge durchsuchte die Reihen, aber Dagmar war noch nicht erschienen. — Er fühlte eine quälende Angst in sich erwachen. — Wie würde er mit seinem stümperhaften Können vor ihr bestehen, vor ihr, deren musikalischer Sinn sich an den Werken der erhabensten Meister genährt hatte?

Wie, wenn es ihr einfiele, im letzten Augenblick ihre Solopartie zurückzusenden? — Der kalte Schweiß stieg ihm ins Gesicht bei diesem Gedanken.

Aber — Gott sei gelobt! Da stand sie vor ihm, die Notenrolle in der Hand, und nickte freundlich zu ihm herauf.

Der Stab in seiner Hand erzitterte, die Krähenfüße der Partitur verschwammen in Nebel.

„Soll ich für Sie eintreten, Marchese?" flüsterte hinter ihm die Stimme Martinos, der seine Verwirrung bemerkt haben mußte.

Er schüttelte hastig den Kopf — und die Probe begann.

Dank Martinos trefflicher Schulung ging alles besser, als er geahnt hatte.

Und als nun gar *sie* zu singen anhub! Wie war's anders möglich, als daß an diesem Feuer, dieser Hingebung nicht auch der Andern Ehrgeiz sich entzündete? —

Nie im Leben hatte er geahnt, daß es so schön war, was er da geschrieben hatte. Das Herz schwoll ihm vor Dankbarkeit, seine Augen schwammen in Tränen.

Sie sah es wohl und senkte mit einem kleinen Seufzer die Lider.

Ihm war zumute, als müßte er den Taktstock wegwerfen und sie vor aller Augen in die Arme schließen. — „Wär' ich ein alter Mann wie Wagner oder Verdi —" dachte er bei sich, „weiß Gott, ich tät's." Der Abstand, der ihn von dem Genie der beiden Meister trennte, kam ihm in diesem Augenblick nicht halb so lebhaft zum Bewußtsein wie der Unterschied des Alters.

So stolz und glücklich war er sein Lebtag nicht gewesen.

Als er Dagmar zum Wagen geleitete, fand er kühne, leidenschaftliche Worte für die Empfindungen, die sie in ihm geweckt hatte.

Sie wurde nicht verlegen, sie errötete nicht einmal, mit fragendem Lächeln sah sie ihm unverwandt ins Gesicht. Es schien fast, als verstände sie nicht den dritten Teil von dem, was er ihr sagte.

Ein kleiner, verstohlener Händedruck — und dann schlüpfte sie in den Wagen. — — —

Als er, berauscht von hoffender Liebe und befriedigter Eitelkeit, die fremden Straßen entlang wandelte, sah er in dem Schaufenster eines Gärtners einen Büschel leuchtend weißer Lilien, dem durch kunstvoll dazwischen-

gefügte Begonienblätter die natürliche Steifheit genommen war.

Er kaufte den Strauß und befahl, ihn zu dem nächsten Juwelier hinüber zu senden. Dort ließ er die Staubfäden sorgsam entfernen und statt ihrer an Goldfäden befestigte kleine Brillanten in die Kelche hineinhängen.

„Eine beredtere Huldigung dürfte sich kaum ausfindig machen," dachte er, als er, stolz auf seinen Einfall, den Laden verließ.

Der Scherz hatte ein kleines Vermögen gekostet. —

Am nächsten Morgen wurde er durch einen Boten geweckt, der ihm ein Päckchen überreichte, nicht größer als eine Pillenschachtel. Eine solche fand sich in der Tat in der Umhüllung. Ringsherum war ein Briefbogen gewickelt, der folgende Zeilen enthielt:

„Herr Marchese!

Die Lilien, die Sie mir als Symbol Ihrer Achtung übersenden, habe ich mit der Freude entgegengenommen, die man stets empfindet, wenn man sich nach seinem Werte geschätzt sieht. Die Tränen aber, die Sie um mich in die Kelche hineingeweint haben, sende ich Ihnen dankend zurück, da ich mich nicht gerne an dem Schmerze meiner Freunde weide, wenn ich ihnen nicht helfen kann.

Dagmar."

Der Marchese belegte sich mit einer Anzahl jener Kosenamen, an denen die Sprache seines leidenschaftlichen Volkes so reich ist.

Je höher die angebetete Barbarin vor seinen Blicken in die Wolken stieg, desto kläglicher schrumpfte sein wildes Begehren neben ihr zusammen.

„Sie muß auf der Stelle versöhnt werden," das war die erste Überlegung, deren er wieder fähig war. —

Noch hatte die Stunde der Besuche nicht geschlagen, als der Wagen seines Hotels ihn hinaus zur äußersten Nordstadt führte, wo in der Nähe des Humlegardens die Sängerin ihr Heim aufgeschlagen hatte — eine kleine umbuschte Villa, kaum größer als eine Spielzeugschachtel, mit hellblinkenden Spiegelfenstern und einer zierlichen Gartenterrasse, auf der Krokus und Hyazinthen in leuchtenden Reihen künstlich geformte Beete umfriedeten.

Die Glocke, die er zog, hallte tief und voll im Innern wider.

„Ein Haus mit solchen Fenstern, solchen Glocken kennt keine Heimlichkeit," sagte er sich seufzend, während er wartete.

Die Zofe, die ihm öffnete — groß, blond, blauäugig, wie natürlich —, nahm mit einem schüchternen Lächeln seine Karte in Empfang, murmelte ein paar Worte in ihrer fremden Sprache und schlug ihm sodann die Tür vor der Nase zu.

Wiederum wartete er eine Weile, denn er glaubte die ungefüge Nordlandstochter mit einer Botschaft ihrer Herrin zurückkehren zu sehen — aber nein — nichts regte sich fortan. Erst als er bebend vor Scham und Zorn der ungastlichen Tür den Rücken kehrte, drang aus dem Innern ein Lebenszeichen an sein Ohr — ein Kichern, silberhell, verliebt und übermütig wie die Schellen einer Pulcinella.

Dieses Kichern begleitete ihn, während er die Stufen der Terrasse hinabstieg, es klingelte noch durch sein fieberndes Hirn, als er die Pforte des Gartengitters wuchtig ins Schloß warf.

Den Wagen besteigend sandte er noch einen scheuen Blick nach der entgegengesetzten Straßenseite. Seine Auffahrt schien dort als ein Alarmsignal gewirkt zu haben. Aus allen Fenstern guckten neugierige Köpfe, und vor der Tür eines Bäckerladens stand eine Gruppe schwatzender Weiber, die — nein, er täuschte sich nicht — schadenfroh hinter ihm her lachten.

Und das ihm, Antonio Lagri, dem Liebling des Korsos!

In selbiger Nacht wurde er unaufhörlich durch ein Kichern gequält, das gespenstergleich aus allen Winkeln seines Schlafgemachs zu seinem Ohr herniederschwirrte.

Am Morgen litt er an Kopfweh und Ohrensausen und beschäftigte sich mit dem Entschlusse abzureisen, ohne die Grausame wiederzusehen.

So überraschte ihn Martino, der ihm die Meldung brachte, daß Signora Dagmar ihn unverzüglich zu sprechen wünsche. Fünf Minuten später stand er vor ihrer Garderobe.

Sie eilte auf ihn zu, sie streckte ihm beide Hände entgegen, derweil ein dunkles Rot auf ihren Wangen erglühte.

„Verzeihen Sie, mein Freund," sagte sie leise, „daß man Sie gestern auf meiner Schwelle so schnöde behandelt hat. Aber ich bin nicht schuld daran — wirklich nicht. — Meine Dienerin hat den Befehl, keinem männlichen Wesen, wer es auch sei, den Zutritt zu gestatten. — Sie sagte Ihnen, was sie ein für allemal zu sagen hat: ich sei nicht zu Hause. — Zum Unglück wußte sie nicht, daß sie von Ihnen nicht verstanden werden konnte, und — das übrige erklärt sich von selbst."

„Also es war keine Strafe?" stammelte er mit einem Aufseufzen.

„Man straft ein Vergehen — nicht einen Irrtum," erwiderte sie leise, indem sie noch tiefer errötete.

Für einen Augenblick verspürte er den Drang, vor ihr niederzustürzen und das Antlitz, auf dem Liebe und Schuldbewußtsein brannten, in den Falten ihres Gewandes zu verbergen.

„Beschönigen Sie nichts," flüsterte er, ihre Hand ergreifend; und diese Hand entzog sich ihm nicht, sondern führte ihn mit leisem Drucke zu dem Platz, auf dem er vor drei Tagen gesessen hatte.

„Sehen Sie, mein Freund," sagte sie dann, „ich bin an dergleichen Kränkungen gewöhnt, die meine Stellung mit sich zu bringen scheint, und ich verzeihe diese hier um so leichter, als noch keine vorher eine so zarte Form gewählt hatte, um an mich heranzuschleichen."

Eine Regung naiven Stolzes tauchte in ihm auf, wie der Schüler sie empfindet, der aus dem Tadel des Lehrers

ein geheimes Lob herausspürt. Aber sie ging sofort wieder in Zerknirschung unter.

„Euch vornehmen Herren," fuhr Dagmar fort, „erscheint es ja nun einmal angemessen, uns Künstlerinnen als Ware zu behandeln, und ich muß zur Schande meines Berufes gestehen, daß man euch oft genug das Recht dazu gibt. — Wir, die wir etwas auf uns halten, dürfen daher nicht zu strenge mit euch ins Gericht gehen. — Um so pedantischer aber müssen wir darüber wachen, daß die Achtung, die wir von euch fordern, nicht durch den leisesten Schatten einer übeln Deutung getrübt werde. Sie verstehen mich, wenn ich Ihnen sage, daß die ganze Stadt von hoch bis niedrig mich mit ihrer innigsten Anteilnahme beehrt, daß ich keinen Schritt wagen darf, ohne von tausend Späheraugen verfolgt zu sein, und daß in meiner Nachbarschaft über jeden Besuch, der bei mir vorfährt, aufs genaueste Buch geführt wird ... Noch darf kein einziger Mann der Stockholmer Gesellschaft sich rühmen, das Innere meiner Wohnung gesehen zu haben, denn ich fühle, daß in meiner exponierten Stellung selbst das harmloseste Gewährenlassen zur Sünde werden kann."

„Nicht an mir," fuhr sie mit plötzlichem Erschrecken fort — sie schien zu empfinden, daß sie sich im Worte vergriffen hatte —, „an mir wahrhaftig nicht; denn ich kenne den Weg, den Frauenwürde mir vorgezeichnet hat; ich weiß, wie weit ich mich wagen darf, ohne daß ich schwindlig werde und in Gefahr gerate, in den blumenbedeckten Abgrund zu stürzen — aber" — sie stockte, während ihr Auge in einem lieblichen Schimmer von Zärtlichkeit verschwamm.

„Aber?"

„Ja, warum soll ich nicht im Vertrauen zu Ihnen reden? — Ich habe eine Schwester, die bei mir wohnt, die ich erzogen habe, die ich hüte und hege mit der angstvollen Sorgfalt einer Mutter. Noch ist sie unberührt von jedem Hauch der Welt, rein, wie ich sie aus den Händen meines sterbenden Vaters empfing — aber sie ist allzu leichten Sinnes und dürstet nach den Genüssen des Lebens. — Auch sie schlägt die Künstlerlauf-

bahn ein, — mir bangt nicht für ihre Erfolge, denn sie ist ein großes Talent, aber ich zittere, wenn ich an die Gefahren denke, denen sie ahnungslos entgegengeht. — Was kann ich ihr da Besseres als Mitgift auf den Weg geben als ein strenges, meinetwegen allzu strenges Beispiel, das ihr in Stunden des Wankens Stab und Stütze würde?"

Der Marchese fühlte plötzlich ein andächtiges Interesse für jenes zarte Geschöpf in sich erwachen.

„Soll ich die Glückliche niemals kennen lernen," fragte er, „an die ein Weib wie Sie all seine Liebe verschwendet?"

„Nicht verschwendet, Herr Marchese," erwiderte sie mit freundlichem Tadel. „In der Tat, Sie werden ihr bald begegnen. Auf dem Feste im Ritterhause, an dem ja auch wir beide beteiligt sind, soll sie in einem lebenden Bilde mitwirken und so den Fuß auf die Schwelle der großen Welt setzen. Ich gestehe, mir bangt davor, aber länger kann ich sie nicht in Einsamkeit halten, denn sie ist siebzehn Jahre alt."

„Gleicht sie Ihnen?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Übrigens haben Sie an ihr eine Gönnerin, eine — — —"

Sie hielt lächelnd inne und errötete, dann erhob sie sich rasch. „Addio, mein Freund — ich höre die Klingel des Regisseurs, die zur Probe ruft."

„Und darf ich wiederkommen?"

„Warum nicht? Diese Garderobe ist neutrales Gebiet, auf dem ich zu Gaste bin wie Sie. — Dort ist die eigentliche Herrin." — Und sie wies an ihm vorüber nach einem Nebengemache hin, wo, halb verdeckt durch eine grüne Gardine, ein altes, zusammengekrümmtes Weibchen sich eifrig über ein Nähzeug neigte.

„Ah," machte er enttäuscht, denn er hatte sich in dem wohligen Gefühle gewiegt, mit ihr allein zu sein. Doch als sie ihn daraufhin verwundert ansah, schlug er beschämt die Augen nieder.

Von Minute zu Minute fühlte er sich bescheidener werden.

Als er den dämmerigen Korridor entlang ging, fiel jenes rätselhafte Kichern ihm ein. Er lauschte. — Ob sie auch jetzt hinter ihm her lachte? Doch alles blieb still.

„Nein, wahrlich, sie war es nicht — sie nicht!" so tröstete er sich im Weitergehen. „Ich müßte ja toll werden, wenn sie es gewesen wäre."

An diesem Tage hatte er den Stern gefunden, den man nicht begehrt. — — —

Das große Wohltätigkeitsfest nahte heran.

Ganz Stockholm befand sich in Aufregung; sollte doch für diesen Abend das alte Ritterhaus, die Hochburg der schwedischen Pairsgeschlechter, dem profanen Publikum die geheiligten Tore öffnen.

Die mächtige Fassade des Palastes, deren Mauerpfeiler wie verschlafene Wächter auf die dunklen Fluten des Mälarsees herniederschauen, verschwamm in einem Meere bläulichen Lichtes — endlose Wagenreihen wälzten sich heran, und der gaffende Pöbel rieb sich zufrieden die Schultern wund.

In dem weiten Rittersaale, von dessen altersdunkler Decke riesenhafte Königsgestalten in verstaubten Hermelingewändern und spinnwebüberzogenen Kronen verwundert auf die Brut der neuen Zeit herniederschauen, drängte sich ein buntes, strahlendes Gewimmel im Lichte elektrischer Sonnen.

Augen, so hell wie der Spiegel der Gletscherseen, Schultern, so weiß wie des Snehättan ewiger Schnee, Haare, so golden wie König Arthurs sieghaftes Saitenspiel!

Und die Männer! Welch ragende Gestalten! Wie blauleuchtend ihr Blick, wie eisern ihr Nacken, wie treu und ach! wie schmerzhaft ihr Händedruck!

Zwischen den Violinen vergraben saß der Marchese, sprungbereit, um Martino am Dirigentenpulte abzulösen. — Er bebte nicht. Das Selbstgefühl des römischen Nobile half ihm über jedwede Herzbeklemmung hinweg.

Einer Ouvertüre von Gade folgte ein Brautmarsch, wie ihn die schwedischen Bauerntöchter auf ihren Bergen

singen. — Ein schlauer Griff Martinos! Nach diesen schlichten, getragenen Durakkorden mußten die leichtfüßigen Rhythmen italienischer Musik berauschend wirken.

Und so geschah es.

Freilich, halb gewonnen war die Schlacht bereits in dem Augenblick, da der junge Feldherr aus dem Orchester emportauchte, um den Kommandostab zu ergreifen.

„Ein römischer Fürst soll es sein!" raunten die Männer.

„Das schöne goldene Ordensband!" tuschelten die Frauen.

„Die schönen, dunklen Augen!" seufzten die Mädchen. — Seine Oper war nur ein Anhängsel seines Erfolges.

Dagmar!

In ein Gewölk weißer Spitzen gehüllt, das ruhige Auge lächelnd zu ihm aufgeschlagen, betrat sie die Bühne.

Rauschender Beifall begrüßte den Liebling der Stadt; sie verneigte sich dankend, doch ihr Auge wich nicht von seinem Angesicht.

Sie vollendete den Sieg.

Und als er, zum fünftenmal vom Volk gerufen, die heißen Lippen andachtsvoll auf ihren Handschuh drückte, da fühlte sich auch des letzten Weibes Herz erbaut. Denn jede nahm den Handkuß als eine Huldigung, die der Fremdling ihr persönlich darbrachte.

Arm in Arm schritten sie zum Zuschauerraum hinab, stolz und strahlend beide, von Glückwünschen überschüttet, als wären sie ein Brautpaar.

Nebeneinander durften sie sich niedersetzen, derweil das Konzert seinen Fortgang nahm.

„Sind Sie glücklich?" flüsterte er ihr zu.

„So glücklich," gab sie leise zurück, „daß ich meine Pflichten versäume."

„Welche Pflichten?"

„Hinter der Szene steht mein Schwesterchen, zitternd vor Lampenfieber, und ich, ihre Beschützerin, bin nicht an ihrer Seite."

„Um Gottes willen — Sie wollten —?"

„Sie sehen ja — ich rühre mich nicht." — Und hinter ihrem Fächer sah sie mit einem Blicke voll bezaubernder Hilflosigkeit zu ihm empor.

Die lebenden Bilder sollten beginnen.

Ein kurzatmiger Herr erging sich in einem langatmigen Prologe.

Der Marchese fühlte, wie Dagmar zitterte. „Eine Furcht hab' ich," flüsterte sie, „wie ich sie um mich mein Lebtag nicht empfunden habe."

In welchem Bilde sie mitwirke? Im ersten. Als was? Sie habe dem König Gustav Wasa im Namen der Patrizier —

In diesem Augenblicke teilte sich der Vorhang. Ein Laut des Staunens hallte durch den Saal. Inmitten eines Massenbildes, das ganz durchflammt war von der farbenfrohen Pracht der Renaissance, stand vor den Stufen eines goldenen Thrones ein süßes, junges Mädel in blauem, kurzem Kleide, das in seinem kindlich-knappen Zuschnitt sich über vollgewölbten Formen straffte. — Sie hatte den goldbeschuhten Fuß gegen die unterste Stufe gestemmt und streckte mit keck erhobenem Näschen dem König einen Lorbeerkranz entgegen, als wollte sie sagen: „Bedank dich für die Ehr', Herr König!"

„Ist sie das?" fragte der Marchese belustigt.

Dagmar nickte und verbarg das Antlitz, das verschämte Freude rosig überstrahlte, hinter dem wehenden Fächer.

Und noch kecker hob sich das Näschen, noch lustiger lugten die Äuglein unter dem mächtigen Rembrandthute hervor.

„Die sieht gerade nicht aus, als ob sie Lampenfieber hätte," dachte er.

Und als der Vorhang zum drittenmal auseinanderging, da blinzelte sie sogar mit einer kleinen, vertraulich grüßenden Grimasse zum Publikum herab, so daß alles in Jubel ausbrach.

„Gott sei Dank!" flüsterte Dagmar hinterher, „ich bin fast gestorben um das Kind." — — —

Von der Bühne strömte der bunte Schwarm der Mitwirkenden zum Zuschauerraum herunter. — Männlein und Weiblein sollten in ihren Kostümen bleiben, damit es dem Tanze nicht an Farben fehle.

Dagmar eilte dem „Kinde" entgegen, das am Arme des langen Martino, schwatzend wie eine Elster, dahergetrippelt kam. Als sie die Schwester sah, machte sie ein frommes Gesicht, doch während sie ihr die Stirn zum Kusse bot, lugte sie mit kokettem Schielen zum Marchese hinüber.

Als er ihr vorgestellt wurde, kopierte sie einen Kinderknicks und lächelte dabei schlau und heimlich zu ihm empor.

Und dieses Lächeln kehrte jedesmal wieder, wenn sie bei der Tafel zu ihm hinübersah.

„Was mag sie nur von dir wollen?" dachte der Marchese. Je scheuer und einsilbiger sie ihm Rede stand, sobald er das Wort an sie richtete, desto verständnisinniger wurde ihr Blick. Ein Blick war's, der ihm durch Mark und Bein ging, als hätte sie unter dem Tische seinen Fuß berührt.

Die vier waren beisammen geblieben.

Martino, der die Damen zum Balle geleitet hatte, führte das Kind, der Marchese durfte an Dagmars Seite sitzen.

Sie war einsilbig, trank Wasser und ließ die Platten unberührt an sich vorübergehen.

Der Marchese fürchtete an ihrer Verstimmung schuld zu sein. Er neigte sich zu ihrem Ohre und sagte ihr ein paar versöhnende Schmeichelworte.

„Lassen Sie mich," erwiderte sie, indem sie herb die Lippen schürzte.

Als der Champagner kam, begann es auch drüben, wo bislang das Kind laut und ausgelassen auf Martino dreingeredet hatte, merkwürdig stille zu werden. Der Kapellmeister hatte das Kinn in die Hände gestützt, so daß die langen Spinnenfinger über dem Munde eine Wölbung bildeten, und flüsterte durch die Lücken zu seiner Nachbarin

hinüber. Von Zeit zu Zeit blitzte ein Strahl spitzbübischen Einverständnisses in ihren Augen — dann wieder sahen sie beide zum Marchese hinüber und wandten, sobald er es bemerkte, schmunzelnd und beschämt wie zwei ertappte Sünder die Gesichter zur Seite.

Eben wollte er fragen, was sie gegen ihn im Schilde führten, da sah er, wie Dagmar mit einem Seufzer, der fast wie ein Aufschrei klang, das leere Kelchglas erhob und es ihm in wild graziöser Gebärde entgegenhielt.

Ihre Gläser klangen zusammen — ihre Blicke küßten sich.

„Füllen Sie — ich will trinken!" rief sie und reckte sich.

Wieder neigte er den Mund zu ihrem Ohre: „Prego, ch' appaghe il cor, vera beatrice," flüsterte er.

„Ein Vers — von wem?"

„So betet Petrarca zur heiligen Jungfrau, so bet' ich zu Ihnen."

Sie lächelte träumerisch und ließ den Rand des Glases an ihren Zähnen klirren.

„Und Sie sagen mir nichts?"

„Ich habe Ihnen nichts zu sagen!"

„Es genügt Ihnen, daß man zu Ihnen b e t e t?"

Sie schwieg. —

„Sie haben nie die Sehnsucht empfunden, niederzusteigen von Ihrem Altare, Sie Bild ohne Gnade, und dem Beter Gewährung auf die zitternden Lippen zu drücken?"

Sie schwieg auch jetzt, aber sie schauerte zusammen, und ihr Blick glitt zur Schwester hinüber, als ob er dort Hilfe suche.

Seiner bemächtigte sich ein wilder Trotz, wie die Flammen des Champagners ihn erwecken. „Was red' ich da viel?" murmelte er vor sich hin. „Ja, wenn sie ein Weib wäre! Doch sie ist nur eine Heilige!"

Nur!

— — — — — — — — — — — — — —

Von der Bühne strömte der bunte Schwarm der Mitwirkenden zum Zuschauerraum herunter. — Männlein und Weiblein sollten in ihren Kostümen bleiben, damit es dem Tanze nicht an Farben fehle.

Dagmar eilte dem „Kinde" entgegen, das am Arme des langen Martino, schwatzend wie eine Elster, dahergetrippelt kam. Als sie die Schwester sah, machte sie ein frommes Gesicht, doch während sie ihr die Stirn zum Kusse bot, lugte sie mit kokettem Schielen zum Marchese hinüber.

Als er ihr vorgestellt wurde, kopierte sie einen Kinderknicks und lächelte dabei schlau und heimlich zu ihm empor.

Und dieses Lächeln kehrte jedesmal wieder, wenn sie bei der Tafel zu ihm hinübersah.

„Was mag sie nur von dir wollen?" dachte der Marchese. Je scheuer und einsilbiger sie ihm Rede stand, sobald er das Wort an sie richtete, desto verständnisinniger wurde ihr Blick. Ein Blick war's, der ihm durch Mark und Bein ging, als hätte sie unter dem Tische seinen Fuß berührt.

Die vier waren beisammen geblieben.

Martino, der die Damen zum Balle geleitet hatte, führte das Kind, der Marchese durfte an Dagmars Seite sitzen.

Sie war einsilbig, trank Wasser und ließ die Platten unberührt an sich vorübergehen.

Der Marchese fürchtete an ihrer Verstimmung schuld zu sein. Er neigte sich zu ihrem Ohre und sagte ihr ein paar versöhnende Schmeichelworte.

„Lassen Sie mich," erwiderte sie, indem sie herb die Lippen schürzte.

Als der Champagner kam, begann es auch drüben, wo bislang das Kind laut und ausgelassen auf Martino dreingeredet hatte, merkwürdig stille zu werden. Der Kapellmeister hatte das Kinn in die Hände gestützt, so daß die langen Spinnenfinger über dem Munde eine Wölbung bildeten, und flüsterte durch die Lücken zu seiner Nachbarin

hinüber. Von Zeit zu Zeit blitzte ein Strahl spitzbübischen Einverständnisses in ihren Augen — dann wieder sahen sie beide zum Marchese hinüber und wandten, sobald er es bemerkte, schmunzelnd und beschämt wie zwei ertappte Sünder die Gesichter zur Seite.

Eben wollte er fragen, was sie gegen ihn im Schilde führten, da sah er, wie Dagmar mit einem Seufzer, der fast wie ein Aufschrei klang, das leere Kelchglas erhob und es ihm in wild graziöser Gebärde entgegenhielt.

Ihre Gläser klangen zusammen — ihre Blicke küßten sich.

„Füllen Sie — ich will trinken!" rief sie und reckte sich.

Wieder neigte er den Mund zu ihrem Ohre: „Prego, ch' appaghe il cor, vera beatrice," flüsterte er.

„Ein Vers — von wem?"

„So betet Petrarca zur heiligen Jungfrau, so bet' ich zu Ihnen."

Sie lächelte träumerisch und ließ den Rand des Glases an ihren Zähnen klirren.

„Und Sie sagen mir nichts?"

„Ich habe Ihnen nichts zu sagen!"

„Es genügt Ihnen, daß man zu Ihnen b e t e t?"

Sie schwieg. —

„Sie haben nie die Sehnsucht empfunden, niederzusteigen von Ihrem Altare, Sie Bild ohne Gnade, und dem Beter Gewährung auf die zitternden Lippen zu drücken?"

Sie schwieg auch jetzt, aber sie schauerte zusammen, und ihr Blick glitt zur Schwester hinüber, als ob er dort Hilfe suche.

Seiner bemächtigte sich ein wilder Trotz, wie die Flammen des Champagners ihn erwecken. „Was red' ich da viel?" murmelte er vor sich hin. „Ja, wenn sie ein Weib wäre! Doch sie ist nur eine Heilige!"

Nur!

— — — — — — — — — — — — — —

„Reden wir nicht mehr davon!“ flüsterte Dagmar. „Das Kind darf von solchen Dingen nichts wissen.“

Das Kind hüstelte noch stärker.

Als sie ins Freie hinaustraten, vergoldete der erste Sonnenstrahl die Zinnen des alten Königsschlosses, das auf seinem Granitfelsen düster brütend dastand wie ein Wikingerheld, der am Gestade von wilden Fahrten träumt.

Noch waren die Straßen menschenleer, doch auf den blauen Fluten des Mälarsees schossen schon kleine, flinke Schaluppen zwischen den Inseln auf und nieder, lange, perlmutterglänzende Furchen hinter sich herziehend; und auf dem „Salzsee“ kam majestätisch ein mächtiger Dampfer daher, hohle Pfiffe ausstoßend, die schauerlich über die schweigende Stadt hinrollten.

Auf der „Stromterrasse“, jener weltberühmten Konditorei, in der die elegante Gesellschaft Stockholms ihren Mittelpunkt findet, herrschte reges Leben. Ob „schon“ oder „noch“, ließ sich nicht entscheiden. Wahrscheinlich waren es Teilnehmer des Festes, die sich hier ein zweites Stelldichein gaben. Gläser klirrten, und jubelnde Stimmen hallten dazwischen.

„Wir wollen zu Fuße gehen,“ sagte Dagmar, „es wäre schad' um jede Sekunde.“ — Und ihr Blick heftete sich voll Entzücken auf die weißen Häuserreihen, die in der Ferne rechts und links und überall aus den Wassern emporstiegen, lange zitternde Schraffierungen über die spiegelnde Flut hinziehend.

„Sieh nur, Kind, sieh!“

Aber das Kind hörte nicht. Es hatte die Augen geschlossen und lehnte mit mattem Aufseufzen das Köpfchen an des Marchese Schulter.

„Um Gottes willen — was ist dir?“

Sie schwieg und schleppte sich mit schwankenden Schritten weiter.

„Bist du unwohl?“

Das Kind erwiderte nichts, sondern — knickte lautlos zusammen. Hätte der Marchese die zarte Gestalt nicht in

seinen Armen aufgefangen, sie wäre auf das Pflaster niedergesunken.

Dagmar stieß einen Schrei aus und umklammerte die Ohnmächtige, ihre Lippen, ihre Augen mit angstvollen Küssen bedeckend.

Ein Glück war's, daß auf der Norrbro kaum fünfzig Schritte entfernt geschlossene Wagen hielten.

Der Marchese winkte den ersten der Reihe herbei und hob das Mädchen auf seinen Armen in das Innere. Dann nannte er dem Kutscher rasch die Adresse der Villa, ihm ein Fünfkronenstück in die Hand drückend.

Traurig und schweigend war die Fahrt. Dagmar weinte leise und streichelte das Antlitz des Kindes, das auf ihrem Schoße lag.

Der Marchese brach die Stille, der Trostlosen Mut einzusprechen.

„Wie sollte es Gefahr haben!“ sagte er. „Sehen Sie doch: die gesunde Röte ihres Angesichts hat sich nicht für einen Augenblick verändert!“

Und so war es in der Tat. Seltsam — aber es war so.

Als sie vor der Villa hielten, die im Morgensonnenscheine rötlich zu ihnen niederleuchtete, hob er das Kind wiederum auf seine Arme.

„Wie — Sie wollen sie hinauftragen — und allein?“ rief Dagmar.

„Warum nicht?“ fragte er mit dem triumphierenden Stolze, der auch den feinsinnigsten Mann erfaßt, wenn er Frauen physische Kräfte zeigen kann.

Die blühende Last an seinem Halse schaukelte leise. Er fühlte ihr Herz pochen, heftig, stürmisch pochen, und der heiße Atem, der seine Wange streifte, ging aus und ein wie ein Seufzen.

„Seltsam,“ dachte er bei sich.

Doch auch sein Herz begann zu pochen und pochte noch stärker, als er vernahm, wie Dagmar den Schlüssel im Schlosse zurückschnappen ließ.

Das Eden, das langersehnte, lag offen vor seinen Blicken. —

Zuerst kam eine halbdunkle Halle, die Wände mit Lorbeerkränzen austapeziert, die über mächtigen Garderobeschränken hingen.

„Hier herein!“ sagte Dagmar, eine Tür öffnend.

Ein Duft von eigentümlicher Frische, aus Veilchen, Pfefferminz und frischer Wäsche gemischt, drang ihm entgegen.

In der Dämmerung niedergelassener Jalousien sah er zwei weiße Wolken vor sich aufsteigen.

„Hier wollen Sie sie niederlassen,“ sagte Dagmar, auf die eine der Wolken weisend.

Er tat, wie ihm geheißen. — Die Ohnmächtige stieß einen Laut der Erleichterung aus und streckte sich in den Kissen.

Dagmar wies auf eine Seitentür. — „Aber leise,“ bat sie, „die Mädchen dürfen von Ihrer Anwesenheit nichts erfahren.“

Der Marchese trat in einen kleinen Salon, einfach und keusch, wie die Altarnische in einer Dorfkirche. — An den Wänden hingen in großen Stahlstichen die Bilder berühmter Musiker, — an dem einen der Fenster, die ein nebliger Hauch von blaßgelben Spitzengardinen bedeckte, stand ein Nähtischchen mit einer begonnenen Handarbeit, neben dem Sofa Notenschränke und in einer Ecke ein Erardscher Flügel, der noch geöffnet war.

Auf dem Notenpult lag der Klavierauszug der — „Nozze del banditto“.

Er warf den Pelz ab, setzte sich auf den Drehschemel und drückte in plötzlich aufsteigendem Drange die Lippen auf die weiße Klaviatur, die sie so oft mit ihren zarten Fingerspitzen geliebkost hatte. — Dann lehnte er die heiße Stirn gegen das Notenpult und schloß die Augen. In seinen Schläfen fieberte es, vor seinen Lidern schossen Blitze hin und her. Vergebens bemühte er sich, einen Gedanken zu fassen.

Aus diesem Brüten — wie lange es gedauert haben mochte, wußte er nicht — erweckte ihn eine Hand, die sich in sanftem Druck auf seine Schulter legte.

Er fuhr empor. Hinter ihm stand Dagmar und lächelte ihn an.

„Gott sei Dank!“ sagte sie. „Nun ist alles wieder gut. Ein wenig zu fest ist sie geschnürt gewesen, das war alles. Nun liegt sie im Schlafe und lächelt. Ich bin so froh, ach, so froh!“

Und sie streckte ihm in freudiger Wallung die nackten Arme entgegen.

Es durchschauerte ihn, — er senkte die Blicke zu Boden. Offenbar hatte sie in ihrer Erregung vergessen, daß sie sich noch in Balltoilette befand. Ihr Hals erschimmerte in milchiger Weiße, und auf dem rosig überhauchten Nacken entflammte in silbernen Lichtern ein zarter Flaum, sobald ein Sonnenstrahl darüber hinfuhr.

Sie sah seine Bewegung und errötete, wiewohl sie sie nicht zu deuten verstand.

„Aber nun gehen Sie rasch, mein Freund,“ bat sie in steigender Angst. „Die Uhr ist halb sechs. — Wenn meine Mädchen erwachen!“

Er nickte ein paarmal, aber rührte sich nicht.

„Hier ist Ihr Hut — eilen Sie — und den Pelz helf' ich Ihnen anziehen.“

Er ließ mit sich geschehen, was sie wollte. Er war wie im Rausche.

Und dann plötzlich schrak sie zusammen und eilte ans Fenster.

„Heiliger Gott!“ rief sie. „Sie können ja nicht fort. Inzwischen sind drüben die Läden geöffnet. Die Bäckerfrau steht vor der Tür und schaut herüber. Um meinen Ruf wär' es geschehen!“

Er hatte ein unbestimmtes Gefühl, als ob ein Ozean von Glück seine Wogen über ihn ergösse.

„So darf ich also bleiben?“

„Sie dürfen nicht — Sie müssen!“

Er schlüpfte eilends aus dem Pelze, warf ihn über den Klavierschemel und setzte sich darauf, die Hände über dem Schoß verschränkend wie ein Kind, das aus der Hand der Mutter sein Schicksal erwartet.

Sie sah es und lachte beklommen. „Was fang' ich nun mit Ihnen an?" sagte sie.

„Sie setzen sich in die Sofaecke und lassen uns plaudern."

Sie tat, als ob sie vor sich hinsänne. „Warten Sie nur," sagte sie mit einem Versuch, unbefangen zu erscheinen, „ich weiß etwas — ich mache uns Kaffee."

„Bravo!"

„Pst!" — Und darauf schlich sie auf Zehenspitzen ins Schlafzimmer. Nach etlichen Minuten kam sie durch eine andere Tür wieder, eine Tablette mit einer kleinen kupfernen Kaffeemaschine tragend.

Da — im Vorübergehen fiel ihr Blick zufällig in den Spiegel. Ein Zucken ging durch die ganze Gestalt. Die Tablette klirrte; fast wäre sie zu Boden gestürzt.

„O Gott!" hauchte sie. „Ich bin ja ——" Die Tablette sank auf den Tisch, und die Hände, die sie gehalten hatten, preßten sich in qualvoller Scham vor das erglühende Angesicht. — Für einen Augenblick — dann sprang sie zum Fenster, ergriff ein Spitzentüchlein, das neben dem Nähzeug lag, und schlug mit hastiger Bewegung das dichte Gewebe um Schultern und Busen.

Und darauf warf sie sich in die Sofaecke und nagte mit den Zähnen die Unterlippe.

Er erhob sich leise von seinem Sitze und ließ sich in den Sessel an ihrer Seite niedersinken.

Schwüles, herzbedrückendes Schweigen breitete sich über das Gemach. Nichts war zu hören als beider rasches Atmen, das in wechselnden Stößen durch die Stille hallte.

„Dagmar!"

„Was wollen Sie?" — Sie wagte nicht, das Auge zu ihm zu erheben.

„Sind Sie mir böse?"

Und jetzt sah sie ihn an — sah ihn an mit einem Blicke, der ihn bis ins Innerste erbeben machte. — Jungfräuliche Scheu — Flehen um Schonung — und grenzenloses Sich-hingeben — alles das lag in dem langen, lieberfüllten Blicke.

Er umklammerte die Lehne des Sessels, sonst wäre er vor ihr niedergesunken. Und er wollte stark sein — um ihret-, um seinetwillen.

Wiederum Schweigen. —

Dann, mit einem letzten, unglücklichen Versuch, die Unbefangene zu spielen, fragte sie: „Wann werden Sie reisen?" Ihre Stimme klang heiser.

„Nicht eher, als bis Sie mich schicken!"

„Also heute!"

„Heute? — Dagmar — heute?"

Sie biß sich auf die Lippen, wie um Tränen zu verbeißen, und nickte.

„Muß es sein?"

„Es muß sein!" — — —

„Dagmar?"

„Nun?"

„Sie sind mir noch eine Antwort schuldig!"

„Ich?"

„Haben Sie vergessen, was ich Sie heute fragte?"

„Ja!"

„Dagmar, genügt es Ihnen, daß man zu Ihnen — betet?" —

Und nun sank er d o c h auf die Knie.

„Dagmar, — hier lieg' ich vor Ihnen, andächtig und ergebungsvoll — — wie ich so — — noch vor keinem Weibe gelegen habe. Was Sie — was du — über mich bestimmst, wird gut sein. Aber einmal neig dich zu mir nieder — berühre einmal mit deinen Lippen meine Stirn — mehr verlang' ich nicht — — wirklich nicht. — — Ich müßte verzweifeln, wenn ich so — von dannen ginge." —

Und als keine Antwort erfolgte, sank er zusammen und schlug die Hände vors Gesicht. Er erschien sich wie einer, der beim Jüngsten Gericht zur Hölle wandern muß.

„Oh — Sie sind nicht — Fleisch und Blut," stöhnte er, „Sie sind kein Weib, Dagmar!"

Da plötzlich fühlte er eine weiche Hand auf seinem Haupte, fühlte, wie ein heißer Odem seine Wange streifte,

hörte ein Flüstern, leis wie ein Windhauch, dicht an seinem Ohr.

„Oh, ich bin ein Weib, mein Freund — ein schwaches und liebebedürftiges Weib. — — Ich gesteh' es Ihnen in dieser Stunde, da es über mich gekommen ist, daß ich mich anklammern möchte an Ihre Brust — und weinen an Ihrem Halse — — und Sie nie, nie wieder von mir lassen!" —

„Dagmar!"

„Rühren Sie sich nicht — ich fleh' Sie an bei allem, was Ihnen heilig ist — und hören Sie mich zu Ende. Schon manche Versuchung ist in meinem Leben an mich herangetreten, und ich — ich will schamlos genug sein, es Ihnen zu gestehen: mein Auge hat wohlgefällig auf dem Versucher geruht. Und ich hab' mir gesagt: du bist jung, und deine Seele ist zärtlich — sei die Seine. — Aber dann hab' ich meine Schwester angesehen — das Kind, das eben erst zur Jungfrau wurde — habe den wirren Lockenkopf an meine Brust gedrückt und habe gesagt: um ihretwillen wahre dich! — Fällst du, dann reißt du sie mit — und es ist nicht auszudenken, wie tief sie in den fürchterlichen Abgrund sinken könnte, denn sie ist wild und leichtsinnig und von heißen Sinnen, obwohl — so hoff' ich — noch alles schlummert in ihr. — — — Um ihretwillen bin ich rein geblieben bis auf den heutigen Tag und habe all die Zärtlichkeit, die mein Wesen von mir fordert, ihr zu eigen gegeben. — Und in dieser Stunde, da die größte von allen Versuchungen an mich herantritt, da ich mich selbst nicht kenne vor lauter Liebe und Liebessehnsucht ... da ich ganz wehrlos bin vor Ihnen, in dieser Stunde fleh' ich Sie an: Schone mich — schone mich um dieses Kindes willen! ... Entweihe nicht das Haus, in dem es schläft! ... Sorge, daß ich nicht schuldbewußt erröte, wenn es mir beim Erwachen in die Augen schaut ... Geh, mein Freund — und dein Weg soll gesegnet sein für immerdar!"

Und weinend küßte sie ihn auf die Stirn ...

Er erhob sich ... Jeder Blutstropfen war aus seinem Angesicht gewichen.

Stumm langte er nach seinem Pelze. Als er bereit war, wies er fragend nach der Straße hinaus.

Sie winkte. „Geh, es ist besser so," hieß dieser Wink. Und er ging.

Als er den Hausflur durchschritt, glaubte er in jedem Augenblick ihre Stimme zu hören, die ihn zurückrief. — Aber die Stimme schwieg. — Da, in dem Momente, als er die Tür hinter sich ins Schloß warf, vernahm er — vernahm ein leises, halbersticktes Kichern, das wie Hexengelächter hinter ihm herhallte.

Dasselbe rätselhafte Kichern, das ihn bei jenem ersten Besuche zum Gittertor geleitet hatte. Nur der Hohn vielleicht hatte damals gefehlt.

Was war das? Begann die Erinnerung leibhaftig in seinem Hirn zu spuken? Zog der Wahn in seine Sinne ein? — — —

In halber Betäubung wanderte er die Straßen entlang, bis er sich plötzlich dem Stromparterre gegenüber fand.

Gedankenlos trat er näher. Er fühlte dunkel das Verlangen, sich in einen Winkel zu setzen und still vor sich hinzuträumen.

Lautes Gelächter drang ihm entgegen. An einem langen Tische saß eine Schar halbtrunkener Zecher in Frack und weißer Binde, darunter — Martino.

So dumpf war sein Hirn, daß er sich nicht einmal wunderte, ihn hier zu finden.

Der lange Martino aber sprang jauchzend empor, ergriff ihn am Armel und zog ihn in eine Ecke. Sein hageres, weingerötetes Gesicht verzerrte sich zu einem faunischen Grinsen.

„Nun, Euer Herrlichkeit," flüsterte er. „Was für 'nen Lohn bekomm' ich nun ?— — Ich hab's der Kleinen eingegeben. — Und gut gespielt hat sie, ich möchte Gift drauf nehmen. Corpo di Bacco, ein gelehriges Früchtchen!"

Wie ein Blitzstrahl fuhr es auf des Marchese Haupt herab: Das Kind, auf dessen Reinheit und Unschuld sie schwor, dem sie in Liebe sich ganz ergeben fühlte, es hatte die Schwester — verraten!

„Na — ist's gelungen?"

Mit einer Gebärde des Ekels schob er den Kuppler zur Seite und eilte ins Freie. Viel fehlte nicht, so hätte er ihn auf der Stelle gezüchtigt.

Als er am Gestade des Sees stand, über dem der Morgenhimmel in bläulicher Helle sich wölbte, da faltete er die Hände und blickte empor.

Seit er den Stern im Fallen gesehen, war er ihm nur noch höher gestiegen.

— — — — — — — — — — — — —

Was weiter geschah, weiß ich nicht; doch erzählte man mir jüngst, daß Dagmar, die, seit die Schwester ihr weggelaufen ist, noch einsamer lebt, ihr Engagement gekündigt habe, da sie, wie es heißt, ihren Aufenthalt im Süden zu nehmen gedenke.

Man munkelt allerhand von einem geheimnisvollen Briefwechsel, doch weiß man nichts Genaues. —

* * *

Und nun fragen Sie mich, was diese lange Geschichte eigentlich soll, da sie weder für noch gegen meine These spricht?

Meine verehrteste Freundin, man begehrt die Sterne. Ja wohl. Aber man begehrt sie — zum Weibe. —

Der verwandelte Fächer

Sie sind träumerisch, sind zerstreut — Sie trällern eine Melodie leise vor sich hin. Noch einmal, wenn ich bitten darf!

„Am stillen Herd — in Winterszeit!"

Ich danke, ich weiß genug. Daher also hatten Sie gestern in der Oper keinen Blick für Ihren gehorsamsten Diener? Unser blondlockiger Walter Stolzing hat's Ihnen angetan.

Schauen Sie rasch in den Spiegel — dieses Erröten kleidet Sie wunderbar. Doch daß gerade ein Held des hohen C es ist, der es hervorzauberte, das will mir nicht gefallen!

Warum ich in so spöttischem Tone von den Tenoristen rede, fragen Sie? Oh, verkennen Sie mich nicht!

Ich bin auf der Stelle bereit, jedem Tenorsänger zu bescheinigen, daß ich ihn persönlich als die höchste Blüte der Männlichkeit, einen gewissermaßen aus der Allgemeinheit herausdestillierten Idealmann anerkenne.

Ich scherze nicht — wahrhaftig! Ich will's Ihnen beweisen — naturwissenschaftlich — echt Nordau'sch. Hören Sie zu: Das vornehmlichste Attribut des männlichen Geschlechtes — wir können das beim Menschen sowohl wie im gesamten Tierreich beobachten — ist die Gefallsucht.

Der Mann, weit mehr als das Weib, *will* gefallen und *muß* gefallen. Der Trieb der Arterhaltung bringt es mit sich, daß ein jeder im Wettkampfe um die Gunst des Weibes die Palme für sich zu erringen strebt.

Die Gunst des Weibes ist die Achse, um die das Weltenrad sich dreht. Um ihretwillen hat sich die Natur mit den leuchtendsten Farben geschmückt, um ihretwillen ertönt die Stimme alles Lebendigen in holden Harmonien, und um ihretwillen ist der Riesenkampf entbrannt, der erst erlöschen wird, wenn die Welt zur Ruhe des Eises erstarrt.

Wundern Sie sich nicht. Das ist durchaus wörtlich zu nehmen. Bei Darwin und Haeckel steht's geschrieben.

Alles Schöne in der Natur ist ein Spiel der männlichen Gefallsucht — und vieles Furchtbare ist es auch. Diese Gefallsucht, durch die im Tierreich — ich könnte ebensogut auch auf das Pflanzenreich exemplifizieren, doch das würde zu weit führen — das männliche Wesen sich seinem künftigen Gesponse bemerkbar zu machen und seine Mitbewerber zu verdrängen sucht, äußert sich in drei Eigenschaften: erstens Farbenglanz, zweitens Gesangskunst, drittens Kampfesmut.

Vom Paradiesvogel bis zum Pavian und bis zum Husarenleutnant sehen wir das ewig Männliche in herrlichster Farbenpracht erstrahlen, während das Weibchen in der Bescheidenheit seines inneren Wertes daneben verschwindet.

Von der Zikade bis zum Auerhahn und bis zum Troubadour macht sich das Männchen durch mehr oder minder wohllautenden Gesang bemerkbar, während das Weibchen sich in selbstbewußtes Schweigen hüllt.

Vom wilden Wasserkäfer bis zum brünstigen Hirsche und bis zum göttergleichen Achill werden um des Weibes Besitz die fürchterlichsten Kämpfe geführt, während dieses ruhig daneben sitzt und abwartet, wer von den Kämpfenden übrig bleibt. Hinterher läßt es sich dann von Homer und Offenbach noch ansingen. —

Wie meinen Sie? Der Hunger, nicht die Liebe, sei die Haupttriebfeder zu dem ewigen Kampfe in der Natur? Sie haben Recht, ganz Recht. — Aber wenn eines Tages die Liebe aufhörte, so würde ein jedes Geschöpf sich fragen: „Wozu soll ich dieses lumpige Leben noch leben?“ Und falls es nun nicht imstande ist, sich durch Schreiben pessimistischer Bücher die Zeit zu vertreiben, so muß es Jedem Dank wissen, der sich die Mühe nimmt, es aufzufressen. Der Kampf wäre mithin aus der Welt geschafft. — — —

Das geschilderte Verhältnis zwischen Mann und Weib gilt so weit, als wir unverfälschtem Naturwalten gegenüberstehen; erst in unserer verrotteten Hyperkultur scheint es sich umzudrehen. Wo die Eheschließung Schwierigkeit macht und drüben die Gefahr naheliegt, als alte Jungfer

zu sterben, da beginnt das Werben des Weibes um den Mann, da legt man Rot auf und lernt durch V e r hüllen sich e n t hüllen, da spielt man das Gebet der Jungfrau, da lernt man sogar fechten, wie das Beispiel der Pariser Damen beweist.

Doch kehren wir zur Natur und zum werbenden Mannwesen zurück! Von den drei Eigenschaften, durch die man die Gunst des Weibes gewinnt, wurde dem Einzelnen meistens nur eine zuteil — in seltenen Fällen schenkte ihm eine verschwenderische Laune der Natur deren zwei, wie das Beispiel des Husarenleutnants beweist.

Nun denken Sie sich aber einmal einen Mann, dem sämtliche drei als Waffen im Kampfe der Liebe mitgegeben worden sind! Die Weiberherzen müssen ihm in Legionen zufliegen, die Ziffer seiner Erfolge muß eine schwindelerregende sein, in Berlin allein tausend und drei.

Und ein solches Phänomen, in der ganzen Natur- und Menschengeschichte einzig dastehend, ist der Tenor.

Schon an Farbenpracht kommt ihm keiner gleich. Wer von uns andern Männern darf es wagen, sich in silberner Rüstung, wie sie die Schwanenritter tragen, von den Frauen bewundern zu lassen? Wer sonst noch darf in wattierten, rosaseidenen — doch schweig still, mein Herze!

An Gesangskunst — na, das versteht sich von selbst; — und was den Kampfesmut anbetrifft, so — bitte, lächeln Sie nicht, meine Freundin! — kein Bayard, kein Cid hat so viel Heldentaten aufzuweisen wie er! Endet der erbitterte Kampf, den er allabendlich mit seinen Nebenbuhlern führt — sie pflegen Bariton zu singen und schwarze Trikots zu tragen —, nicht immer mit deren moralischer Niederlage, auch wenn er, der Edle, dabei elendiglich zugrunde geht? Erduldet er nicht selbst den Flammentod mit dem größten Vergnügen, meistens sogar im Dreivierteltakt?

So — und nachdem ich diesen letzten Trumpf ausgespielt habe, werden Sie hoffentlich nicht mehr zweifeln,

daß wir in dem Tenoristen tatsächlich den Idealmann verkörpert finden, und sollte er selbst von dem seinem Berufe verbrieften Privilegium, angeborener Dummheit froh zu sein, einen mehr als polizeilich erlaubten Gebrauch machen. Doch diese Dummheit mag gerade als ein Attribut des Idealmannes gelten.

Was aber leider diesem idealen Manne gänzlich zu mangeln pflegt, das ist der Sinn für ideale Liebe; und wehe der seraphisch gestimmten Frauenseele, die in dem Menschen wiederzufinden meint, was der Sänger in so zarten Tönen versprach! Psyche mag froh sein, wenn sie sich noch mit versengten Flügeln aus dem Bereiche des Lichtes retten kann, das ihr angezündet wurde!

Da muß ich Ihnen doch gleich eine kleine Geschichte erzählen, die Geschichte eines Fächers, die hier hinein paßt und zudem einen denkwürdigen Anhang zu Ovids Metamorphosen bildet!

Eine der Frauen, für die ich von alters her schwärme, ist Frau Lili X. X. — bitte, strengen Sie sich nicht an, Sie kennen sie nicht —, die Gattin eines westfälischen Eisenindustriellen, der den preiswürdigen Einfall gehabt hat, sich mit Hinterlassung einiger Millionen in ein besseres Jenseits zu entfernen. — Sein Tod war die erste Liebenswürdigkeit seines Lebens. — Frau Lili kam nach Berlin in die große Welt wie eine verwunschene Prinzessin, die bislang in einem Rauchfang gesessen hat. Sie brachte die Gewohnheit mit, über ihre Arme zu hauchen, als wolle sie noch immer Kohlenstäubchen entfernen. Im übrigen aber war sie rein, rein bis in die geheimsten Winkel ihres Herzens. — — Ein scharmantes, kleines Persönchen mit schmalen, weißen Händen, großen, sehnsüchtigen, blauen Augen und einem dunkelbraunen Strudelkopf.

Sie saß und wartete auf die Liebe.

Wir alle machten ihr den Hof, aber wir waren ihr nicht gut genug. Wir seien allzu leichte Ware, meinte sie, nur unsere Ansprüche wögen schwer.

„Er soll mein Schicksal werden wie ich das seine," sagte sie mir einmal mit schwermütigem Augenaufschlag,

„aber er muß die Kraft haben, zu entsagen, wie ich sie haben werde." — Sie seufzte tief.

Ich auch. — Und darauf lachte der eine den andern aus.

Zu derselben Zeit begab es sich, daß ein berühmter Sänger zu einem kurzen Gastspiel in Berlin erschien. Die ganze Frauenwelt jubelte ihm entgegen und zitterte doch vor ihm, denn die Glorie wildester Don-Juan-Romantik umgab seine Gestalt, und niemals noch, hieß es, hab ein Weib dem Sturmlauf seines Werbens widerstanden. — Man kennt das wonnige Grausen, mit dem eine überreizte Frauenphantasie dem Erscheinen eines solchen Messias entgegenträumt, man weiß, wie ansteckend dieses Fieber wirkt.

Auch Frau Lili wurde von dem allgemeinen Rausch ergriffen, und sie noch heftiger als die andern, denn in ihrer Seele vereinigte sich die wissende Sehnsucht des liebebedürftigen Weibes mit den furchtsamen Schauern des neugierigen Kindes.

Wonnetrunken kam sie aus der Oper zurück, wo sie ihn in all seiner Herrlichkeit, von Jauchzen empfangen, mit Lorbeer überschüttet, zum erstenmal erblickt hatte.

Zwei Tage darauf erhielt sie von einer Freundin, die ein glänzendes Haus machte, ein Einladungskärtchen, das neben der lithographierten Formel in einer Ecke die mit Bleifeder gekritzelten Worte trug: „Er wird da sein."

Sie hüllte die wogende Brust in einen Frühlingshauch von Spitzen, sie nestelte mit zitternder Hand die duftigsten Rosen in das widerspenstige Gelock. Hold und verschüchtert wie ein Nixenkind, das zum erstenmal die oberirdische Herrlichkeit erschaut, betrat sie den Ballsaal.

Er war noch nicht gekommen. Man fürchtete sogar, er werde im letzten Momente absagen lassen. Männer wie er können sich das erlauben. — Atemlos harrend saß sie da — und so die andern alle.

Gegen halb elf Uhr ging ein freudiges Beben durch den Saal. Aus dem Vorzimmer war Kunde gekommen. —

Die Tür öffnete sich. — Er war es! Sein müder Blick überflog nachlässig den Saal, die Wirtin zu suchen, die er kaum kannte. Eine byronische Locke fiel düster dräuend auf seine durchfurchte Stirn. — Ein leiser exotischer Duft ging von ihm aus.

„Er ist es — er ist mein Schicksal," flüsterte Frau Lili und senkte den feuchten Blick in ihren Schoß, denn sie konnte seinen Anblick kaum ertragen.

Er verschwand nach einem der einsameren Gemächer. Es verlohnte sich nicht für ihn, die Zeit mit Konversation zu vergeuden.

Eine Weile später hieß es: „Er wird singen." „O Gott," seufzte Frau Lili, „wie werd' ich d a s ertragen?"

Er erschien wieder auf der Bildfläche. Seine bläulich behandschuhte Hand glitt nervös über die Schläfen, wobei die düstere Locke tiefer auf die Brauen herabsank. Offenbar kopierte er Rubinstein.

Er begann. Es war die Tostische Wimmerarie: „Vorrei morir", die er gewählt hatte, dieselbe, durch welche Mierzwinski später so reiche Triumphe erntete. — Eine Welt unendlichen Leides strömte aus seinem Munde. Die Töne drangen auf die Nerven der Weiber wie die Geißeln, mit denen die Flagellanten in wollüstigem Schmerze sich peitschten. In ihnen lag der wilde Aufschrei des Glückheischenden — der letzte Hauch des selig Sterbenden lag in ihnen. — Auf der Stirn des Sängers stand der Jammer Laokoons geschrieben. Sein umflortes Auge suchte im Saale umher, als müßte es sich an etwas anklammern, bevor es brach. — Und siehe da! es blieb auf Frau Lilis lieblichem Figürchen haften.

Ein heißer Schauer fuhr ihr den Wirbel hinab.

„Vorrei morir", wiederholte sie traumverloren. Ihr Auge hatte den Heiland erschaut — nun konnte sie sterben.

Als es zur Tafel ging, kam die Wirtin des Hauses zu ihr heran, und mit der Rührung der Wohltäterin ihre Hand drückend flüsterte sie ihr zu: „Bedanke dich, Lili, du wirst zu seiner Linken sitzen."

Ich führte sie. Es war kein Genuß, das kann ich Sie

versichern; denn ich blieb heute Luft für sie. — Ihr Auge verschlang jede seiner Mienen, sie zehrte von dem Windhauch, den seine Ärmel hervorbrachten.

Er zog die Handschuhe aus und warf sie nachlässig in ein leeres Kristallglas. Ein Panzer von Diamanten funkelte an seiner langen, mattgelben Hand. Zwischen den Fingern saßen kleine Puderrestchen, die er liebevoll auf der Hautfläche verrieb.

Er war einsilbig. — Das sind große Männer immer.

Dann und wann warf er der Wirtin ein Kompliment zu, wie man einem Hündchen ein Knöchelchen zuwirft. Sie nagte glückselig daran.

Frau Lili geruhte er zu übersehen.

Desto eifriger beschäftigte er sich mit seinem Teller. Die Hummerpastete hatte seinen vollen Beifall, — von dem Lammrücken nahm er zweimal, — bei dem Anblick der Forellen flog ein erster Schimmer der Freude über sein düsteres Antlitz, — und die Poularden gewannen ihn vollends dem Leben wieder. Dazwischen goß er den alten Chambertin in Strömen hinab.

Endlich fiel ein milderer Blick auch auf Frau Lili.

„Hatte mein Lied Ihren Beifall?" fragte er sie mit der Miene eines Mannes, der die Lösung des Welträtsels beabsichtigt.

„Oh — wie kann ich Ihnen danken?" stammelte sie.

„Danken Sie mir nicht," fiel er ihr ins Wort, die Hand vertraulich auf ihren Arm legend — ich war nun bereits anderthalb Jahre mit ihr befreundet und hatte mir eine solche Geste noch nie erlauben dürfen — „Sie waren es, die mich begeisterte, und wenn ein Hall meines innersten Empfindens in meinem Gesange nachzitterte, so habe ich es Ihnen zu danken." Er sprach es ruhig und geläufig, wie man etwas Auswendiggelerntes hersagt.

Ich überließ nun Frau Lili ihrem Schicksal. Sie hatte den Sänger zu fesseln gewußt; denn nach der Tafel zog er sie in eine dämmerige Nische, wo er wohl eine halbe Stunde mit ihr plauderte.

Bald darauf und lange vor Schluß des Festes brach er auf.

„Wahrscheinlich hat er noch in etlichen Boudoirs zu tun," raunte ein bissiger Freund mir zu, als er ihn im Vorzimmer verschwinden sah.

Am andern Vormittag ließ Frau Lili mich rufen und erzählte mir glückstrahlend, was in der Nische vorgegangen war.

Sie hatte eine merkwürdige Seelenharmonie zwischen sich und dem Sänger entdeckt. In der Auffassung der Liebe als Schicksal war er durchaus ihrer Ansicht gewesen, und die Theorie des Entsagens gar hatte er womöglich noch strenger ausgebildet als sie selber.

Ich dachte mir mein Teil, hütete mich aber, es auszusprechen. Oh, hätte ich nur nicht so feinfühlig sein wollen!

Das Ende vom Liede war gewesen, daß er vor lauter Begeisterung ihren Fächer, mit dem er gerade gespielt hatte, in die Tasche gesteckt und nicht mehr hatte herausgeben wollen.

„Was nun tun?" fragte sie in scheinbarer Hilflosigkeit, während die Freude über den an ihr verübten Raub ihr verräterisch aus den Augen sprühte.

„Das beste wird sein," meinte ich halb im Scherze, „Sie schreiben ihm, daß er Ihnen das corpus delicti persönlich wiedergebe."

Sie erglühte bis in den Nacken hinein. Der Gedanke war ihr augenscheinlich nicht mehr neu.

Gleich darauf verabschiedete sie mich. Als ich sie später einmal nach dem Fächer fragte, wurde sie verlegen und wich der Antwort aus. Wohl zwei Monate vergingen, ehe ich das rätselhafte Ereignis erfuhr, das der Armsten manche Stunde friedlichen Schlafes gekostet hatte.

Der Gedanke, daß sie den Fächer wieder haben müßte um jeden Preis, war ihr fortan nicht mehr aus dem verliebten Köpfchen gewichen. Selbst ihre gekränkte Frauenwürde führte die Sophistin ins Feld, um von sich selber die Erlaubnis zu einem Stelldichein zu erbetteln. Endlich faßte sie einen heroischen Entschluß und schrieb ihm in sein Hotel folgende Zeilen:

„Mein Herr!

Ich bitte Sie, mir mein Eigentum zurückzugeben. Zu diesem Zwecke werde ich Sie am Sonnabend um zwölf Uhr in dem linken Oberlichtsaale des Museums erwarten.

Lili X. X."

Sie sehen hieraus, wie naiv sie noch war. Einen Mann wie ihn nach dem Museum hinzubestellen, wo die Backfische und die Studenten sich ihre Rendezvous geben!

Halb betäubt vor Angst saß sie zur bestimmten Frist auf dem Rundsofa in der Mitte des Saales und starrte nach der Tür.

Er ließ wohl eine Viertelstunde auf sich warten; doch das gehörte sich so. Endlich erschien er, in einen kostbaren Biberpelz gehüllt, ein blauseidenes Cachenez vor dem Munde. Er sah unwirsch aus und schien es eilig zu haben.

Sein Blick glitt durch den Saal und blieb zweifelnd auf ihr haften. Er mußte kurzsichtig sein, denn er fixierte hinterher noch zwei andre Damen; und wäre sie ihm nicht mit einer schwachen Bewegung zu Hilfe gekommen, er wäre vielleicht an ihr vorübergegangen.

Nun trat er mit lächelnder Milde auf sie zu und ergriff ihre Hand.

„Mein geliebtes Kind!" sagte er.

Die Knie wankten ihr vor Schreck und Scham. Wo nahm er das Recht her zu solcher Anrede?

Darauf sah er sie wieder mit jenem seltsam prüfenden, zweifelnden Blicke von der Seite an, wie jemand tut, der einen andern in seinem Gedächtnis unterzubringen sucht.

„Es war etwas dunkel," sagte er dann leise, fast zärtlich, wie um diesen Blick zu entschuldigen.

Sie sah erstaunt zu ihm empor. „Ja, es war etwas dunkel in der Nische," entgegnete sie verschämt.

Er lächelte. Sie verstand das Lächeln nicht; aber es lag etwas darin, das sie erröten machte.

„Oh, ich war glücklich!" sagte er dann und drückte ihr verständnisinnig die Hand.

Sie war aufgestanden; er aber setzte sich dicht vor ihr auf dem Ledersofa nieder und — streckte die Beine aus.

Diese Bewegung erinnerte sie an ihren verstorbenen Gemahl. Es lag in der Tat etwas von der Ungeniertheit eines Ehemannes darin. Ihr wurde sehr unbehaglich zumute, und sie errötete aufs neue.

Und wiederum sah sie seinen prüfenden Blick auf sich gerichtet. Diesmal schüttelte er sogar den Kopf.

„Ist das heiß hier," sagte er dann, knüpfte den Pelz auf und zog die Handschuhe ab. Dabei fiel ihm einer von seinen Brillantringen zur Erde.

Er bückte sich phlegmatisch.

„Den darf ich nicht verlieren," sagte er, „er ist ein teures Andenken von der Fürstin ..." Er hielt inne und lächelte eitel.

Sie erschrak. Unmöglich! Sie mußte sich verhört haben.

Er drehte den Ring langsam an den Gelenken hinunter und beäugelte auch die andern.

„Sehen Sie diesen hier —" sagte er. Sie unterbrach ihn hastig; vielleicht hätte sie sonst ein interessantes Seitenstück zu der Karl Moorschen Erzählung von den vier Ringen zu hören bekommen.

„Kennen Sie unsere Galerie bereits?" fragte sie.

„Nein," erwiderte er und hielt die Hand vor den Mund, wie um ein Gähnen zu unterdrücken.

„Es ist mir tief schmerzlich, meine teuerste Frau," fuhr er nachlässig fort; aber w a s ihm tief schmerzlich war, sollte sie nie erfahren, denn plötzlich hielt er inne und griff mit der Hand nach seiner Kehle, wobei zwei gurgelnde Töne zum Vorschein kamen.

„Oh — ich bin wieder belegt," sagte er dann, „und heute soll ich singen. Dieser Temperaturwechsel — ich muß machen, daß ich fortkomme, sonst werde ich stockheiser."

Darauf erhob er sich und langte mit seiner Rechten in die weite Tasche seines Pelzes, aus welcher er einen weißen, viereckigen Karton hervorzog, der mit einer rosaseidenen

Schnur umwunden war. Einen Augenblick zögerte er — noch einmal jener zweifelnde Blick, — dann, wie sich zu raschem Entschlusse aufraffend, flüsterte er mit vielsagendem Lächeln: „Und hier ist, was Sie wünschten."

Mechanisch nahm sie das Päckchen an sich. Sie wagte kaum mehr sich zu rühren, so unheimlich war ihr zumute.

Er ergriff zum Abschied ihre Hand.

„Wie gern möchte ich Sie auf die Stirn küssen, mein geliebtes Kind," flüsterte er.

„Um Gottes willen!" schrie sie auf.

„Aber es sind Leute da," fuhr er mit ruhigem Lächeln fort. „Auf Wiedersehen heut in der Oper — nicht wahr?"

Damit eilte er hinaus.

Wie versteinert starrte sie ihm nach. „Warum behandelte er mich so?" stammelte sie. Wie gern hätte sie sich beglückt gefühlt, aber das Weinen war ihr nahe!

Vollends betäubt schlich sie nach Hause.

* * *

Dort öffnete sie das Kästchen.

Berauschender Blumenduft stieg daraus empor. Obenauf fiel ihr ein Zettel ins Auge, auf dem die Worte standen: „Ewige Erinnerung an die Stunde des Glücks."

Und unter dem Zettel, auf dunkelroten Rosen gebettet, lag statt des Fächers — — — ein Hausschlüssel.

— — — — — — — — — — — — — —

La donna è mobile

Warum sind Sie so entrüstet, liebe Freundin? Über das wetterwendische kleine Fräulein, das seit gestern abend in aller Leute Munde ist?

Ich gebe ja zu, am Tage vor der Hochzeit, da Borchardt bereits den Braten spickte und der Champagner schon auf Eis lag, mit einem andern davonzulaufen, — es ist ein starkes Stück. Aber Philosophen dürfen sich nie ereifern.

Und schließlich — tat sie nicht wohl daran, die liebe Kleine?

Ihr Verlobter, freilich, der hat das Nachsehen — aber warum tönte auch alle Welt von seinem Lobe wider?

Warum hieß er auch der schöne Oskar? — Welcher Frau von Rasse — um Ihren beliebten Ausdruck zu gebrauchen — muß es für die Dauer nicht unerträglich werden, ein Männerantlitz von tadelloser Regelmäßigkeit vor sich zu sehen? — Nicht der kleinste Höcker auf der Nase, nicht das leiseste Fältchen, das nicht im Schönheitskodex stände — ich bitte Sie, wer kann das aushalten? Er war zu schön, und das war sein Verderben.

Und dann bedenken Sie: dieses erdrückende Übermaß seiner Tugenden! Ein solcher Adonis und nicht im mindesten von den Weibern verdorben! Keine Spur von Schlingelhaftigkeit im Wesen! Nie gewillt, sie zu malträtieren! Der reinsten, hingebendsten Liebe fähig! Ohne jeden Flecken, jede Pikanterie in seiner Vergangenheit. Sie werden mir zugestehen, daß für viele Ihres Geschlechtes, welche die sogenannten „gefährlichen" Männer zu schätzen wissen, diese Vorzüge ebensoviele Mängel bedeuten.

Da war ein solches mauvais sujet, wie der gräfliche Entführer, ein ganz andrer Held! Ich bitte Sie, wer kann dem Siegerlächeln eines Mannes widerstehen, dessen Pfad mit zerbrochenen Eheringen gepflastert ist und der eine halbe Million unbezahlter Ehrenschulden aufzuweisen hat? — —

Und dann vor allen Dingen: La donna è mobile. Ich weiß ja, Sie bestreiten die Wahrheit dieses Satzes und halten ihn für eine plumpe Fabel, die die Herren der Schöpfung erfunden haben, um ihre eigene Flatterhaftigkeit zu vertuschen. Ich geb' es zu: Männlein und Weiblein haben einander nichts vorzuwerfen. — Aber *ein* Unterschied existiert doch: der Mann wandelt sich in seinen Neigungen mit vollem Bewußtsein, er macht sich Gründe oder wenigstens Scheingründe zurecht und kämpft den Zwiespalt des „Für" und „Wider" redlich durch — wenn auch freilich nur zu oft in gröblich egoistischem Sinne! Die Frauen hingegen! Nun, ich will die alte Mär' von ihrer Logiklosigkeit nicht wieder aufwärmen, — Sie selbst, scharfsinnigste aller Freundinnen, beweisen ja leuchtend, wie anfechtbar sie ist, — jedenfalls aber ist es das Überwiegen unbewußter Mächte im Frauengemüt, jene rätselhafte innige Verwandtschaft mit dem Naturleben, welche sie häufig zu so naivem, rapidem und unerklärlichem Wechseln ihrer Gefühle und Neigungen verführt. Und das — obwohl das Weib von der Natur zur Treue prädestiniert ist, wie ich Ihnen gerne zugeben will.

Sie fragen, warum ich so nachdenklich vor mich hinschmunzle.

Mir fällt hierbei eine Frau ein, der ich gestern auf der Straße begegnete und die mir einen Blick voll tiefster Dankbarkeit zuwarf, dafür — daß ich sie *nicht* grüßte.

Sie finden das seltsam. Ja, ich muß Ihnen die Sache doch erzählen! Sie hat ihre psychologisch interessante Seite. Also: Ich hatte in einem der letzten Sommer einige Wochen am Rhein zugebracht und befand mich auf der Heimreise nach Berlin. Da ich mich in Frankfurt mit dem Schaffner gut zu stellen gewußt hatte, war ich in meinem Kupee allein geblieben. Nicht für lange.

Auf der Station Elm, jenem entzückend gelegenen fränkischen Neste, öffnete er mit bedauerndem Achselzucken die Tür, und herein stieg eine dichtverschleierte, elegante Dame mit üppigen, noch jugendlichen Formen. Sie drückte

das Taschentuch, das sie zusammengeballt in der Hand hielt, für einen Augenblick gegen die Stirn und wandte sich dann wieder zum Bahnsteig hinaus, von wo aus eine artige Anzahl von Handgepäckstücken, ein Sonnenschirm, ein Regenschirm, eine juchtenlederne Necessaireetasche, ein spitzenbesetztes Reisekissen, eine getigerte Plüschdecke und dergleichen ihr zugereicht wurden.

Dann folgte ein dunkelbärtiger Herr, dem Anschein nach in der Mitte der Dreißiger, der höflich vor mir den Hut lüftete und sich dann neben ihr niederließ.

Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander. Er hatte ihre Hand gefaßt und schaute still vor sich nieder. Sie desgleichen. Nur erschütterte von Zeit zu Zeit eine zuckende Bewegung — wie ein tränenloses Schluchzen — ihren Körper.

Sie brach zuerst das Schweigen. „Wie lange sind wir noch beisammen?“ fragte sie. Es war eine sanfte, leis verschleierte Stimme, deren Klang dem Ohre schmeichelte.

„Noch fünfunddreißig Minuten,“ sagte er, nach der Uhr sehend.

„O mein Gott!“ sprach sie schmerzlich vor sich hin.

„Du bist abends mit Dunkelwerden in Berlin,“ sagte er nach etlichem Schweigen.

„Und wann kommst du nach Zürich?“ fragte sie.

„Morgen früh,“ antwortete er. „Ja, und dann liegen wieder hundert Meilen zwischen uns.“

Sie preßte seine Hand fester. „Aber du schreibst mir oft, nicht wahr?“

Er nickte.

„Jeden andern Tag wie bisher?“ fuhr sie fort.

„Gewiß, mein Weib,“ erwiderte er leise und innig. „Wär's anders möglich? Und du antwortest dann sofort, wie bisher. Auch von den Kindern schreib mir viel. Du weißt, wie sehr mein Herz an ihnen hängt.“

„Du Guter!“ preßte sie leise hervor, sich an ihn schmiegend. Ihr ganzer Körper erzitterte bei seiner Berührung, und langsam sank ihr Kopf an seine Schulter in stiller, selbstvergessender Hingebung.

Und wieder saßen sie schweigend da, ganz ineinander versenkt.

Auf mich, den Zuschauer, achteten sie nicht. Wie sollten sie auch? Wenn zweien Gatten die Trennungsstunde schlägt, gibt's keinen Dritten mehr auf der Welt. Zudem war ich augenscheinlich so sehr in meinen Roman vertieft — es war das Neueste und Großartigste von Guy de Maupassant, wie mir der fliegende Buchhändler auf dem Frankfurter Bahnhof versichert hatte —, daß von meiner Anteilnahme unmöglich etwas zu fürchten war.

Und nun schlug sie den Schleier zurück. Ein volles, aber blasses Gesicht mit einem interessanten Fältchen der Ermüdung wurde darunter sichtbar. Die Augen, die sehr schön zu sein schienen, waren vom Weinen gerötet, die Lider geschwollen.

Arme Frau! — — —

Dann begannen sie wieder zu reden. Es war ein trauliches, inniges Geplauder, von dem ich leider — leider nur abgerissene Worte verstehen konnte; aber jedes dieser Worte war so, als ob ein übervolles Herz seinen ganzen Liebesschwall hineinpressen wollte.

Und nun pfiff der Zug. Die grotesken Türme der alten Bischofstadt Fulda wurden hinter dem Kupeefenster sichtbar.

Da brach sie in lautes Weinen aus, und während der Zug hielt, klammerte sie sich mit zuckenden Händen an seinem Halse fest und stieß Laute voll wahnwitzigen Schmerzes aus.

Er sprach tröstend und beruhigend auf sie ein, aber auch ihm, dem starken Manne, standen die Tränen in den Augen. Dann versuchte er mit sanfter Gewalt sich von ihr loszumachen. Es war die höchste Zeit, denn die Schaffner begannen schon die Türen zu schließen.

„Leb wohl,“ sagte er mit zuckenden Lippen und sprang auf den Bahnsteig hinaus. Die Tür schlug ins Schloß, und fast in demselben Momente setzte der Zug sich in Bewegung.

Sie schaute ihm nicht mehr nach. Es schien, als ob die Kräfte ihr versagten. Zusammengekauert saß sie in einer Ecke und weinte leise vor sich hin.

Ich hielt es für unzart, sie irgendwie zu stören, und las mich nun wirklich in meinen Guy de Maupassant hinein, wiewohl die Lettern anfangs vor meinen Augen allerhand Reigentänze aufführten.

Da, als — eine Stunde später — der Zug in Bebra hielt, hörte ich plötzlich ihre verschleierte Stimme in sanfter Bitte sagen: „Ach, mein Herr, verzeihen Sie, mir ist nicht ganz wohl. Darf ich Sie bitten, mir ein Glas Wasser zu besorgen?"

So wurden wir miteinander bekannt; und wiederum eine Stunde später war es mir wirklich gelungen, sie ihren schmerzlichen Gedanken zu entreißen. Sie hörte meinem Schwatzen mit etlicher Teilnahme zu, und von Zeit zu Zeit glitt sogar ein Lächeln über ihr Angesicht. Ja, noch mehr! Sie wurde selber mitteilsam und erzählte mir unter anderm, daß sie sich in Homburg ein Rendezvous gegeben hätten und daß er bis Fulda mit ihr gekommen sei, um dann sofort nach Zürich zurückzukehren. Allerhand Geschäfte hielten ihn leider an die Schweiz gefesselt, während sie selber gezwungen sei, in Berlin zu leben.

„Wohnen Sie auch in Berlin?" fügte sie fragend hinzu, während der Ausdruck einer plötzlichen Sorge in ihren Zügen aufflackerte. Und als ich die Frage bejahte, fuhr sie merklich zusammen.

Von nun an wurde sie einsilbiger, und eine Weile später sagte sie mir, daß sie sich müde fühle und versuchen wolle, ein wenig zu schlafen.

Und sie schlief wirklich, schlief mit kurzen Unterbrechungen volle fünf Stunden lang.

Die kleinen, zierlich beschuhten Füßchen gegen den jenseitigen Sitz gestemmt, den Kopf weit in die Kissen zurückgelehnt, so saß sie da. Der üppige Busen hob und senkte sich in tiefen, regelmäßigen Atemzügen, und von Zeit zu Zeit flog ein nervöses Zucken über ihr Angesicht.

In Halle bekamen wir zwei neue Passagiere — sie ließ sich nur wenig durch sie stören und schlief weiter; erst kurz vor dem Ende der Fahrt wachte sie endgültig auf.

„Ah, wir sind ja bald da," rief sie, zum Fenster hinausblickend. Die Ruhe schien ihr wohlgetan zu haben. Ein rosiger Hauch lag auf ihren Wangen, und ein leises Lächeln spielte um ihre Mundwinkel. Mit vieler Lebhaftigkeit machte sie sich daran, ihre Siebensachen zusammenzuraffen, und je mehr wir uns der Stadt näherten, desto erwartungsvoller wurden ihre Mienen, desto heller leuchtete ihr Lächeln auf. Sie schien die Zeit nicht mehr erwarten zu können, bis wir in die Bahnhofshalle einfuhren, guckte alle Augenblicke zum Fenster hinaus, stand auf und setzte sich wieder.

Endlich waren wir da.

„Gott sei Dank," sagte sie vergnügt und reckte sich ein wenig, wie man zu tun pflegt, wenn geheime Angst und freudige Erwartung vereint einem das Herz beklemmen.

„Darf ich Ihnen vielleicht beim Besorgen der Droschke behilflich sein?" fragte ich.

„Ich danke Ihnen vielmals," sagte sie rasch mit verwirrtem Lächeln, „*aber mein Mann erwartet mich.*"

Da, als wäre eine Feuersbrunst auf ihren Wangen entzündet, flammte ihr Angesicht in glühender Schamröte auf, sie starrte mich wie versteinert an und griff zweimal mit den Händen in die Luft, als wolle sie das entflohene Wort mit Gewalt zurückholen.

„O mein Gott!" sagte sie dann, sich mit der flachen Hand vor die Stirn schlagend, und brach in demselben Augenblicke in leises, heftiges Schluchzen aus.

„Um Gottes willen, gnädige Frau," raunte ich ihr zu, aber sie hörte mich nicht.

Und nun wurden die Türen aufgerissen.

„Rosa! Rosa!" riefen mehrere Stimmen. „Da bist du ja!"

Vor dem Kupee standen mehrere Damen, alte und junge, auch ein Herr mit zwei Kindern an der Hand.

Und noch immer schluchzend — sank sie in seine Arme. — — —

Dann einige Monate später in einer Gesellschaft — — — Ah, da kommt die Lampe!

Das römische Bad

Wie? Man hat Sie verlästert, ärmste Frau? ... Was hat man denn gesagt? Sie seien mit einem Herrn im Theater gewesen? Sie haben ihm erlaubt, Sie in Ihrem Wagen heimzugeleiten? ... Aber, ich bitte Sie, hat man denn nicht Recht? ... Wenn ich nicht irre, war ich selber jener Herr ... Wollen Sie Ihren teuern Freundinnen verwehren, Blutzeugen der Wahrheit zu sein? ...

Die pikanten Schlußfolgerungen sind es, die Sie empören? — Sagen Sie mir eine einzige Harmlosigkeit auf der Welt, aus der man nicht pikante Schlüsse zöge, und ich will mich Ihrer Empörung anschließen ...

Vorgestern, als wir bei Z.s zusammen waren, erlaubte ich mir beim Abschiede die gewiß unverdächtige Bemerkung, daß Sie ein wenig blaß aussähen und daß ein Spaziergang im Tiergarten zur Mittagzeit Ihnen gut tun würde. Frau Meyer beobachtete uns, und wenn ich auch das verständnisinnige Lächeln, das auf dem Antlitz dieser Dame erblühte, nicht bemerkt hätte, so würde ich doch darauf schwören können, daß sie heute erzählt, wir hätten heimlich ein Rendezvous verabredet ... Daß ich, wie wir miteinander stehen, einfach hätte sagen können: ‚wissen Sie was? ich werde Sie abholen kommen', daß ich Sie überdies zu jeder Tagesstunde in vollendeter Einsamkeit zwischen Ihren vier Pfählen genießen kann — notabene, wenn Sie mich empfangen wollen —, daran denkt man nicht.

Bitte, bitte, ereifern Sie sich nicht! Ob wir in Berlin oder in Abdera wohnen? fragen Sie. Ob wir den Staub des Schildbürgertums niemals von unseren Füßen schütteln können? — Nein, das können wir nicht. Abderiten bleiben wir, oder vielmehr, wir werden es in dem Augenblicke, in dem wir das Einladungskärtchen, das uns Herr und Frau Meyer übersenden, n i c h t abweisen und es etliche Wochen später durch ein ähnliches erwidern. — Dadurch räumen wir Herrn Meyer — und noch mehr der Frau Meyer — also Leuten, die uns nie etwas angingen

und nie etwas angehen werden — das Recht ein, über unseren Handlungen zu Gericht zu sitzen. Wir werden Sklaven des Hauses Meyer.

Freilich, auch Demokrit war ja ein Bürger von Abdera; aber wie ich Demokriten kenne, hat er sich ein Halbhundert Formulare lithographieren lassen, worin in den schönst geschweiften Lettern geschrieben stand, daß er zu seinem unendlichen Leidwesen verhindert sei, der an ihn gütigst ergangenen Einladung zum — das Datum wird später ausgefüllt — Folge zu leisten, — auf gut Griechisch: „Bleibt mir drei Schritt vom Leibe!"

Sie haben Recht, das darf sich nur Demokrit erlauben; wir Andern aber stürzen uns kopfüber in jene Heuchel- und Lästeranstalt, die man Gesellschaft nennt, sie, die unsere Talente erstickt, unseren Charakter verflacht und — wenn sie's gut mit uns meint — unsere Eitelkeit großpäppelt.

Eine solche Gesellschaft, ob sie in Berlin oder in Inowrazlaw sich bildet, ist ihrer Natur nach kleinstädtisch angelegt, und nur die Erscheinungsformen dieser Kleinstädterei sind hier und dort verschieden.

Ob Frau Meyer sich hier nußgroße Brillanten in die Ohren hängt, ob sie sich dort mit der Brosche schmückt, die sie als Zugabe zu einem illustrierten Familienjournal erhalten hat, ob sie ihre Freundinnen zum „five o' clock" oder zum Kaffee mit frischen Waffeln bei sich sieht, ob die Spitzen der Literatur und der Kunst oder ein paar ungelenke Referendare mit benzinduftigen Handschuhen bei ihr verkehren, ob sie über Schopenhauer und Flaubert oder über die Marlitt und Gregor Samarow zu schwatzen weiß, es bleibt sich alles ganz egal: der Geist, der in dieser Frau lebt, ist hier und dort der gleiche; sie versteht nie und nimmer, von ihrer werten Persönlichkeit abzusehen, urteilt stets aus der Enge ihrer zufälligen Erfahrungen heraus und ordnet sich willig jeder Willkür unter, die gerade an der Mode ist.

Der geistige Horizont sei hier und dort ein verschiedener, sagen Sie. Ganz recht. Doch was hilft

unserer Frau Meyer — ich meine der großstädtischen — die Weite ihres Horizonts, wenn ihr Auge nur die Fähigkeit besitzt, das Farbenschreiende, das kleinlich sich Vordrängende, das zufällig in den Weg Geworfene zu erkennen, für alles Übrige aber mit Blindheit geschlagen ist?

Sie steht dicht an dem Strom der Weltgeschichte. Ganz recht. Aber was schöpft sie daraus? — Anekdoten!

Sie trinkt an den ersten Quellen literarischen und künstlerischen Schaffens. — Ganz recht. — Aber was tut sie in den Premieren, den Ausstellungen, die sie nie versäumt? Sie stellt sich selber aus.

Sie steht im Verkehr mit den bedeutendsten Männern der Zeit ... Ganz recht. — Aber als was betrachtet sie sie? Als Salonzierden. Sie kennt ihre kleinen Schwächen ganz genau, sie hat beobachtet, mit welcher Eitelkeit jener geniale Maler vor dem Spiegel seine Krawatte zurechtrückte, sie weiß zu erzählen, wie dieser greise Gelehrte, dessen Ruhm die Welt durchhallt, nach dem Champagner ein heimliches Schläfchen machte, sie hat all' die gepfefferten Frivolitäten aufgefangen, welche jener sinnig zarte Poet in Weinlaune um sich streute. Da lob' ich mir mein kleines Cousinchen in der Provinz. Die kennt all' diese Herren von besserer Seite. Sie hat das große Bild des Malers in einem schönen Holzschnitt bewundert, sie hat das Schaffen des Gelehrten nach einer guten Biographie ihres Journals ahnen gelernt, sie hat den Poeten in seinen keuschesten Empfindungen belauscht.

Aber das hat ja Frau Meyer alles auch, sagen Sie. Oh, noch mehr, viel mehr! Das Original jenes Holzschnittes hängt in ihrem eigenen Salon, und über die Bücher des Gelehrten und des Dichters kann sie selber Bücher reden — aber nur, um zum Schlusse hinzuzufügen: „Und der das geschaffen hat, ist mein Freund. — Beweis: Mein letztes Diner."

Ja, unsere Frau Meyer ist eine echte, rechte Schildbürgerin. Sie sieht trotz ihres weiten Horizonts nicht über ihre Nase hinweg, ihr Geist ist ein Speicher pikanter

Geschichtchen, ihr Herz ein Altar der Gnade, doch ihre Zunge ein Guillotinemesser.

Sie lachen ... Nein, nein, ich spreche im Ernst. — Meine These ist: „Wo Geselligkeit herrscht, da ist auch Abdera!“ Denken wir uns drei, vier, fünf, sechs solcher Frau Meyer, die zwischen dem Leipziger Platz und dem Grunewald wohnen, zu einem geselligen Kreise vereint, so entsteht eine Kleinstadt in optima forma; ein Kirchturmgeist schwebt darüber, der wert wäre, der Genius von Buxtehude zu sein.

Aber eines haben wir Abderiten der Großstadt vor denen des Provinznestes voraus: wir können uns unsere Kreise wählen, und wenn uns der eine nicht mehr gefällt, siedeln wir in einen andern über. Auch ist die Wachsamkeit, mit der man uns beglückt, nicht gar so scharf, die Schlinge, die uns die guten Freunde um den Hals legen, kann nicht so enge zugezogen werden. Frau Meyer hat mehr mit ihrer Toilette, ihren Vergnügungen zu tun als ihre Namensschwester in der Kleinstadt, auch arbeitet ihre Zunge nicht gar so unbarmherzig, weil, weil — — ja, wie drück' ich das aus? — weil gestern ein kleines, zierliches Billett durch einen eiligen Boten abgegeben wurde zu einer Stunde, da Herr Meyer ... na, kurz und gut, sie kennt Momente der Milde, weil sie sich von den Grazien noch nicht verlassen fühlt.

Aber Frau Meyer in der Kleinstadt! Vor der gibt es kein Entrinnen! Tugend und Borniertheit, das sind die beiden Reiser, aus denen sie ihre Megärengeißel zusammenflicht ... Von den Zuständen, die da herrschen, können Sie sich wohl kaum eine Vorstellung machen, und damit Sie sich ein wenig trösten, will ich Ihnen eine kleine lustige Geschichte erzählen, die viel zu unglaublich ist, als daß sie erfunden sein könnte. — Hören Sie zu: Dablowo ist ein kleines Nest irgendwo im Osten und besitzt eine Kirche, ein Rentamt, drei Kaufläden, die zugleich Branntweinschenken sind, und einen gemeinsamen Platz zum Wäschetrocknen.

Auf dem Kirchturme steht ein einbeiniger Wetterhahn,

vor dem Rentamt ist das Treppengeländer abgerissen, in den Schaufenstern der Läden prunken je zwei urnenartige Glasgefäße mit Fruchtbonbons und Lakritzenholz — in einem sogar ein staubiger Zuckerhut mit einer Girlande von Kalkpfeifen ringsum —, und auf dem Trockenplatz wurde im Winter vor zwei Jahren ein erfrorener Handwerksbursch gefunden. — Mehr an Dablowoer Merkwürdigkeiten aufzuzählen, würde mir schwer fallen.

Die Honoratioren bestehen aus dem Pfarrer, dem Rentmeister, dem Amtsrichter und zweien der Gastwirte — der dritte wurde wegen seiner geheimen Leidenschaft fürs Pferdestehlen in Acht und Bann getan —, und seitdem Dablowo Eisenbahn erhalten hat, kommen noch dazu der Stationsvorsteher und der Bahnmeister.

Diese Honoratioren waren einig darin, daß sie als die edelste Blüte der Menschheit geschaffen seien und daß jenseits des Gemeindewaldes die eigentliche Welt aufhöre. Der Pfarrer seinerseits, ein kleines vertrocknetes Männlein mit einer Tabaksnase und der Stimme eines weinenden Kindes, hielt alles, was außerhalb seines Kirchspiels gelegen war, für einen ungeheuren, schwarzen Sündenpfuhl und hatte außerdem nur noch eine Überzeugung, nämlich, daß Homer die Präpositionen seiner Sprache nur deshalb in Anwendung gebracht habe, damit er, der Pfarrer Lewenthan, dreitausend Jahre später einen Kommentar dazu schreibe.

Seine Gattin war eine Eingeborene von Dablowo, die er sich vor fünfunddreißig Jahren heimgeholt hatte. Sie besaß eine eigentümliche Art, mit dem Schürzenzipfel unter der Nase vorbeizuwischen und dabei die dümmsten Fragen zu tun. Ihr schönster Charakterzug war das Himbeergelee, von dem sie im Spätsommer ihren Freundinnen je ein Töpfchen zu verehren pflegte.

Sie hatte eine Cousine, Fräulein Leontine Wisotzky, eine Jungfrau jenseits der Dreißiger, welche Putz machte und eine Leihbibliothek hielt. Sie behauptete stets, die neuesten literarischen Erscheinungen auf Lager zu haben und nach den neuesten Pariser Modellen zu arbeiten.

Letzteres konnte die Dablowoer Damenwelt aus naheliegenden Gründen nicht nachprüfen; aber wenn die Mode mit der literarischen Produktion gleichen Schritt hielt, so mußte sie seit dem Jahre 1837 stillgestanden haben — aus diesem Jahre nämlich stammte das Nesthäkchen ihrer Bibliothek, die neueste Ausgabe von Karoline Pichlers ausgewählten Romanen. Diese alte Schachtel — ich meine nicht Karoline Pichler; gegen Kolleginnen soll man höflich sein — hatte die gefährlichste Zunge in dem ganzen Neste. Sie sagte ihren Freundinnen alle nur denkbaren Schandtaten nach, besaß aber nichtsdestoweniger das Vorrecht, bei ihnen der Reihe nach Abendbrot zu essen. — Um sich an den Nichtswürdigkeiten der Andern zu weiden, gab man sich selber gutwillig preis, denn man wußte wohl, daß Fräulein Leontine zu viel Gerechtigkeitssinn besaß, um Ausnahmen zu machen.

Fräulein Leontine war es auch, welche höchlich gemißbilligt hatte, daß der Amtsrichter Krause, ein behäbiger, breitschulteriger Junggeselle, der den Eindruck machte, als müßte man ihm ein Stücklein Seife schenken, sich plötzlich einer Jugendliebe erinnerte, die er vor soundsoviel Jahren in der Universitätsstadt besessen hatte, rasch einen vierwöchigen Urlaub nahm und nach Ablauf dieser Frist mit einem hübschen, runden Weibchen heimkam, das zwar nicht seine Jugendgeliebte, aber doch wenigstens deren Tochter war. Man bleibt gern in der Verwandtschaft.

Es zeugt für den schönen Charakter von Fräulein Leontine, daß sie sofort ihre eigenen Träume zu Grabe trug und der jungen Frau ihre glühendste Freundschaft entgegenbrachte. „Denn Jugend muß zusammenhalten," sagte sie.

Frau Käthe, ein lebenslustig-harmloses Weltkind, fühlte sich nicht wenig einsam in dem traurigen Neste, und da die Hauptstadt der Provinz mit der Bahn in wenigen Stunden zu erreichen war, so schlüpfte sie in der ersten Zeit ihrer Ehe gar manches Mal auf eine Stippvisite zu ihrer Mutter hinüber.

Herr Krause fand alsdann niemand, der ihm abends die Pantoffeln brachte und zwei Stunden später das Licht auslöschte — ein Sybaritentum, dem sich sein an Entbehrungen gewöhntes Junggesellenherz nur allzu gerne hingab. — Er fing an, die Besuche seiner Frau mit scheelen Augen anzusehen, und ging schließlich so weit aus seinem Phlegma heraus, um sie ihr ganz zu verbieten. — Frau Käthe war nicht träge im Ersinnen von allerlei Vorwänden, und da nichts fruchten zu wollen schien, schaffte sie sich einen kleinen Schnupfen an, der nur durch ein römisches Bad, wie man es in der Hauptstadt erhielt, beseitigt werden könnte. — Allein ihr Gatte huldigte in der Therapie der entgegengesetzten Ansicht. Er erklärte, daß er ein grundsätzlicher Feind jeglichen Badens sei und nicht dulden werde, daß sie ihre Gesundheit gänzlich ruiniere.

Frau Käthe vergoß bittere Tränen, aber sie fügte sich.

Da geschah es, daß ihr Tyrann aufs Land hinaus mußte, einen Lokaltermin abzuhalten, der voraussichtlich zwei Tage in Anspruch nehmen würde.

Frau Käthe war rasch entschlossen, die Zeit nutzbringend zu verwerten. Kaum war der Wagen ihres Gatten hinter den Pappeln der Chaussee verschwunden, als sie ihren Handkoffer packte und zur Bahn hineilte; denn der Zug kam in der nächsten Viertelstunde vorbei.

Auf dem Perron ging mit Gendarmenschritten Fräulein Leontine auf und nieder. Der Vogel auf ihrem Hute nickte verheißungsvoll, und ihre rotgeäderte Nasenspitze hob und senkte sich leise. Sie hatte die Witterung.

Frau Käthe suchte ihr rasch in ein Kupee zu entschlüpfen, aber sie stürzte ihr nach und klopfte energisch an das Glasfenster.

„Wohin, meine Teuerste, wohin?"

„Nach der Stadt," erwiderte Frau Käthe mit schuldbewußtem Erröten und machte sich im Innern des Kupees zu schaffen.

„Was wollen Sie da? Wie?"

„Ein römisches Bad nehmen — ich habe den

Schnupfen," erwiderte Frau Käthe, der in der Eile keine neue Notlüge einfiel; doch gleichzeitig besann sie sich auf die Kämpfe, die sie mit ihrem Gatten durchgemacht hatte, und ängstlich fügte sie hinzu: „Aber bitte, sagen Sie niemand etwas davon, mein Mann könnte es erfahren, und —"

In diesem Augenblick setzte der Zug sich in Bewegung.

Gedankenvoll schaute Fräulein Leontine ihr nach. „Die kleine Person will immer was Apartes haben," überlegte sie. „Unsereins heilt den Schnupfen, indem er sich eine Flasche Salmiakspiritus unter die Nase hält; sie muß nach der Stadt fahren und — — — was heißt das übrigens, ‚römisches Bad'? Ich kenne allerhand Bäder, Seebäder, Flußbäder, Eisen-, Salz- und Kamillenbäder, kalte und warme Bäder. Die Rentmeisterin hat ihr Kleines sogar in Rotwein gebadet, obgleich ich das für einen himmelschreienden Luxus halte, aber ein römisches Bad, ein römisches — — —"

Eine Stunde später zerbrach sich ganz Dablowo den Kopf darüber, welche Art von Bad ein römisches Bad wohl sein möge. In der „Preußischen Krone" gerieten zwei Parteien heftig aneinander, von denen die eine Rom für einen Badeort erklärte, während die andre es bestritt.

Endlich fiel ein Licht in diese Finsternis — und welch ein Licht!

Fräulein Leontine war nach dem Pfarrhof geeilt und hatte ihrer Cousine das merkwürdige Faktum mitgeteilt. Nach längerem Ratschlagen hatte die Pfarrerin sich in das Studierzimmer ihres Mannes begeben, der heute, wie seit fünfunddreißig Jahren, Präpositionen aus dem Homer herausseihte.

Leontine legte das Ohr ans Schlüsselloch und lauschte, aber sie hörte nichts weiter als eine Menge abgerissener Fremdwörter, die sie nicht verstand. Das war man an dem „überstudierten" Pfarrer so gewohnt. Dann vernahm sie, wie er in ein Lachen ausbrach und mit seiner weinerlichen Stimme sagte: „Heute? Warum soll es das heute

nicht auch geben? ... In den großen Städten sind Laster zu Hause, von denen deine Einfalt — Gott möge sie dir erhalten! — sich nichts träumen läßt. Sie gleichen jenem Gomorrha, welches der Herr in seinem Zorn — — —"

Etliche Minuten später kam die Pfarrerin mit einem dicken Buch in der Hand ins Zimmer zurückgestürzt. Ihr Antlitz war bleich vor Schreck und Entsetzen.

„Jesus, Jesus, wer hätte das von dem jungen Wesen gedacht!" schrie sie, die Hände faltend.

„Was hat sie getan? Was hat sie getan?" rief Leontine, und ihre Augen funkelten.

Darauf setzten die Frauen sich nebeneinander auf dem Sofa nieder, flüsterten, schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und studierten eifrig in dem Buche, welches die Pfarrerin aus dem Studierzimmer ihres Mannes mitgebracht hatte. Sodann ließ man sich zur Feier des Tages einen extra starken Kaffee machen, aß Butterzwieback mit Honig dazu, und während man jammernd über die Schlechtigkeit der Welt zu Gericht saß, leckte man sich vergnüglich den Honig von den Lippen.

Eine Stunde später nahm Fräulein Leontine das dicke Buch unter den Arm und machte mit ihm einen Rundgang durch den Ort, von dem sie innig befriedigt gegen Mitternacht heimkehrte.

Als Frau Käthe folgenden Tags das Kupee verließ, sah sie in einem Winkel des Bahnsteigzaunes zwei Mägde stehen, welche kicherten und mit den Fingern auf sie zeigten.

Sie schämte sich und dachte: „Das ist die Strafe!"

Eine Weile später sah sie den Rentmeister in seiner Flausjacke und mit seinen langen Schmierstiefeln auf sich zukommen. Ein vierschrötiger, aber gutmütiger Geselle, der jammervoll unter dem Pantoffel stand.

Als er sie bemerkte, stellte er sich gegen einen Pappelbaum und wischte sich die Stiefel im Grase des Chausseegrabens ab.

„Guten Morgen, Herr Rentmeister!" rief sie ihm fröhlich zu.

Er hörte nicht.

„Sind Sie heute blind und taub dazu, Herr Rentmeister?“ sagte sie und tippte ihn auf den Arm.

Da drehte er sich um, sah sie von oben bis unten an, genau so, wie es seine Frau zu machen pflegte, und ging seiner Wege.

Starr vor Schreck schaute Frau Käthe ihm nach. „Er muß etwas mit meinem Manne vorgehabt haben,“ tröstete sie sich, aber das Wasser stand ihr in den Augen.

Gleich darauf sah sie Fräulein Leontine mit der Wirtin der „Preußischen Krone“ am Fenster stehen und ihr entgegenschauen.

Sie grüßte freundlich und wollte an sie herantreten, „Guten Tag“ zu sagen, aber die beiden Frauen dankten ihr nicht, sondern drehten ihr langsam und verächtlich den Rücken.

Ganz betäubt schlich sie nach Hause und brach dort in bittere Tränen aus.

Um Mittagzeit brachte der Hausknecht der „Preußischen Krone“ einen versiegelten Brief, der an ihren Gatten adressiert war.

Sie hatte nicht übel Lust, ihn zu öffnen, aber sie bezwang sich und legte ihn auf seinen Schreibtisch.

Gegen vier Uhr abends kam er heim, müde und staubbedeckt. Frau Käthe lag auf dem Sofa und hatte Kopfweh. Vor lauter Gewissensbissen wagte sie kaum, ihm einen Kuß zu geben.

Er öffnete den Brief, und kaum hatte er die ersten Zeilen gelesen, als er in ein zorniges Grunzen ausbrach.

„Käthe, was hast du angerichtet?“ Er stand vor ihrem Sofa wie Othello vor dem Bette Desdemonas, kaum minder schwarz als er.

Da fing sie bitterlich zu schluchzen an und versprach, es nie wieder tun zu wollen.

„Was?“

„In die Stadt fahren, ohne daß du's weißt.“

„Und weiter hast du nichts getan?“

„Was sollt' ich denn sonst noch getan haben?“

„Hier lies mal.“ Er warf ihr den Brief zu. Darin stand:

„Geehrter Herr!

Dem Wunsche des Herrn Rentmeisters und der andern Herren vom Préférencetisch folgend muß ich Sie zu meinem größten Leidwesen bitten, mich in Zukunft nicht mehr mit Ihren Besuchen beehren zu wollen. Gleicherweise ist es nach dem, was Ihre Frau Gemahlin getan hat, unseren Frauen unmöglich, den Verkehr mit derselben fortzusetzen.

Achtungsvoll

Der Wirt zur ‚Preußischen Krone‘.“

Frau Käthe rang die Hände, der Amtsrichter aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen, er griff nach seiner Mütze und begab sich direkt in das Gastzimmer.

Dort saßen Wirt und Rentmeister und ein paar andre Gäste in schwerem Ernste beieinander. — Das dicke Buch, das dem Studierzimmer des Pfarrers entstammte, lag mitten unter ihnen.

Der Amtsrichter ließ sich sein Stammseidel geben, als ob nichts geschehen wäre, setzte sich dem verlegen lächelnden Rentmeister gerade gegenüber und sagte: „Du — was für'n verrücktes Zeug hat deine Frau wieder ausgeheckt?“

„Meine Frau — wie?“

„Was bedeutet denn der Wisch, den mir der Wirt in deinem Auftrage zugeschickt hat?“

„Du weißt also noch nichts?“

„Ne, — ich weiß gar nischt.“

„Nimm mal dieses Buch und lies.“ — Der Amtsrichter drehte es ein paarmal um seine Achse und fand auf dem Rücken in Goldpressung die rätselvollen Worte „A — Blitzröhre“.

„Wo das Zeichen liegt,“ sagte der Rentmeister.

„Was hat meine Frau mit —?“

„Lies nur!“

Die angemerkte Seite enthielt den Artikel „Bad“; darin waren mit Bleistift folgende Zeilen unterstrichen: „Schon die alten Schriftsteller berichten, daß in den römischen Bädern die Frauen mit den Männern

zusammen badeten. Dadurch wurden sie bald zu Stätten der Unzucht und der Schwelgerei, in welchen Laster aller Arten heimisch waren. Besonders seitdem Caracalla —"

Er klappte den Band zu.

„Na ja — und?"

„Und der Pfarrer hat gesagt, daß es da heute noch genau so zuginge."

„Und — und?"

„Und — ja, erfahren mußt du es doch einmal, armer Kerl — deine Frau ist gestern in so einem römischen Bade gewesen." —

Was sich hierauf ereignete, darüber gehen die Nachrichten auseinander. Gewiß ist nur, daß der Band „A — Blitzröhre" dem Rentmeister an den Kopf flog gleich wie ein Blitz aus gewitterschwangerem Himmel.

Ein halbes Jahr später wurde der Amtsrichter auf seinen dringenden Wunsch in eine größere Stadt versetzt; dort soll sich auch seine Abneigung gegen das Baden allgemach gelegt haben.

* * *

Sie lachen, verehrteste Frau. — Ihr Trübsinn ist verscheucht. Was sagen Sie? Ich hätte wider meine eigene These gesprochen? Sie meinen, weil eine Analogie zwischen unserem geistigen Niveau hier und dem jenes Nestes unmöglich sei?

Oh — römische Bäder kennt man hier; aber fragen Sie nur Herrn Meyer, was „Idealismus", fragen Sie nur Frau Meyer, was „Entbehren" ist!

Sie lächelt

Sie täuschen mich nicht, liebe Freundin, Sie haben Kummer gehabt. Sagt es mir nicht das Zucken, das um Ihre Mundwinkel spielt? Les' ich es nicht in Ihren geröteten Augen?

Sie haben Chloral genommen, sagen Sie mir. — Das gibt rote Augen, da haben Sie Recht. — Aber was brauchen Sie Chloral zu nehmen, Sie, die Sie sich sonst stets Ihres gesunden Schlafes rühmten?

Sie sind erkannt, also zwingen Sie sich lieber nicht, mir ein heiteres Gesicht zu machen.

Man muß sich nicht gehen lassen, sagen Sie. Ist das nun hübsch von Ihnen? Warum werfen Sie einen alten Freund wie mich zu dem großen Haufen der Fremden, dem man sich nur im Paradeanzug zeigt? Und nun versuchen Sie gar zu lächeln? Um des Himmels willen, wischen Sie dieses Lächeln fort, es schneidet mir in die Seele! — Sagen Sie mir ja nicht, das wäre ein Lächeln der Selbstbeherrschung, denn das hab' ich schon lange auf dem Strich.

Fern sei es von mir, mich an dem Heroismus zu vergreifen, der ein freundliches Gesicht macht, um ein geliebtes Wesen über Schmerz und Elend hinwegzutäuschen, fern sei es von mir, der Verzweiflung zu spotten, die nächtlich in die Kissen hineinschluchzt, um der Morgensonne ein sonniges Antlitz zu zeigen. Wogegen ich mich wende, das ist die Selbstbeherrschung um der leeren Form willen, die das Empfinden versteckt, weil es als unhöflich gilt, Temperament zu haben; die auf Socken einherschleicht, weil der harte Tritt die Nerven irgendeines Schwächlings verletzen könnte; welche Wonne und Weh, Sehnsucht und Ekel unter demselben fälschenden Lächeln verbirgt.

Oh, wie ich dieses Lächeln hasse!

Denken Sie, wir wären in einer großen Gesellschaft und machten von einem stillen Winkel aus unsere Kulturstudien. Eine Gestalt nach der andern zieht vorüber. Was da von dem nackten Halse emporsteigt, was sich in

den hohen Halskragen hineinwürgt, sind das Menschengesichter? Nein! Larven sind es, gesellschaftliche Larven, alle mit derselben glitzernden Wachsschicht eines öden, seelenlosen Lächelns überzogen, Larven, die man auf der Treppe vorbindet und wieder ablegt, wenn man unten im Wagen sitzt.

Und unter diesen Larven nagt der Gram, wühlt der Ärger, lacht die Liebe, rast die Leidenschaft. So glauben wir wenigstens. Es sind ja Menschen wie wir, und auch wir haben die Larve vors Gesicht gebunden, weil's der „gute Ton" so will.

Da lob' ich mir das Bauernvolk im Hinterwald, im Hochgebirge. Das prügelt, das schimpft, das liebt, das sticht mit Messern um sich und ist so roh wie möglich, aber es schluckt nichts in sich hinein und ertötet nichts in seiner Brust. Es kann sich austoben. Und das hat seinen großen Vorteil! Wenn es wahr ist, daß das Glück auf der ungestörten Entfaltung der Persönlichkeit beruht, so ist dort der Hochsitz irdischer Wonnen.

Ich weiß wohl, das ist paradox; auch dort ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Aber dieser fatale gesellschaftliche Schnürleib läßt das Blut in den Adern ebben, bis unser ganzes inneres Leben stagniert und der stolze Strom der Leidenschaft zum parfümierten Sumpfe wird. — Sehen Sie, das ist die Strafe! Das Lächeln der Selbstbeherrschung wird zum Lächeln der Lüge, und diese Lüge zehrt so lange an unserem Wesen, bis nichts mehr an uns ist, um dessen willen es sich zu lügen lohnte, bis alles hohl und schal und eitel ist. — — —

Lassen Sie mich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die Ihnen zeigen wird, woher die Wut stammt, die ich soeben an Ihnen, Sie Unschuldslamm, ausgelassen habe.

Sie wissen, glaub' ich, daß ich früher einmal Lehrer war. Mädchenlehrer? fragen Sie. Mit Vorliebe.

Es sind etwa sechs Jahre her, da erhielt ich den ehrenvollen Ruf, der einzigen Tochter eines angesehenen Finanzmannes — mehrfacher Millionär, glaub' ich — Unterricht zu erteilen. Worin, das war nicht recht ausgemacht,

jedenfalls aber sollten Geschichte der Philosophie, Ästhetik, Kunstgeschichte, Mythologie, Literatur, Stilistik und Rhetorik zu den vorerst in Angriff zu nehmenden Disziplinen gehören. Sie finden das ein bißchen reichlich, ich fand dasselbe; aber als ich der gnädigen Frau meine darauf bezüglichen Bedenken aussprach, beruhigte sie mich, indem sie meinte, es käme nicht so sehr darauf an, den Inhalt dieser Gebiete zu erschöpfen, als vielmehr „den Geist des jungen, blumengleichen Geschöpfes zu bereichern". Ich verstand vollkommen. Meine Aufgabe war: praktische Anleitung zum Geistreichsein.

Die Mutter war, wie Sie schon ahnen, eine oberflächliche und eitle Gesellschaftsdame, der Vater ein trockener Geschäftsmann, die Tochter ein hochmütiges, kühles Goldprinzeßchen, noch ziemlich dürftig an Gestalt, aber bereits vollgestopft mit dem Dünkel und der Unduldsamkeit der gefeierten Löwin. Anfangs beliebte sie, mich wie eine Art Bediensteten über die Achsel anzusehen; erst einige Spöttereien meinerseits bewogen sie, sich etwas mehr in acht zu nehmen. Immerhin hatte ich meine liebe Not mit ihr. Mit Ausnahme des Französischen, das sie schnatterte wie ein Papagei, hatte sie so gut wie gar nichts gelernt. Und dazu war sie von einer wahrhaft naiven Trägheit; was ihr nicht anflog, existierte nicht für sie.

Sie war arm an Gedanken und schien auch arm an Empfindungen; wenigstens bemerkte ich nicht, daß ihr bleiches, hageres Gesicht den gewöhnlichen Ausdruck der Müdigkeit und Blasiertheit jemals verlor. Die Erziehungsmethode der Mutter gipfelte in dem Bestreben, ihrer Tochter ein liebenswürdiges Lächeln beizubringen.

„Ines, mein Kind, was sollen die düsteren Schatten auf deiner Stirn? Ines, durch Freundlichkeit gewinnt man die Neigung der Menschen. Ines, ich wünsche, daß du lächelst!"

Und Ines zuckte die Achseln und lächelte. Anstatt dem jungen Wesen Liebe und Lebensfreudigkeit ins Herz zu gießen, verlangte man nichts weiter, als trügerischen Sonnenschein auf seinem Angesicht zu sehen.

Was mich trotz ihrer unangenehmen Seiten zu meiner Schülerin hinzog, war die vollendete Abgeschlossenheit, in der sie dahinlebte. — Sie war vereinsamt — vielleicht ohne es selber zu wissen, und da mein Glaube, daß alle Fünfzehnjährigen ein reiches Seelenleben führen müssen, nun einmal feststand, so beschloß ich, ihrem Wesen auf den Grund zu gehen, um zu erfahren, ob darin nicht manches schlummere, was des Erwachens wert wäre.

Ich wählte ein Gewaltmittel, das mir in ähnlichen Fällen noch stets geholfen hatte: ich las ihr Heines „Buch der Lieder" vor.

Daran knüpfte ich etliche Erörterungen über die Liebe und den „großen Schmerz" im allgemeinen, und siehe da! mein Mittel wirkte. Ihr Auge begann zu leuchten, ihre Züge gewannen Leben, und mit hochroten Wangen gestand sie mir, daß beide, die Liebe wie der große Schmerz, ihr nicht fremd seien und daß sie ein Tagebuch führe, in welches — und so weiter.

Nun hatte ich den scheuen Vogel gefangen. Sie gewann Vertrauen zu mir, ja, sie tat noch ein Übriges — sie verliebte sich in mich. Interessant war es zu beobachten, wie sie diese ihre Gefühle zu erkennen gab: sie stützte ihr Gesicht in beide Arme, so daß die Ärmel bis über die Ellbogen zurückfielen, schlug möglichst langsam die Lider auf und starrte mich mit verschwommenen Blicken an. Wenn ich dann verweisend sagte: „Ines, träumen Sie nicht," seufzte sie so geräuschvoll wie möglich und las oder schrieb gemütlich weiter.

Sie lernte nun so fleißig und gab sich so rückhaltlos meiner Leitung hin, daß ich hoffen durfte, durch meinen Einfluß die Fehler ihrer verschrobenen Erziehung wett zu machen. Ich lehrte sie, daß die Elenden, die zerlumpt und barfuß einhergehen, nach denselben Gesetzen denken und fühlen wie die Großen dieser Erde und daß man daher alle Menschen mit gleicher Liebe ins Herz schließen müsse. Das war ihr etwas Neues, Unerhörtes, und umso inbrünstiger beschloß sie, ihm fortan nachzuleben. — Auch gegen die innere Verlogenheit der gesellschaftlichen Formen

zog ich zu Felde. Einmal gab ich ihr ein Aufsatzthema, welches lautete „D a s L ä c h e l n". Sie wußte nicht, was damit anfangen; erst als ich ihr — mit mehr Wärme, als vielleicht nötig gewesen wäre — meine Meinung auseinandersetzte, da leuchtete es in ihrem Auge auf, als hätte ich ihr innerstes Empfinden getroffen. In ihrer Arbeit fand ich hernach meine Gedanken mit einer Leidenschaftlichkeit wiedergegeben, die mich in Erstaunen setzte. Die Schlußworte darin lauteten: „Das Hohe und Edle im Menschen, sein Stolz, sein Glück, seine Liebe, alles erstirbt allgemach, wenn das Lächeln auf seinen Lippen das Lächeln der Lüge ist."

Das war alles ganz gut und schön, aber — es brach mir den Hals.

Zwei Tage, nachdem ich Ines den Aufsatz mit dem Prädikat „Gut" zurückgegeben hatte, erhielt ich einen eingeschriebenen Brief, in dem die gnädige Frau mir mitteilte, daß sie sich wegen mangelnder Übereinstimmung der Ansichten genötigt sehe, mich zu entlassen.

* * *

Jahre waren vergangen. Ich hatte meine Schülerin nicht wiedergesehen, bis mich vor einiger Zeit das Schicksal ganz unverhofft mit ihr zusammenführte. Es war bei einem Diner im Hause des Herrn L...

„Kommen Sie, ich will Sie zu Ihrer Dame führen," sagte der Hausherr, mich am Arm ergreifend. „Frau Kommerzienrat Z... Sie kennen sie ja."

„Habe nicht den Vorzug."

„Ach, Unsinn! Sie sind ja ihr Lehrer gewesen — sie hat's mir selber erzählt."

Verwundert horchte ich auf. Da sah ich sie auch bereits. Tief in einen Fauteuil zurückgelehnt, spielte sie mit den Elfenbeinstäben ihres Fächers. Eine üppig schlanke Gestalt — ein volles, bleiches, leider zu stark gepudertes Gesicht, große, schwarze, müde blickende Augen, eine blendende Büste — wahrlich, ein schönes Weib!

Nun wurde sie meiner gewahr. Ein prüfender Blick

überflog meine Gestalt, — wahrscheinlich wollte sie sehen, ob der ehemalige Präzeptor inzwischen salonfähig geworden war, dann streckte sie mir mit nachlässiger Bewegung die Hand entgegen, und dabei flog über ihr Gesicht ein Lächeln, das sich zu dem der Fünfzehnjährigen verhielt wie das Nordlicht zum Frühlingssonnenschein — ein Lächeln, halb höflich, halb gelangweilt, doch so kalt und trostlos, daß mich ein Frösteln überlief.

Wir fragten einander: ‚Wie ist's so lang' gegangen?' dann kam das Signal zur Tafel, und ich führte sie auf unsere Plätze.

Sie trank rasch hintereinander ein paar Gläser Rotwein. — Der Ton unseres Gesprächs wurde heiter und ungezwungen, wie es sich für zwei so alte Bekannte geziemte. Sie gestand mir nachträglich ihre damalige Liebe und spöttelte nach Kräften darüber.

Ich lenkte das Gespräch allgemach auf die Gegenwart.

„Und, gnädige Frau, als alter Freund, der an Ihrem Geschicke regen Anteil nimmt, darf ich wohl fragen: sind Sie glücklich?"

„Glücklich? O ja!" Da war das fatale Lächeln wieder! Wie zwei kleine Schlangen ringelten sich die Fältchen um ihre Mundwinkel.

„Ihr Gatte? Wo ist er? Ich konnte ihm leider nicht mehr vorgestellt werden."

„Der, den ich eben grüße." Sie erhob ihr Glas und nickte mehrmals zu einem Herrn hinüber, der am andern Ende der Tafel saß. Ein fahles, abgelebtes Gesicht, zwinkernde, kleine Augen, ein halb ergrauter Spitzbart — ich wußte genug.

„Und wann haben Sie ihn kennen und lieben gelernt?"

„L i e b e n gelernt?" erwiderte sie in eigentümlich gedehntem Tone.

„Aha, jetzt wird sie dir Konfidenzen machen," dachte ich; und sie fuhr fort: „Als mein Gatte um mich warb, war ich über die törichten Träume lange hinaus. Ich verschwieg ihm keineswegs, daß ich ihm so etwas wie Liebe nicht zu bieten hätte."

„Und er?"

„Nun — er ging eben drauf ein."

„Aber e r liebt Sie doch?"

Sie lächelte nur. Die Schlänglein spielten.

„Dieses Weib ist namenlos elend," sagte ich mir.

„Sie sind so höflich, mich ungläubig anzusehen," fuhr sie fort. „Ich täusche mich nicht. Er gab mir selbst höchst ausreichende Beweise. Vier Wochen nach der Hochzeit — Sie sind ja ein alter Freund, und ich brauche Ihnen nichts zu verschweigen — überraschte ich ihn, als er in unserem jungen Heim einer meiner Freundinnen — sie sitzt nicht weit von hier — das Geständnis machte, er habe mich nur geheiratet, um in ihre Nähe zu kommen. Er wird dasselbe vermutlich auch andern Freundinnen gesagt haben."

„Und was taten Sie?"

Sie zuckte die Achseln. „Was konnte ich tun? Ich lächelte."

In diesem Augenblick rief eine Dame zu ihr herüber: „Ines, hast du deine Rechnung von Worth schon erhalten?"

Sie wandte sich sofort zu der Sprecherin und schien ganz bei der Sache.

Ich starrte derweilen halb gedankenlos nach ihrem weißen Halse hin und sah zu, wie der Puder in kleinen Schüppchen sich loslöste und auf Busen und Nacken hinunterstäubte.

Da stieß mich mein Nachbar zur Linken an, ein bekannter Spötter und Lebemann, den ich flüchtig kannte.

„Sie sind ein Glückspilz," raunte er mir zu. „Die schöne Frau Ines macht Ihnen ja Avancen."

„Wie kommen Sie darauf?" erwiderte ich ziemlich unwirsch.

„Nun — erzählte sie Ihnen nicht die rührende Geschichte von dem Verrate ihres Mannes vierzehn Tage nach der Hochzeit? Das tut sie allemal, wenn sie sich jemand heranholt."

Ich hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge; da

drehte sie sich wieder zu mir um und fragte in gleichgültigstem Tone: „Wovon sprachen wir doch eben?“

Und da wir beide nicht darauf kamen, so vertieften wir uns in ein Gespräch über die Inszenierung des „Don Carlos“ im „Deutschen Theater“.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nach der Tafel zog ich mich in das stille Rauchzimmer zurück und dachte in ziemlich trübseliger Stimmung über das eben Gesehene und Gehörte nach.

Nein, dieses Weib war nicht elend. In ihr war jedes Gefühl ertötet; verstand sie doch sogar, das eigene Unglück als Ausputz zu verwenden.

Oder irrte ich mich? Hatte sie Komödie mit mir gespielt, um mich über ihren wahren Seelenzustand zu täuschen?

Es litt mich nicht länger an meinem Platze. Ich warf die Zigarre fort und kehrte zur Gesellschaft zurück, um sie zu suchen. — Nirgends eine Spur von ihr; da endlich, wie ich den halbdunklen Wintergarten betrete, seh' ich sie, von einer breitblätterigen Musa beschattet, malerisch in einem Sessel liegen. Sie ist nicht allein. An ihre Schulter lehnt sich vertraulich Herr X..., der abgetakelte Frauenfreund. Das Faunsgesicht dicht an ihrem Ohr, flüstert er ihr leise, eindringliche Worte zu.

Und sie? Sie lächelt.

Der Gänsehirt

Ich hör' Ihnen schon eine ganze Weile voll Verwunderung zu, mein Freund! Sie zeigen doch sonst — mehr noch als ich selber — das redliche Bemühen, die Dinge zu nehmen, wie sie sind. Woher nun plötzlich bei diesen heiklen Betrachtungen über das Gefühlsleben die bedauerliche Täuschung, der Sie sich hingeben?

Mir scheint, da hat Ihnen Ihre alles nivellierende demokratische Grundstimmung wieder einmal einen bösen Streich gespielt!

Sie behaupten, wenn ich recht verstand, daß in der Empfindungsweise der verschiedenen sozialen Klassen ein tiefgreifender Unterschied nicht existiere, während das Leben uns doch tagtäglich das Gegenteil beweist. — Oh, es wäre ja traumhaft schön, wenn Sie Recht hätten! Die Ideale der Gleichheit und Brüderlichkeit, die ich als eingefleischte Aristokratin — Sie wenigstens nennen mich so — für leere Hirngespinste halten muß, würden dann Wirklichkeit werden, oder vielmehr sie wären es schon geworden; denn das bißchen Wissen mehr oder weniger kann doch unmöglich imstande sein, einen organischen Unterschied der menschlichen Naturen zu begründen!

Nein, mein Freund, die Kluft des Empfindens ist es mehr als alle Unterschiede in Reichtum, Rang und Wissen zusammengenommen, welche die Gebildeten von dem niederen Volke trennt, so sehr, daß beide, jeder ohne Verständnis für des Andern Tun und Treiben, gleichsam wie Bürger verschiedener Welten nebeneinander herleben. Wehe dem, der diese Kluft zu überspringen hofft!

Sie glauben mir nicht, Sie schütteln den Kopf? Oh, mein Lieber, ich spreche aus Erfahrung! Leider, leider! Und wenn ich Ihnen erzählen könnte — doch warum auch nicht? Es dämmert um uns, draußen heult der Novembersturm, und ich feire heute das Fest meines dreißigsten grauen Haares. Stimmung genug wäre somit vorhanden, um Licht, Frühling und Jugend heraufzubeschwören.

Lassen Sie mich die Augen schließen und hören Sie hübsch artig zu: ich will Ihnen von meiner ersten Liebe erzählen. Wissen Sie, wer meine erste Liebe war? Ein Gänsehirt, ein leibhaftiger Gänsehirt! Ich scherze nicht, ich habe bittere Tränen geweint um des Leides willen, das er mir angetan, und war doch schon längst eine erwachsene und höchst respektable junge Dame.

Freilich damals, als er zuerst mein Herz in Flammen setzte, da befand ich mich noch in jener Periode meines Lebens, in der mein höchstes Glücksideal war, barfuß zu gehen. Ich war acht, er etwa zehn Jahre alt, ich war das Töchterlein vom Herrenhause, er der Sohn unseres Schmiedes.

Am Morgen, wenn ich mit Mama und dem großen Bruder auf dem Balkon Kaffee trank, pflegte er mit seinen Gänsen unten vorbeizuziehen und nach der Heide hin zu verschwinden. Anfangs glotzte er uns mit naiver Bewunderung an, ohne daß es ihm eingefallen wäre, die Mütze zu ziehen, und erst seitdem mein Bruder ihm eingeschärft hatte, es gezieme sich, der Herrschaft einen Morgengruß zu entbieten, schrie er jedesmal, die Mütze in großem Bogen um sich herumschwenkend, ein gleichsam auswendig gelerntes „Goode Morche ooch“ zu uns empor.

Wenn mein Bruder gerade gut gelaunt war, erhielt ich die Erlaubnis, ihm als Anerkennung für seine Weltgewandtheit eine Semmel hinunterzutragen, die er mir stets mit einer gewissen gierigen Angst aus der Hand riß, als wäre Gefahr vorhanden, daß sie ihm doch noch entgehen könnte.

Wie er aussah? Noch steht er lebendig vor mir: die schlichten, blonden Haare hingen ihm wie ein gelbes Strohdach auf die gebräunten Wangen hernieder, und schlau und lustig guckten die blauen Augen darunter hervor; die zerfetzten Beinkleider hatte er bis über die Knie aufgeschlagen, und in der Hand hielt er eine schlanke Weidengerte, in deren grüne Rinde er mit kunstgeübter Hand eine spiralige Reihe weißer Ringe hineingeschnitten hatte.

An diese Gerte heftete sich zuerst meine kindliche Begehrlichkeit. Ich fand es entzückend, ein solches Wunderwerk, das so ganz anders geartet war als all' mein Spielzeug, leibhaftig in der Hand zu halten, und wenn ich mir noch ausmalte, Gänse damit jagen und dabei barfuß gehen zu dürfen, so war der Gipfel irdischer Glückseligkeit für mich erreicht.

Dieselbe Gerte war es auch, die uns menschlich näher führte. Eines Morgens, als ich beim Kaffee sitzend ihn wieder einmal wohlgemut vorüberziehen sah, konnte ich mein Verlangen nicht länger bezähmen; ich klappte die Honigsemmel, an der ich aß, heimlich zusammen und empfahl mich eilends, um ihm nachzulaufen.

Als er mich kommen sah, machte er halt und schaute mir verwundert entgegen; aber als er die Honigsemmel in meiner Hand erblickte, leuchtete sein Auge verständnisinnig auf.

„Willst du mir deine Gerte geben?“ fragte ich.

„Nä, warum?“ fragte er zurück, indem er sich auf ein Bein stellte und mit dem freien Fuße dessen Wade rieb.

„Weil ich will!“ erwiderte ich trotzig und fügte ein wenig milder hinzu: „Ich geb' dir auch meine Honigsemmel.“

Er ließ den Blick verlangend auf dem Leckerbissen ruhen, meinte aber schließlich: „Nä, ich muß damit die Gäns' hüten. Aber ich werd' dir eben so 'ne machen.“

„Kannst du das selber?“ fragte ich voll Bewunderung.

„Ach, das is gar nischt,“ lachte er wegwerfend, „ich kann auch Flöten machen und tanzende Männer.“

Ich fühlte mich so gänzlich hingerissen, daß ich ihm ohne weitere Umstände die Honigsemmel übergab. Er biß sofort hinein und trieb, ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen, sein gefiedertes Volk von hinnen.

Mit niederfülltem Herzen schaute ich ihm nach. Er durfte Gänse hüten, ich aber mußte hinauf zu Mademoiselle, französische Vokabeln lernen. Ja, das Glück ist ungerecht verteilt auf dieser Welt, dachte ich mir.

Am Abend brachte er mir die versprochene Gerte, die noch schöner war, als ich mir in meinen kühnsten Träumen ausgemalt hatte. Sie wies nicht allein die weißen Ringe

auf, die mich an ihrem Vorbild so sehr entzückt hatten, sie trug auch noch an ihrem dicken Ende einen kugelrunden Knopf, auf dem durch zwei Punkte, einen Längs- und einen Querstrich ein menschliches Antlitz — ob meines oder seines, das wagte ich nicht zu entscheiden — künstlerisch dargestellt war. Oh, ich Glückliche!

Seitdem waren wir Freunde. Ich teilte mit ihm die Leckerbissen, die mir, dem Nesthäkchen, von allen Seiten in den Schoß fielen. Er widmete mir dafür die Kunstwerke, die seine flinken Finger geschaffen hatten: Flöten, Kästchen, Häuser, Puppengeräte und vor allem seine berühmten „tanzenden Männer", mit denen ich alsbald der Schrecken sämtlicher Hausgenossen wurde.

Hinter dem Gänsestalle fanden unsere allabendlichen Begegnungen statt, bei denen wir unsere Gaben austauschten. Den ganzen Tag über freute ich mich darauf und beschäftigte mich mit meinem jungen Helden. Ich sah ihn auf der sonnigen Heide im Grase liegen und seine Flöten blasen, während ich mich mit scheußlichen Vokabeln abmarterte, und immer stärker und stärker wurde die Sehnsucht in mir, jenes Glückes, das sich Gänsehüten nennt, teilhaftig zu werden.

Als ich ihm von meinen Gefühlen Kunde gab, lachte er laut und sagte: „Warum kommste nich mit?"

Das gab den Ausschlag, und ohne weiteres Besinnen erwiderte ich: „Morgen komm' ich!"

„Aber vergiß nich, zu essen mitzubringen," ermahnte mich mein Freund. — — —

Das Glück war mir günstig. Mademoiselle hatte gerade zur rechten Zeit ihre Migräne bekommen und ließ die Stunde absagen. Fiebernd vor Freude und Angst saß ich am Kaffeetische und wartete, daß er vorüberkäme. Meine Taschen waren vollgepfropft mit Naschwerk aller Art, das ich mir von der Mamsell zusammengebettelt hatte, und neben mir lag die Gerte, die ich heute in treuer Pflichterfüllung zu schwingen gedachte.

Da kam er angezogen! Pfiffig blinzelten seine Augen mir zu, während er sein „Goode Morche ooch" zu uns

heraufbrüllte, und sobald ich mich ohne Aufsehen entfernen konnte, war ich hinter ihm her.

„Was haste mit?" war seine erste Frage. „Zwei Pfefferkuchen, drei Butterschnitten mit Cervelatwurst, eine Sardellensemmel und ein Stück Stachelbeertorte," sagte ich, indem ich meine Herrlichkeiten auskramte. Er begann sofort zu essen, während ich stolz und mit mühsam unterdrücktem Jubel die Gänse vor uns hertrieb.

Von dem Föhrenwalde, dessen vorderer Teil mir von meinen Spaziergängen her noch einigermaßen vertraut war, gerieten wir in immer unbekanntere Gegenden. Krüppelhaftes Unterholz erhob sich zu beiden Seiten des Weges, ein unheimliches Dickicht bildend, bis plötzlich die weite, endlose Heide sich vor meinen Blicken auftat.

Ach, war das schön, war das schön! So weit das Auge reichte — ein Meer von Gras und bunten Blumen! Wie erstarrte Wellen zogen sich rasenbewachsene Maulwurfshügel in langen Reihen dahin. Die heiße Luft zitterte. Sie tanzte gleichsam auf der luftigen Heide. Summende Bienen machten die Musik dazu, und hoch am dunkelblauen Himmel stand die goldene Sonne.

Am Waldrande lag ein Sumpf mit kleinen Tümpeln, in denen ein graugelbes, dickliches Wasser schimmerte.

Entenflott schwamm darauf, und ringsum in dem Erdreich, welches so feucht war, daß große Wasserblasen zwischen den Gräsern hervorquollen, waren Tausende von zarten Gänsefußspuren zu sehen, so daß das ganze Terrain einem in Facetten gemusterten Teppich ähnelte.

Hier war das Paradies der Herde. Hier machten wir halt, und während die Gänse sich behaglich in den Tümpeln suhlten, jagten wir uns jubelnd auf der Heide herum, fingen gelbe Schmetterlinge und pflückten blaue Beeren.

Dann spielten wir Mann und Frau. „Elise," die zahmste der Gänse, war unser Kind. Wir hatten das arme Tier schon beinahe zuschanden geküßt und geprügelt, als es ihm nach unerhörten Anstrengungen gelang, sich aus unseren Händen zu befreien. — Hierauf bereitete ich

meinem Gatten das Essen. Ich band meine weiße Schürze ab, legte sie als Tischtuch über den Rasen und gruppierte darauf die Reste der mitgebrachten Speisen. Er setzte sich würdevoll nieder, und ich geriet vor Freude schier aus dem Häuschen, als ich sah, mit welcher Geschwindigkeit er alles vertilgte.

Die Stunden verrannen wie im Traum. Höher und höher stieg die Sonne, bis ihre glühenden Strahlen senkrecht auf uns niederbrannten. In meinem Kopfe begann es zu rumoren, ein dumpfes Gefühl der Ermattung bemächtigte sich meiner. Auch verspürte ich erklecklichen Hunger, aber daran hatte mein Gatte nicht gedacht. Mein Gaumen war trocken, meine Lippen fieberten. Um sie zu kühlen, pflückte ich die feuchten Gräser ab und preßte sie gegen meinen Mund.

Plötzlich ertönte über den Wald her aus weiter, weiter Ferne Glockengeläute. Ich wußte wohl, was es bedeutete. Es war das Mittagsignal, das auch mich zu Tische rief. Und wenn man mich vermißte — o Gott, was würde nun aus mir werden!

Ich warf mich auf den Rasen und fing bitterlich zu weinen an, während mein Gefährte in der Absicht, mich zu trösten, mir mit seinen rauhen Händen über Gesicht und Nacken fuhr.

Dann plötzlich sprang ich auf und jagte wie von Furien gepeitscht dem Walde zu. Wohl zwei Stunden irrte ich weinend in dem Dickicht umher, dann vernahm ich Stimmen, die meinen Namen riefen, und zwei Minuten später lag ich in meines Bruders Armen.

Am nächsten Morgen erschien mein armer Freund als Ver- und Entführer vor dem hochnotpeinlichen Tribunal der Gutsherrschaft. Er schien es als selbstverständlich zu betrachten, daß er den Prügeljungen darzustellen habe, machte nicht den mindesten Versuch, die Schuld von sich abzuwälzen, und nahm die Züchtigung, die ihm mein Bruder verabfolgte, mit größter Seelenruhe in Empfang. Dann scheuerte er an dem Pfosten der Veranda wehmütig lächelnd den schmerzenden Rücken und suchte schleunigst

das Weite, während ich mich laut schluchzend am Erdboden wälzte.

Seit diesem Tage liebte ich ihn. Ich ersann tausend Schliche und Ränke, um heimlich mit ihm zusammenzukommen. Ich naschte wie eine Elster, damit er sich an den Früchten meines Diebstahls erlaben könne. Ich erdrückte ihn fast unter dem Schwall meiner Zärtlichkeiten, mit denen ich jene fürchterlichen Reitpeitschenhiebe ungeschehen zu machen suchte.

Er ließ meine Liebe ruhig über sich ergehen und vergalt sie mir durch rührende Anhänglichkeit und einen gesunden Appetit.

Ein halbes Jahr später trennte uns das Schicksal.

Meiner armen Mama, die sich schon lange leidend gefühlt hatte, wurde von den Ärzten die Übersiedlung nach dem Süden anempfohlen. Sie legte das Gut gänzlich in meines Bruders Hände und zog nach der Riviera. Ich begleitete sie.

* * *

Neun Jahre sollten vergehen, ehe ich in meine Heimat zurückkehrte. Trauriger, als ich je geahnt hatte, war das Wiedersehen. In Berlin, wo ich seit dem Tode meiner Mutter lebte, hatte der Typhus mich ereilt, der mich für viele Wochen auf das Krankenlager warf. Zwar hatte ärztliche Kunst mich dem Tode abgerungen, aber aus dem blühenden jungen Mädchen war ein bleicher, kraftloser Schatten geworden. Mein Arzt verordnete mir zur Stärkung Landluft und Fichtennadelbäder, und so wurde ich denn auf die Eisenbahn gepackt und nach der Heimat transportiert.

Ich muß einen ziemlich bejammernswerten Anblick geboten haben, denn als ich daheim aus dem Wagen gehoben wurde, sah ich in den Augen der alten Instleute die hellen Tränen stehen.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, sich nach langen Irrfahrten wieder einmal daheim zu wissen, zumal, wenn man so schwere Leidenszeiten überstanden hat. Eine

seltsame Weichheit des Empfindens übermannt das Gemüt; man versucht auszulöschen, was die fremde Welt einem an Lust und Leid geboten hat; man versucht aufs neue Kind zu werden und lang' verschollenen Zauber aus dem Grabe heraufzubeschwören.

Während ich im Lehnstuhl lag und den matten Blick über die Fluren der Heimat schweifen ließ, wurde ein Schatten nach dem andern wieder lebendig, und als erster in der bunten Schar stand — mein lieber, blondköpfiger Gänsehirt.

„Was mag aus ihm geworden sein?" — Ich fragte meinen Bruder und erhielt die freudige Nachricht, daß er zu einem schmucken jungen Mann herangewachsen sei und seinen alten Vater, den Schmied, schon wacker ersetzen könne.

Ich fühlte, wie das Herz mir klopfte. Wohl versuchte ich, mich ob meiner Torheit auszuschelten, aber es wollte mir nur schlecht gelingen. Die alten, lieben Erinnerungen ließen sich nicht abweisen; schließlich gab ich mich willig darein und malte mir das Bild des Wiedersehens mit aller Farbenpracht märchenhafter Romantik.

Wenige Tage nach meiner Ankunft durfte ich meine erste Spazierfahrt machen, das heißt ich wurde in einen Wagen gehoben und draußen im Walde an einem luftstillen Plätzchen in das weiche Moos gelegt.

Ich hatte die Stelle mit Absicht gutgeheißen, denn sie bot die Aussicht auf die Schmiede, in welcher der Gespiele meiner Jugend hauste.

Mein Bruder wollte bei mir bleiben, aber ich bat ihn dringend, sich in seinen Geschäften nicht stören zu lassen, das kleine Mädchen, das mich zu meiner Bedienung begleitete, reiche vollkommen aus, um mich vor Überfällen zu schützen.

Und wer sollte auch hier im friedlichen Heimatswalde über mich herfallen?

So fuhr er denn mit dem Kutscher zum Gute zurück, nachdem er versprochen hatte, mich innerhalb zweier Stunden abzuholen.

Dann schickte ich sogar auch meine kleine Begleiterin fort. Sie dürfe sich Erdbeeren suchen, möge aber in meiner Nähe bleiben. Jubelnd sprang sie von dannen.

Ich war allein. Gott sei Dank! Nun konnte ich träumen nach Herzenslust. Die Föhren rauschten über mir, und von der Schmiede her erscholl das dumpfe Dröhnen des Hammers. Hellauf blitzte das Feuer der Esse, und von Zeit zu Zeit glitt eine dunkle Gestalt daran vorüber. Das mußte er sein.

Ich konnte nicht müde werden, den Bewegungen seiner Arme zu folgen. Ich bewunderte seine Kraft und zitterte für ihn, wenn rings um seinen Leib die glühenden Eisensplitter spritzten.

Die Stunden vergingen. Mitten in meinen träumerischen Beobachtungen überraschte mich mein Bruder, der mich abholen kam.

„Nun, ist die Zeit dir lang geworden?" fragte er scherzend.

Ich schüttelte lächelnd den Kopf und versuchte, mich ein wenig zu erheben, aber kraftlos sank ich wieder zurück.

„Ich habe den Kutscher zu Hause gelassen," sagte er nachdenklich, „weil ich glaubte, dich allein in den Wagen tragen zu können, aber der Sitz ist hoch, und ohne dir wehe zu tun, würd' ich dich wohl kaum hinaufspedieren. — Du, Grete," wandte er sich zu dem Mädchen, das sich beim Nahen des Wagens schleunigst wieder eingefunden hatte, „lauf mal zum Schmied — dem jungen, du weißt — und sag ihm, er soll mir helfen kommen."

Damit warf er ein kleines Geldstück auf die Erde, das die Kleine freudestrahlend aufraffte, ehe sie von dannen lief.

Ich fühlte, wie mir das Blut heiß in die Wangen stieg. Ich sollte ihn wiedersehen — hier auf der Stelle! — Er sollte Samariterdienst an mir verrichten!

Die Hand auf das hochklopfende Herz gepreßt, saß ich und wartete, bis — bis — — —

Ja, da war er! Wie stark, wie schön er geworden ist! Blondes, buschiges Haar umweht das rauchgeschwärzte

Gesicht, und um das kräftige Kinn rankt sich ein üppig sprossender, weicher Flaum. So muß Jung-Siegfried ausgesehen haben, als er beim bösen Mime in der Lehre war.

Linkisch greift er nach seiner kleinen Mütze, die ihm so keck im Nacken sitzt, ich aber reiche ihm lächelnd die Hand und frage: „Wie geht's?"

„Wie soll's gehen? Gut!" erwidert er mit verlegenem Lachen und wischt die berußten Finger umständlich an seinem Schurzfell ab, ehe er in meine dargebotene Rechte einschlägt.

„Hilf mir das gnädige Fräulein in den Wagen heben!" sagt mein Bruder.

Er wischt sich die Hände noch einmal, faßt mich dann — nicht eben sanft — unter die Achseln, mein Bruder hebt meine Füße, und im nächsten Augenblicke liege ich in den Polstern des Wagens.

„Danke, danke!" sag' ich und nick' ihm lächelnd zu.

Er steht an dem Wagenschlage, dreht die Mütze verlegen in der Hand und sieht bald mich, bald meinen Bruder mit ungewissen Blicken an.

Er hat noch etwas auf dem Herzen, sag' ich mir. Wie könnt's auch anders sein? Bei meinem Anblick sind alte Erinnerungen in ihm erwacht, — er will mit mir reden von den glückseligen Zeiten, als wir in Kinderunschuld zusammen Gänse hüteten. Doch er traut sich's nicht. — Die Gegenwart seines Herrn — — man muß ihm ein wenig zu Hilfe kommen.

„Nun, woran denken Sie noch?" sag' ich, indem ich ihm so recht freundlich und ermutigend in die Augen schaue.

Darauf hin kehrt mein Bruder, der sich mit den Pferden beschäftigt hat, nach ihm um und sieht ihm ins Gesicht.

„Ach so! Du willst dein Trinkgeld!" sagt er und greift in die Tasche.

Mir ist, als habe mir jemand einen Peitschenhieb versetzt. „Um Gottes willen, Max!" stammle ich und fühle dabei, wie es mich heiß und kalt überläuft.

Mein Bruder aber hört mich nicht und reicht ihm — wahrhaftig, er wagt's! — und reicht ihm — ein Markstück.

Schon seh' ich's lebendig vor mir, wie mein Jugendfreund ihm die Münze ins Gesicht schleudert. Ich raffe mich mit Gewalt empor und strecke die Hände aus, um allem Unheil vorzubeugen — aber was ist das? — Nein, es ist nicht möglich, und doch, doch seh' ich's mit diesen meinen Augen: er nimmt das Geldstück — er sagt: „Dank schön" — er macht einen Bückling — er geht! — — —

Und ich? Ich starr' ihm nach wie einem bösen Gespenste, dann sink' ich matt aufseufzend in die Polster zurück.

So, mein Freund, hab' ich Abschied genommen von meinem Jugendtraum.

———

Des Hausfreunds Silvesterbeichte

Gott sei Dank, verehrteste Frau, daß ich wieder in Ruhe in meiner Ecke bei Ihnen sitzen kann. Der Festtrubel ist vorbei, und Sie haben wieder etwas Muße für mich.

Oh, diese Weihnachtszeit! Ich glaube, ein böser Dämon hat sie extra erfunden, um uns Junggesellen zu ärgern und uns die Wüstenei unserer heimatlosen Existenz in ihrem ganzen Jammer vor Augen zu führen. Denn was Andern eine Quelle des Jubels ist, wird uns zur Qual. — Gewiß, gewiß, wir sind ja nicht alle einsam — auch uns blüht meistens jenes Glück des Beglückens, auf dem das Geheimnis der Feststimmung beruht, aber die reine Freude des Mitgenießens wird uns vergällt — teils durch eine Dosis Selbstironie, teils durch jene säuerliche Sehnsucht, die ich im Gegensatz zum Heimweh das „Eheweh" nennen möchte.

Warum ich nicht gekommen bin, Ihnen mein Herz auszuschütten? fragen Sie mich, Sie mitleidige Seele. Ja, aber die Sache hat ihren Haken. Erinnern Sie sich nicht, was Speidel in seiner reizenden Plauderei „Einsame Spatzen" sagt, die Sie mir in richtiger Ahnung meines Seelenzustandes am dritten Feiertage zugeschickt haben? „Der echte Junggeselle", sagt er, „will nicht getröstet sein, er will, einmal unglücklich, auch den Genuß seines Unglücks haben."

Neben dem „einsamen Spatz", den Speidel schildert, gibt es noch eine Spezies des Hagestolzentums, den „Hausfreund". Ich meine nicht jenen gewerbsmäßigen Familienverderber, dem der gleißende Wurm im Auge lauert, derweil er sich's am gastlichen Herde bequem macht; ich meine den guten Onkel, den ehemaligen Schulkameraden Papas, ihn, der das Baby auf den Knien schaukelt, während er Mama das Zeitungsfeuilleton mit Auslassung zweifelhafter Stellen sittsamlich vorliest.

Ich kenne Männer, die ihr ganzes Leben in dem Dienste der einen Familie aufgehen lassen, deren Freundschaft ihnen zuteil wurde, Männer, die wunschlos an der

Seite einer schönen Frau hinwandeln, obwohl sie sie heimlich vergöttern.

Sie zweifeln? Ah so, das Wort „wunschlos" ist's, woran Sie Anstoß nehmen. Sie mögen nicht Unrecht haben. In den Tiefen jedes, auch des zahmsten Herzens liegt wohl ein wilder Wunsch, aber — wohlverstanden — er liegt in Ketten.

Da möchte ich Ihnen zum Exempel von einem Zwiegespräch erzählen, das vorgestern am Silvesterabend zwischen zwei alten, uralten Herren geführt worden ist. Woher ich Kunde davon habe, das lassen Sie mein Geheimnis bleiben, und, bitte, erzählen Sie's auch nicht weiter.

Also ich darf beginnen?

Denken Sie sich als Szenerie ein hohes, altväterisch möbliertes Zimmer, trübselig erhellt durch eine grünbeschirmte, blanke Hängelampe, wie sie unsere Voreltern noch vor der Petroleumära in Gebrauch hatten. Der Lichtkegel, der von der Flamme ausgeht, fällt auf einen runden, weißgedeckten Tisch, auf dem die Zutaten einer Neujahrsbowle stehen, während sich genau im Mittelpunkte einige niedergesickerte Öltropfen breit machen.

Halb schon im Schattenreiche des grünen Schirmes saßen meine beiden alten Herren, vermorschte Ruinen aus längst vergangener Zeit, beide zittrig in sich zusammengesunken, beide aus trüben Augen mit dem stumpfen Blick des Alters vor sich hinstarrend. Der eine, der Hausherr, ein alter Militär, wie Sie an seiner straff geschnürten Halsbinde, dem spitzigen, halb ausrasierten Schnurrbart und den ingrimmig gerunzelten Augenbrauen auf den ersten Blick erkannt hätten, hielt das Steuer des Rollstuhls, in dem er kauerte, wie einen Krückstock in beiden Händen. Nichts regte sich an ihm wie die Kinnbacken, die mit der Bewegung des Kauens unaufhörlich auf und nieder klappten. Der andre, der neben ihm auf dem Sofa saß, eine hohe, hagere Gestalt, auf dessen schmalen Schultern ein eckiger, breit gestirnter Denkerschädel thronte, sog spärliche Rauchwölkchen aus einer im Ausgehen begriffenen langen Pfeife. In den tausend Fältchen seines

glatten, ausgetrockneten Gesichtes, das ein Kranz schneeweißer Locken umrahmte, barg sich ein stilles, weiches Lächeln, wie es nur der Friede der Entsagung den mit dem Leben Fertiggewordenen aufprägt.

Beide schwiegen. In der lautlosen Stille vermischte sich das leise Brodeln des verbrennenden Öles mit dem leisen Brodeln des Tabaksaftes. Da begann im dunkeln Hintergrunde die Wanduhr mit heiserem Schnurren die elfte Stunde zu melden.

„Das ist die Zeit, in der sie die Bowle zu brauen pflegte," sagte zögernd der Mann mit dem Denkerkopfe, und seine Stimme zitterte ein wenig.

„Ja, das ist die Zeit," wiederholte der andre. Der Ton seiner Worte war herb, als halle das Schnarren des Kommandos darin wider.

„Ich hätte nicht gedacht, daß es so traurig wäre ohne sie," fuhr jener fort.

Der Hausherr nickte und kaute weiter.

„Sie hat uns vierundvierzigmal die Neujahrsbowle gemacht," begann der andre aufs neue.

„Ja, so lange ist's her, daß du bei uns verkehrst," sagte der alte Soldat.

„Im vorigen Jahr um diese Zeit", fuhr der andre fort, „waren wir noch so fröhlich beisammen. Sie saß dort im Lehnstuhl, strickte Socken für Pauls Ältesten und beeilte sich sehr, denn sie müsse noch bis zwölf Uhr fertig werden, sagte sie. Und sie wurd's auch. Und dann tranken wir und sprachen ganz gemütlich vom Tode. Und zwei Monate später wurde sie richtig hinausgetragen. — Du weißt, ich hab' ein dickes Buch über die Unsterblichkeit der Idee geschrieben — du hast's nie leiden mögen — ich kann's auch nicht mehr leiden, seitdem deine Frau tot ist. Mir ist die ganze Weltidee keinen Pfifferling mehr wert."

„Ja, sie war eine gute Frau," sagte der Gatte der Verstorbenen, „sie hat redlich für mich gesorgt, und wenn ich morgens um fünf Uhr zum Dienst 'raus mußte, ist sie stets noch vor mir aufgestanden und hat gesehen, daß der Kaffee gut war. Freilich, ihre Fehler hatte sie

ja auch! Wenn sie mal mit dir ins Philosophieren kam — na!"

„Du hast sie eben nie verstanden," murmelte der andre. Um seine Mundwinkel zuckte es wie verhaltener Groll; aber der Blick, den er lange auf dem Freunde ruhen ließ, war sanft und traurig, als wohne in seiner Seele geheimes Schuldbewußtsein.

Nach einer Weile des Schweigens begann er: „Du, Franz, ich muß dir etwas erzählen, etwas, das mich schon lange wurmt und das ich unmöglich ins Grab hinübernehmen kann."

„Na, schieß los," sagte der Hausherr und ergriff die lange Pfeife, die sich an seinen Rollstuhl lehnte.

„Es hat sich einmal — zwischen mir und deiner Frau was — zugetragen."

Der Hausherr ließ die Pfeife wieder fallen und starrte den Freund mit weitgeöffneten Augen an.

„Mach keine Witze, Doktor," sagte er dann.

„Es ist mein bitterer Ernst, Franz," erwiderte dieser. „Ich hab's mehr als vierzig Jahre mit mir 'rumgetragen, aber nun ist's endlich Zeit, daß ich mit dir ins reine komme."

„Willst du damit etwa sagen, daß die Tote mich betrogen hat?" rief jener und machte einen Versuch, in die Höhe zu fahren.

„Schäm dich, Franz," sagte der Hausfreund mit seinem stillen Lächeln.

Der alte Soldat brummte ein Weniges vor sich hin und steckte dann seine Pfeife in Brand.

„Nein, sie war rein wie ein Engel Gottes," fuhr jener fort. „Die Schuldigen sind du und ich. Hör mich an: das sind nun dreiundvierzig Jahre. Du warst eben als Hauptmann zu uns nach Berlin kommandiert worden, und ich dozierte an der Universität. Daß du dazumal ein toller Vogel warst, das weißt du."

„Hm," sagte der Hausherr und erhob die zittrige Hand, um seinen spitzigen Schnurrbart zu drehen.

„Da war eine schöne Schauspielerin mit großen

schwarzen Augen und kleinen weißen Zähnen — weißt du noch?"

„Ob ich weiß! Bianka hieß sie," erwiderte jener, und ein welkes Lächeln zog über sein verwittertes Lebemannsgesicht. „Mit den kleinen, weißen Zähnen konnte sie beißen — beißen, sag' ich dir!"

„Du hintergingst deine Frau, und sie ahnte es. Aber sie schwieg und duldete für sich allein. Du merktest nichts davon, aber ich tat's. Sie war das erste Weib, das ich seit meiner Mutter Tode kennen gelernt hatte. Wie zu einer Madonna sah ich zu ihr empor. Ich gewann den Mut, sie nach ihrem Kummer zu fragen. Sie lächelte und meinte, sie fühle sich noch körperlich leidend, denn, besinne dich, dein Paul war kurz vorher geboren worden. — So kam der Silvesterabend heran — heute vor dreiundvierzig Jahren. — Ich hatte mich gegen acht Uhr eingefunden wie gewöhnlich. Sie saß und stickte, und ich las ihr vor, während wir auf dich warteten. — Eine Stunde verging nach der andern. — Du kamst nicht. Ich sah, wie sie unruhig wurde und zu zittern begann, und ich zitterte mit ihr. Ich wußte wohl, wo du steckteſt, und fürchtete, du könntest in den Armen jenes Weibes die zwölfte Stunde vergessen, die jetzt näher und näher rückte. Sie hatte zu sticken, ich hatte zu lesen aufgehört, ein fürchterliches Schweigen lastete auf uns. Da sah ich, wie eine Träne sich langsam unter ihren Wimpern hervorstahl und auf die Stickerei niederfiel. Ich sprang auf und wollte hinaus, um dich zu holen. Ich fühlte mich imstande, dich mit Gewalt von der Seite jenes Weibes zu reißen. Doch in demselben Augenblicke fuhr auch sie von ihrem Platze empor, demselben Platze, auf dem ich jetzt sitze.

„‚Wo wollen Sie hin?' rief sie. Brennende Angst malte sich in ihren Zügen. ‚Franz herbeischaffen,' sagte ich. Da schrie sie laut auf: ‚Um Gottes willen, bleiben S i e wenigstens bei mir, verlassen S i e mich nicht.'

„Und sie stürzte auf mich zu, legte ihre Hände auf meine Schulter und verbarg das tränennasse Angesicht an

meiner Brust. Ich bebte am ganzen Leibe, denn noch nie hatte ein Weib so nahe an mir gestanden. Aber ich bezwang mich und sprach ihr tröstend zu, — und sie war ja des Trostes so bedürftig. — Bald darauf tratst du ein. Du sahst nichts von meiner Verwirrung, deine Backen glühten, in deinen Augen lag eine liebestrunkene Müdigkeit. — Sieh, seit jenem Silvester war eine Wandlung in mir vorgegangen, die mich erschreckte. Seitdem ich ihre Arme an meinem Halse gefühlt hatte, war die Madonna fort, und an ihrer Stelle stand — das Weib. Ich schalt mich einen Schurken, einen Betrüger, und um mich vor meinem Gewissen halbwegs wieder zu rechtfertigen, ging ich ans Werk, dich von deiner Geliebten zu trennen. Glücklicherweise hatte ich einiges Vermögen. Sie war mit der Abfindungssumme zufrieden, die ich ihr bot, und —"

„Alle Wetter!" fuhr der alte Freund überrascht dazwischen. „Also du bist schuld daran, daß Bianka mir jenen rührenden Abschiedsbrief schrieb, in dem sie erklärte, sie müsse mit brechendem Herzen auf meine Liebe verzichten?"

„Ja, ich bin schuld daran," sagte der Hausfreund, „aber höre weiter. Ich hatte geglaubt, mir mit dem Gelde meine Ruhe erkaufen zu können, aber dem war nicht so. Immer ärger hausten die wilden Gedanken in mir. Ich vergrub mich in meine Arbeiten — es war das die Zeit, in der ich den Grundgedanken zu meiner ‚Unsterblichkeit der Idee' konzipierte, aber alles das verhalf mir nicht zum Frieden. — Und so verging ein ganzes Jahr, und der Silvesterabend kam aufs neue heran. Wiederum saß ich mit ihr an diesem Platze. Du warst diesmal zwar zu Hause, aber du lagst schlafend auf dem Sofa im Nebenzimmer. Ein lustiges Diner in eurem Kasino hatte dich müde gemacht. Und wie ich so neben ihr saß und mein Auge auf ihrem blassen Gesichte ruhen ließ, da übermannte mich die Erinnerung mit unbesiegbarer Gewalt. Noch ein einziges Mal wollte ich ihren Kopf an meinem Halse fühlen, noch einmal wollte ich sie küssen und dann untergehen. Unsere Blicke trafen sich für einen

Augenblick; mir war's, als leuchte in ihrem Auge ein heimliches Verständnis auf. Da hielt ich mich nicht länger, ich stürzte ihr zu Füßen und verbarg mein brennendes Gesicht in ihrem Schoße.

„Wohl zwei Sekunden mochte ich regungslos dagelegen haben, da fühlte ich, wie ihre Hand sich kühl auf meinen Scheitel legte, und hörte, wie ihre Stimme weich und sanft die Worte sprach: Brav sein, lieber Freund!'

„Ja, brav sein! Nicht den Mann betrügen, der vertrauend im Nebenzimmer schläft! Ich sprang auf und sah mit verstörten Blicken um mich. Da nahm sie ein Buch vom Tische und reichte es mir hin. Ich verstand sie wohl, schlug die erste beste Seite auf und las ihr vor. Was ich gelesen habe, weiß ich nicht; die Buchstaben tanzten mir vor den Augen; aber allgemach legte sich der Sturm in meiner Seele, und als es zwölfe schlug und du mit verschlafenen Augen zur Gratulation hereinkamst, da war's mir, als läge jener sündige Augenblick weit, weit weg in einer längst verflossenen Zeit.

„Seit diesem Tage wurde ich wieder ruhiger, ich wußte ja, daß sie mich nicht wieder liebte und daß ich nichts als Mitleid von ihr zu hoffen hatte. Die Jahre vergingen, deine Kinder wuchsen heran und verheirateten sich, wir dreie wurden alt. Du ließest die dummen Streiche, schicktest die fremden Weiber zum Teufel und lebtest nur der einen, wie auch ich. Daß ich aufgehört hätte, sie zu lieben, das wirst du wohl für unmöglich halten, aber meine Liebe nahm andre Formen an, sie streifte die irdischen Wünsche ab und wurde Geistesgemeinschaft. Du hast oft gelacht, wenn du uns philosophieren hörtest. Hättest du aber geahnt, wie meine Seele dann mit ihrer in eins zusammenfloß, du wärest sehr eifersüchtig geworden. Und nun ist sie tot. Vielleicht sind wir zweie ihr bis zum nächsten Silvester gefolgt. Daher ist's hohe Zeit, daß ich mich meines Geheimnisses entlaste und dir sage: Franz, ich hab' mich einst an dir versündigt; verzeih mir!"

Er streckte dem Freunde bittend die Hand entgegen; dieser aber sagte unwirsch: „Ach, Schnickschnack! Hat sich

was zu verzeihen! Was du mir Neues beichtest, wußt' ich schon lange. Sie hat mir das vor jenen vierzig Jahren schon alles selber erzählt. — Und nun werd' ich dir auch verraten, warum ich so viel den fremden Weibern nachgelaufen bin bis in mein Alter hinein: weil sie mir zu gleicher Zeit gestand, daß du die einzige Liebe ihres Lebens warst."

Der Hausfreund starrte ihn schweigend an, die heisere Wanduhr aber meldete — Mitternacht.

Die Freundin

Ich habe noch einmal im alten Jahr bei Ihnen Dämmerstunde feiern wollen, teuerste Frau! — Lassen Sie mich ein Weniges vor mich hinschwatzen und sehen Sie mich nicht so feierlich an — sonst muß ich mich auch in Positur setzen.

Das sei Silvesterstimmung, meinen Sie. Ah bah! Mögen ordnungsliebende Gemüter ihre Rührung nach den Kalendertagen regeln und um die Jahreswende alle verfügbare Sentimentalität zu züchten suchen — was geht das uns an? — Die sechs am Schluß der Jahreszahl schreibt sich nicht minder bequem als die fünf — und schließlich ist das der einzige Unterschied.

Oh, bin ich müde! Ich habe den Tag über Briefe geschrieben. Alles, was im Lauf des Jahres unbeantwortet geblieben war, hat heute seine Erledigung gefunden. — Du lieber Gott — welch alte Schulden kamen da zum Vorschein! Was für ein niederträchtiger Faulenzer bin ich gewesen! Wie viele gute Freunde hab' ich durch Schweigen gekränkt, wie viele kleine Giftstachel im Fleische stecken lassen! — Genug davon!

Die Gratulationen habe ich ebenfalls besorgt. Auch Sie werden am Neujahrstage in der Frühe mein Kärtchen erhalten, ganz steif — mit „1. I." beschrieben, ohne den mindesten Pfefferkuchenvers.

Lachen Sie nicht! Wenn ich's mir recht überlege, ist dies „1. I." doch eine bedeutungsvolle Ziffer, und man sollte nicht darüber spötteln, wie ich getan habe.

Denn dieser Tag ist der Umzugstermin für die Herzen. An ihm wechselt die Liebe ihre Wohnung. Nicht immer natürlich. Viele haben ja langjährigen Kontrakt, lebenslänglichen sogar, und höchst mollig haust es sich in solchen eingewohnten Räumen; aber die Leichtsinnigen, die Schmetterlinge — notabene, wenn man um Neujahr von Schmetterlingen reden kann — die Exmittierten und alle sonstigen Seelen, die sich aus Neigung oder Not ein neues Heim suchen, die sieht man um die Neujahrszeit im Aus- und Einzug begriffen.

Warum gerade dann? fragen Sie.

Die neue Saison hat begonnen, neue Verbindungen sind angeknüpft, neue Intrigen eingefädelt, neu erblühte Neigungen drängen sich schüchtern ans Tageslicht. Die Weihnachten gehörten noch der alten Ära an, und manches Glück, das bequem in Schlafrock und Pantoffeln zu genießen ist, siegte noch über die Unbequemlichkeiten der ungestüm anpochenden Leidenschaft. Jetzt aber, zu Neujahr, wird Kehraus gemacht und alles morsche Liebesinventar veräußert. „Um zu räumen," wie's in den Inseraten heißt.

Der Wohnungswechsel der Herzen ist wohl der traurigste Umzug, den es auf Erden gibt. — Es wird viel dabei zerschlagen, und manches teure Erinnerungsstück fällt in den Straßenschlamm. Aber wenn er sich nicht verhindern läßt, dann soll er gründlich, mit Energie ins Werk gesetzt werden.

Da fand ich einmal im Pelham, der Bibel aller Weltmänner, als Kapitelmotto einen alten, ungeschickten Vers:

„Gut ist's, alte Liebe abzutun,
Eh' du zu neuer dich wendest!"

Eine Wahrheit von verblüffender Prägnanz! Wie Mancher schon hat den Anschluß versäumt, weil er sich zu lange beim Abschiednehmen aufhielt! Oh, über dieses Thema ließen sich ganze Stöße von Novellen schreiben!

Bisweilen auch bleibt das Herz im alten Hause, aber es tauscht die Wohnung. Hier folgt Haß der Liebe, Liebe dem Haß. Und mehr noch: Freundschaft zieht ein, wo die Liebe wohnte. Sagt doch schon der alte Spruch: „Hat man die Liebe ausgeliebt —" na und so weiter.

Und zu guter Letzt: die Freundschaft räumt das Feld, um der Liebe Platz zu machen.

Sie schütteln den Kopf. Sie glauben nicht daran? — Wohl weil wir beide so ganz gefeit sind? — Oh, wir machen eine Ausnahme, zwischen uns steht die intellektuelle Liebe zur Wahrheit wie eine kristallene Mauer im Eismeer. — Aber Beispiele könnte ich Ihnen nennen, teure Frau, Beispiele in Fülle. Und zwar traurige zumeist.

Es scheint ein ehernes Gesetz des Glückes zu sein, daß die Liebe im Sinnentaumel beginne und in dem Frieden stiller Freundschaft — ich meine hier die Ehe — ein Ende nehme. Der umgekehrte Weg ist nicht verboten, aber er führt — in die Wüste.

Es gibt ja abstrakte Schwärmer, die die Vermählung der Geister als eine Vorbedingung der sinnlichen Neigung betrachten, aber die Natur straft sie Lügen. Wo Freundschaft zwischen Mann und Weib in Liebe endigt, da war eines oder das andre Lüge. Und wehe, wenn's nicht die Freundschaft war!

Ja, apropos — besinnen Sie sich vielleicht auf ein Frauenporträt, das vor drei oder vier Jahren auf unserer Ausstellung viel Aufsehen erregte und dem Maler Ruhm und Bestellungen in Fülle eintrug? — Eine zarte, fast dürftige Gestalt in schmucklosem, schwarzem Samtkleide, — ein schmales, leidendes Gesicht, auf dessen blasser Stirn der ruhige Adel des Gedankens thronte, — halbgeschlossene, sinnende Augen, unter deren dunkeln Wimpern ein bläuliches Leuchten flimmerte, — die Oberlippe von leichtem Flaum beschattet — und um die Lippen ein Zug von Sehnsucht und stillem Herzweh? — — — Oh, jetzt erinnere ich mich genau — wir haben das Bild sogar zusammen besehen. — Sie blieben davor stehen, schauten es lange an und sagten dann: „So denk' ich mir Vittoria Colonna!"

Ich schwieg erstaunt über Ihren Scharfblick, denn das Wesen jener Frau bot in der Tat mancherlei Vergleichungspunkte mit dem der unglücklichen Freundin Michelangelos, und auch ihr Schicksal, in das ich durch einen Zufall Einblick erhalten habe — über das „wie?" muß ich schweigen —, schien dem Vittorias seltsam ähnlich. — Damals war es noch nicht abgeschlossen — und der Wendepunkt, der später eintrat — — —

Sie war die Witwe eines angesehenen Münchener Architekten, in dessen Hause eine Schar talentvoller junger Künstler aus- und eingegangen war. . . . Unter ihnen der spätere Maler jenes Bildes, ein fröhlicher Bursch, leichtsinnig und keck, der aus den Strudeln der Akademikerjahre eine liebenswürdige Kindlichkeit herübergerettet hatte und dem Weltschmerz und Blasiertheit um so prächtiger zu Gesichte standen, als sie sich beim geringsten Anlaß in ein hellklingendes Gelächter auflösten.

Frau Hedwig erkannte alsbald den tüchtigen Kern, der in dem etwas fahrigen jungen Manne steckte, und nahm sich um so lieber seiner an, als alle Welt in ihm ein Talent ersten Ranges bewunderte, das nur etlicher Pflege bedurfte, um herrliche Früchte zu tragen. — Mit Inbrunst ergab er sich der Führung der um einige Jahre älteren Frau, die er vergöttern lernte.

Er brachte ihr seine Skizzen, die sie aufmerksam durchmusterte mit einem Blicke, dessen Formgefühl auch nicht der leiseste Fehlgriff der noch tastenden Hand entging. Er machte sie zur Vertrauten seiner schöpferischen Gedanken, die noch mit gärendem Ungestüm seinem Geiste entquollen, und gereift, geläutert erhielt er sie von ihr zurück. Es gab keinen Winkel in seinem Herzen, der nicht offen vor ihr lag, und selbst die jugendliche Roheit, die manchmal aus seinem Empfinden mißtönend hervorquoll und andre feinfühlende Frauen verletzt haben würde, verstand sie als Zeugnis der Überkraft zu würdigen und durch leisen Spott zur Harmonie hinüberzuleiten.

Unendlich reich war, was sie ihm gab, aber kaum geringer, was sie von ihm erhielt. Gebannt an die Seite eines alternden, grämlichen Gatten, selbst kränkelnd Jahr um Jahr, hatte sie ihr Denken frühzeitig reifen sehen, dabei jedoch den Frohmut, die Spannkraft der Jugend eingebüßt. — Nun fluteten ganze Ströme frischen, freudigen Lebens von ihm zu ihr herüber, sie fühlte sich neu verjüngt in seinem Anschauen, und in ihr Empfinden für ihn mischte sich eine zarte Mütterlichkeit, das Schattenbild eines Glückes, das ihr versagt geblieben war.

Der Gatte, froh, die einsame Frau beschäftigt zu sehen, ließ die beiden ruhig gewähren. — Und weshalb auch nicht? — Nie wäre eine Eifersucht grundloser gewesen; vertraute der junge Taugenichts ihr doch sogar seine mehr

oder minder leichtfertigen Herzensaffären an, die sie mit lächelndem Warnen so weit unwirksam zu machen suchte, daß sie die Entwicklung seines Talentes nicht störten.

Zwei, drei Jahre vergingen. Der Gatte Frau Hedwigs starb — sie fühlte sich kränker denn je und siedelte, dem Rate der Ärzte folgend, nach dem Süden über — nach Nizza.

Still und einsam lebte sie für sich hin; nur hin und wieder erschien in ihrem anspruchslosen Empfangszimmer irgendein junges Genie mit langen Haaren und nicht allzu sauberem Hemdkragen, das ein Empfehlungsschreiben ihres Freundes überbrachte und sich meistens in Geldverlegenheiten befand.

Der Briefwechsel mit ihm, dem Freunde, den Arbeit und Amt in Deutschland festhielten, bildete ihre einzige Zerstreuung. Er schrieb ihr oft, daß er sie anbete wie eine Heilige. Sie wehrte den ekstatischen Schwall energisch von sich ab und war zufrieden, daß er ihr seinem flatterhaften Temperament und seinem wachsenden Ruhme zum Trotz die alte Neigung treu bewahrte.

Drei Jahre schlichen so dahin.

Da — in einem Spätherbst erschien er plötzlich in Nizza. Müde, abgearbeitet, geistig vereinsamt, zerfahrener denn je, aber — zum Manne geworden.

„Bei Ihnen komm' ich Heilung suchen!" rief er, als er zum erstenmal in ihr Zimmer trat.

Sie weinte vor Freuden.

Bald verkehrten sie herzlicher miteinander denn je, und doch empfand sie bisweilen eine gewisse Scheu vor ihm, die ihr ehedem fremd gewesen war, eben *weil* er ihr nicht mehr als der Jüngling gegenüberstand, auf den sie früher unbefangen mütterlich herabgeschaut hatte. Der Unterschied der Jahre schien fortgewischt — auch innerlich. — Sein Geist war dem ihren nahe gerückt — unheimlich nah.

Oft klagte er ihr sein Leid. Das böse Kopfweh, das ihn plagte — eine Frucht allzuvieler Arbeit —, dann die Sorgen, mit denen er gerungen, die Enttäuschungen, die er erduldet hatte. Sie waren nicht allzu groß, aber dem verwöhnten Schoßkinde des Glückes hatten sie doch über den Kopf wachsen können. Sie verschlang seine Worte; das Kleinste, das ihn anging, hatte für sie eine ungeheure Bedeutung gewonnen.

Aber vieles schien er zu verschweigen.

„Und die Frauen?" fragte sie lächelnd, doch innerlich von plötzlich aufsteigender Eifersucht gequält.

„Ach, lassen wir die Frauen!" erwiderte er. „Ich habe sie samt und sonders vergessen. Jetzt sind Sie mein Ein und Alles."

Sie erschauerte, aber sie sagte nichts. Oh, wenn er gewußt hätte, wie erst *ihr* ganzes Wesen in ihm aufging!

Diese seine Worte umschmeichelten sie fortan, sie klangen selbst nachts durch ihren Schlummer.

Weihnachten feierten beide zusammen.

Als die Lichter am Baume brannten und der Duft von Tannen und Äpfeln heimatlich den Raum durchzog, ergriff er ihre beiden Hände, sah ihr lange lächelnd ins Auge und sagte dann: „Wissen Sie! wir beide müßten uns eigentlich heiraten."

Sie fühlte, wie es sie siedendheiß durchrieselte, aber sie faßte sich und brach in ein lautes Lachen aus.

„Sie denken, ich scherze," fuhr er fort. „Nein, nein, es ist mir heiliger Ernst. Sagen Sie selbst — wir sind beide einsam, die Welt stört uns nicht, und wir haben einander verstehen gelernt wie keine zwei Menschenkinder sonst auf Erden. — Warum sollen wir nicht fürs Leben gemeinsame Sache machen?"

„Seien Sie vernünftig, mein Freund," erwiderte sie, äußerlich bemüht, den heiteren Ton festzuhalten, „und sprechen Sie dergleichen Unsinn nicht mehr; denn Unsinn bleibt's, gleichviel ob im Ernste oder scherzhaft gemeint. Das fehlte gerade noch, daß Sie sich mit einer Frau behängen, die um fünf Jahre älter ist als Sie und in kurzer Zeit gänzlich verblüht sein wird. Zudem scheinen Sie mir zum Krankenpfleger nicht geboren, und Sie wissen doch, daß ich langsam dem Grabe zugehe. Also genug davon."

In derselben Nacht weinte sie viel.

Am andern Tage plagte ihn sein Kopfweh heftiger denn je.

Er durfte es sich in ihrer Gegenwart bequem machen und sich auf der Chaiselongue ausstrecken.

Sie rückte ihm die Kissen zurecht.

„Sie haben eine so kühle Hand," sagte er. „In früheren Zeiten sind Sie mir wohl manchmal tröstend über die Schläfe gefahren. Das hat mir stets unendlich wohlgetan. Auch d a s Glück hab' ich nun verscherzt."

Mit zitternder Hand strich sie ihm über Scheitel und Stirn.

Als sie dabei sein Gesicht berührte, hielt er ihre Finger mit beiden Händen fest.

„Hier lassen Sie sie ruhen," sagte er mit tiefem Aufseufzen. „Meine Backen brennen wie Feuer."

Die ihren brannten nicht minder. — —

Die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr vergingen. Immer enger schlossen die beiden Menschen in ihrer Herzenseinsamkeit sich aneinander.

Der Silvesterabend kam.

Man beschloß, das neue Jahr gemeinsam heranzuwachen.

Frau Hedwig bereitete den Tee. Er hatte sich in einen Sessel zurückgelehnt und rauchte Zigaretten. Durch die blauen Wölkchen hindurch beobachtete er ihr hausmütterliches Walten. — Auf ihren Wangen lag ein rosiger Schein, und in ihren Augen flimmerte es wie der Abglanz geahnten Glückes.

Er fühlte sich so froh und doch so beklommen, er hätte aufspringen und sie in seine Arme schließen mögen, bloß um die Last von seiner Seele abzuwälzen.

Sie sprach wenig — ein jedes schien mit seinen Gedanken beschäftigt.

Gegen elf Uhr erhob sich auf der Straße ein Lärmen, — der Schein dampfender Fackeln warf glührote Lichter durch das Fenster.

Ein Maskenzug, den eine Privatgesellschaft als Vorgeschmack nahender Karnevalsfreuden unternommen hatte, wälzte sich die Straße entlang.

Sie öffnete die Glastür, und beide traten auf den Balkon hinaus, auf dem in ihren Kübeln Granatbäume

in voller Blüte standen. — Es war eine weiche, warme Nacht wie bei uns im Frühling. Die Sterne flimmerten, und über dem Meere lag ein unbestimmtes Leuchten.

Als das Gewühl mit Pfeifen, Johlen und Gelächter zu ihren Füßen vorüberflutete, fühlte er, wie ihr Arm sich beinahe ängstlich in den seinen legte.

„Stehen wir hier nicht wie auf einem einsamen Felsen mitten im Meer?" flüsterte er ihr zu.

Sie nickte und schmiegte sich leise an ihn.

„Und müssen einander doch fremd bleiben," fuhr er fort.

Sie antwortete nicht und neigte ihren Kopf, um ihn in den roten Blumenschwall zu tauchen. — Er fühlte, wie sie zitterte.

„Hedwig!" sagte er leise.

Sie schrak zusammen. Es war das erstemal, daß er ihren Vornamen aussprach.

„Hedwig!"

„Was wollen Sie von mir?"

„Hedwig — mir ist das Herz so voll. — Ich muß Ihnen danken, muß Ihnen Liebes sagen ... Was wär' ich ohne Sie? Alles, was ich bin, haben Sie aus mir gemacht ... Hedwig, ich ertrag' es nicht mehr, mit klopfender Brust steif und kalt neben Ihnen zu stehen. Ich muß mir Luft machen, muß Ihnen sagen ..."

„O mein Gott!" hauchte sie, die Hände vors Gesicht schlagend. Dann floh sie rasch in das Zimmer zurück und warf sich in einen Sessel.

Er folgte ihr und ergriff ihre beiden Hände.

Sie atmete schwer.

„Lassen Sie uns vernünftig reden, mein Freund," sagte sie dann, sich mühsam aufrichtend. „Setzen Sie sich dorthin und — hören Sie mir zu." Er gehorchte. „Warum kann es nicht zwischen uns bleiben, wie es bisher gewesen ist? ... War es nicht gut so? ... Hatten wir aneinander nicht unser Genügen? ... Und da ist nun plötzlich eine Wallung über uns gekommen, die uns undankbar macht gegen all das Glück, das wir uns bisher geschenkt haben ... Wir dürfen ihr nicht nachgeben. Sie

würde uns — mich wenigstens — ins Unglück stürzen. Sehen Sie, vor kurzer Zeit sagten Sie mir, ich sei Ihr Ein und Alles. — Ich fühl' es wohl, in gewissem Sinne bin ich's, und dieses Gefühl macht mich stolz und glücklich; aber von dem Tage an, da wir Liebe ernten wollen, wo wir Freundschaft säten, von dem Tage an ist der Zauber gebrochen, der uns so lange gefesselt hat. Bis dahin war ich Ihr Ein und Alles, dann werd' ich — — — eine mehr."

Er zuckte zusammen. „Welch häßliches Wort!" sagte er tonlos.

„Häßlich vielleicht, aber um so wahrer," erwiderte sie, mit zitternden Fingern an der Tischdecke zupfend. „Wir dürfen uns keiner Selbsttäuschung hingeben. Diese Stunde entscheidet über unsere Zukunft. Noch liegt es in unserer Hand, welchen Weg wir einschlagen wollen. Sie wissen ja, daß — ich — Sie lieb habe — und — — — einsam bin. Drum haben Sie Mitleid mit mir, schonen Sie mich — ich möchte in Ihrem Leben gern so viel bleiben, wie ich bisher gewesen bin."

„Sie sollen ja m e h r darin werden, nicht weniger!" rief er, die Hände über seiner Stirne faltend. „Ganz will ich mich Ihnen ergeben mit meiner Kunst, meinem Leib, meiner Seele. — Ich will Frieden haben vor der Welt außer mir und den Leidenschaften in mir — und wo könnt' ich den wohl finden als bei Ihnen?"

Sie atmete tief auf wie in erwachender Hoffnung. — Heiß hing ihr Blick an dem seinen.

In diesem Augenblick meldete der Zeiger die zwölfte Stunde.

„Noch wenige Minuten," sagte er fortfahrend, „und das Jahr ist vorüber — ein neues kommt. — Soll es ewig ein und dasselbe bleiben in nichtigem Treiben für mich — in kummervoller Einsamkeit für Sie? — Vor uns liegt das Dunkel — und in ihm lauernd wie ein gefräßiges Ungetüm das Grab!"

Sie erschauerte.

„Es hält uns ja doch bald in seinen Klauen," fuhr er fort. „Warum sollen wir zweifeln und zaudern? — Es ist

ja doch alles gleich — im Hintergrunde steht das Nichts. Drum lassen Sie uns glücklich sein im Rausch des Lebens, solang, es Zeit ist."

Die Uhr schlug zwölf ...

Jeder Schlag war wie der Flügelschlag einer irrenden, einsamen Seele.

Weinend sank sie an seine Brust ...

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr später saß Frau Hedwig um dieselbe Stunde in demselben Gemach — doch diesmal allein ... Er hatte schon zu Weihnachten kommen wollen, hatte es aber aufgeschoben bis zu Neujahr. Auch heute war er nicht eingetroffen; statt seiner kam ein Brief, den sie seit Stunden unabläßig studierte.

Sie war sehr gealtert, mußte viel gelitten haben; um ihren Mund zuckte ein hartes, bitteres Lächeln.

Und auf ihren Wangen entbrannten die Flammen des Todes, derweil sie auf die Worte niederstarrte.

Worte voll hohler Zärtlichkeit, der Verlegenheit abgerungen.

Sie sank vor dem Sessel nieder, auf derselben Stelle, auf der er damals gekniet hatte, ein gequältes, zu Tode gedemütigtes Weib, und während sie den Kopf in den Polstern verbarg, murmelte sie: „E i n e m e h r" — —

* * *

Warum sehen Sie mich so traurig an, teuerste Frau? Was geht die Geschichte uns an? — — —

Erstens bin i c h kein Genie, zweitens haben S i e kein Talent zum Verlassenwerden, und drittens bleiben wir auch im neuen Jahre die alten Freunde.

Er will sie kennen lernen

Also Sie sind wirklich noch hier, verehrteste Frau? Ich glaubte bereits, ich würde vergebens anklingeln, und nun find' ich Sie in wohligster Häuslichkeit genau wie damals im Winter, als ich Sie verließ.

Was, Sie wollen überhaupt — — —?

— Mit Staunen hör' ich Ihnen zu! — Daß Sie Ihre Einsiedlergelüste mit einem Walle von Vernunftgründen verschanzt haben würden, konnt' ich mir ja denken, doch daß Sie das Badeleben wirklich hassen ... Oh, in Vielem haben Sie Recht. — Die elektrischen Hotelklingeln haben es entschieden auf unsere Nerven abgesehen. Das pêle-mêle der Kurkonzerte vermag selbst einen so kritiklosen Musikenthusiasten wie mich in die Flucht zu schlagen. Die Kellner sind in der Tat die unangenehmsten Schmarotzerpflanzen, die unsere gesellschaftliche Treibhausluft geschaffen hat. — Aber was die Fremden anlangt, die lieben Mitleidenden, vor deren kalt-zudringlichen Blicken Ihnen graust, — nein, Verehrteste, die muß ich in Schutz nehmen, um derentwillen wär' ich sogar zu einem Hymnus erbötig. — Sie sind es, die uns über den engen Gesichtskreis unseres Standes hinausgucken lassen und uns Gelegenheit bieten, das Joch der Konvention wenigstens für etliche Wochen im Jahre abzuschütteln; sie sind es, die die Bäder zu Jungbrunnen der Phantasie, zu Heiligtümern der Romantik machen. Dieses Aschenbrödel unserer Zeit wird ja sonst nirgends mehr geduldet, und nun wollen Sie ihm sogar seine letzte Zufluchtstätte rauben!

Ja — und selbst die Blicke, die Ihnen so sehr mißfielen! — Einstmals während der Saison in Heiligendamm beobachtete ich zwei Frauen, die sich während etlicher Tage von verschiedenen Tischen aus mit dieser kalten — nein, sogar mit feindseliger — Zudringlichkeit musterten. Die eine Hamburgerin, die andre Mexikanerin, beide schön, elegant, brünett — junonische, vornehme Gestalten. „Sehen Sie, wie die beiden sich hassen," sagte ich zu einer Bekannten. „Sie irren," erwiderte mir die Evastochter.

„Die Blicke sind nicht Haß, sie sind Sehnsucht." — Und richtig! — Eines Tages kamen die beiden schönen Frauen Arm in Arm zur Table d'hote. Sie trennten sich nicht mehr — ich wette, sie sind Freundinnen geworden.

Und welchen Reiz gewinnen die Annäherungen erst, wenn der eine Teil ein Vertreter des ewig Männlichen ist! Der Wegfall der gebräuchlichen Vorstellung durch einen gemeinsamen Bekannten — wo findet sich der so rasch? — sorgt dafür, daß sie den Schein des Verbotenen, des Leichtsinnigen an sich tragen und die Phantasie um so mächtiger erregen. Wohl steht in jedem Bäderknigge geschrieben, daß bei Mangel einer Mittelsperson der Badedirektor die Bekanntschaft zwischen einem Herrn und einer Dame einzuleiten habe, aber auch der eifrigste dieser Beamten wird Sie versichern, daß derartige Ansuchen nur äußerst selten an ihn herantreten. Man weiß sich eben selber zu helfen.

Sie fragen spottend nach dem „Wie?" Freilich Sie, die Philosophin, die Frau von — wieviel waren es doch? — grauen Haaren, haben für dergleichen nur ein lächelndes Achselzucken; aber nehmen Sie Ihre Mitschwestern ins Gebet, sie werden Ihnen gestehen, daß die interessantesten Badebekanntschaften stets diejenigen waren, die sich auf irgendeinem regelwidrigen Wege als Konterbande in ihren Verkehr — nicht selten auch in ihr Herz — hineinschmuggelten.

Von den beliebtesten Methoden nenn' ich Ihnen „den Becher am Brunnen", „das Rosensträußlein", „das Verirren im Walde", „Belvedere", „das Konzertprogramm", „das Baby" und so weiter. Sie sind ebenso abgebraucht wie ungefährlich und werden von originell veranlagten Gemütern samt und sonders verschmäht.

Seine Vorzüge hat „der Handschuh in der Westentasche". „Pardon, mein gnädiges Fräulein, Sie haben Ihren Handschuh verloren." — „O nein, mein Herr, Sie sehen, hier sind sie beide." — Und zwei in Mousquetaires gehüllte Händchen strecken sich mir entgegen. Ich spiele nun den Hilflosen, begucke den Handschuh, den ich wohl-

weislich in kleinster Nummer eingekauft, auch ein wenig zerknittert habe, um das „getragen" zu markieren, und frage sie in sehr kläglichem Tone, was damit beginnen. Sie fühlt sich meiner Ratlosigkeit überlegen, und was sie nun auch antworten möge — sie ist gefangen.

Ebenso könnte ich „das Skizzenbuch" empfehlen. Höchst eigenartig, aber nicht gefahrlos. Ich lasse mir von einem befreundeten Maler im Laufe des Winters etliche Seiten meines Notizbuches mit Bleifederstrichen vollkritzeln oder kopiere mittels Ölpapiers einige Marssche Skizzen aus dem Journal amusant, setze mich im geeigneten Moment ihr gegenüber und beginne scheinbar eifrigst zu zeichnen. Sobald sie sich rührt, rufe ich in einem schroffen Tone, der das Resultat rücksichtsloser Begeisterung ist: „Meine Gnädigste, wollen Sie noch einen Augenblick stille halten!" Tut sie's, so bin ich allerdings verloren, denn dann will sie auch ihr Bildnis sehen, aber natürlich tut sie's nicht, sie springt vielmehr entrüstet auf — na, und das übrige macht sich. Die vorrätigen „Studien" dienen nur als Legitimation für den Fall, daß sie später einmal das Skizzenbuch in Augenschein zu nehmen wünscht.

Dann habe ich für meinen Privatgebrauch noch ein paar andre Tricks erfunden, die ich aber gewissermaßen als Geschäftsgeheimnis betrachten muß. — Ach Gott, man hat ja so viele Konkurrenten! —

Doch um wieder ernsthaft zu sprechen: selbst wenn durch Schüchternheit oder Ungunst der Verhältnisse eine Annäherung nicht zustande kommt — was tut's? — Eine regsame Phantasie weiß schon aus dem Fluidum, wie es zwischen Fremden von Auge zu Auge herüber und hinüber schießt, Lebensnahrung zu saugen, einen Nektar, süß und berauschend, den der Verkehr mit bestens legitimierten Bekannten niemals zu bieten vermag.

Sie lachen mich aus? — — — Oh da muß ich Ihnen zum Beweise eine Geschichte erzählen, die einem Freunde von mir passiert ist.

Nein, nein, er ist nicht vorgeschoben, — Sie werden ja gleich selber sehen.

Wir hatten zusammen studiert — waren Couleurbrüder gewesen — dann hatten wir uns aus den Augen verloren. In vorigem Sommer fand ich ihn unversehens in Wiesbaden, wo er während der Gerichtsferien — er war seit kurzem Assessor — einen jugendlichen Rheumatismus spazieren führte. — Ein guter, ein prächtiger Junge! — Einer aus dem Geschlecht der „reinen Toren", die in den Urwäldern Ostpreußens auch heute noch nicht gar so selten auftreten. — Ein kleiner Schwerenöter dabei, der sich einbildete, mancherlei erfahren zu haben, und mir seine Abenteuer, die sich durch eine verblüffende Harmlosigkeit auszuzeichnen pflegten, in Stunden der Vertrauensseligkeit geheimnisvoll ins Ohr flüsterte. Wenn ich mir dann den Spaß machte, ungläubig zu erscheinen, sah er mir mit seinen großen, blauen Augen ganz erschrocken ins Gesicht und versicherte treuherzig: „Nein — wahrhaftig — du mußt nicht denken, daß ich renommiere!"

Manchmal aber hielt er plötzlich inne und lächelte träumerisch und glückselig vor sich hin. — Auf meine Fragen schüttelte er nur stumm den Kopf. — Doch endlich kam es zum Vorschein: — er hatte etwas erlebt, — „erlebt, sag' ich dir, hier in Wiesbaden — unlängst — wenige Tage, bevor du kamst, war's zu Ende".

Und Freund Leo berichtete: Eines Nachmittags saß er im Kurgarten am Weiher und schaute zu, wie das Sonnenlicht sich regenbogenfarbig in dem Sprühregen der großen Fontäne brach, die turmhoch vor ihm aufspritzte. Als er halb geblendet den Blick abwandte, gewahrte er ein tiefes, dunkles Augenpaar, das träumerisch auf seinem Antlitz ruhte und sich nun jählings hinter schwarzbewimperten Lidern verbarg.

Er errötete und schlug auch seinerseits die Augen nieder. — Als er nach einer Sekunde einen prüfenden Blick dran wagte, sah er eine kleine, zarte, brünette Frau, die sich nachlässig in ihren Sitz zurückgelehnt hatte und die Spitze des Sonnenschirms auf ihrem Stiefelchen tanzen ließ. — Die in olivenfarbene Seide gehüllte Gestalt erschien, obwohl schlank, von entzückender Weichheit, und

nicht minder weich die Umrisse des feinen, blassen Angesichts, aus dem die schwarzen, starken Augenbrauen sich in voller Wölbung heraushoben. Die ganze Erscheinung war umflossen von jenem Duft der großen Welt, der sich schwer bestimmen, aber umso leichter von allen Nachahmungen unterscheiden läßt.

Leo fühlte ein kleines Herzklopfen, das sich steigerte, als er wahrzunehmen glaubte, daß bei einem nochmaligen Blicke, den sie — diesmal etwas hochmütig — über ihn hingleiten ließ, ein leises, ganz leises Lächeln ihren Mund umspielte. Darauf wandte sie sich zu der neben ihr sitzenden älteren Dame — dem Anscheine nach ihre Gesellschafterin — und ließ sich das Konzertprogramm reichen, in das sie sich vertiefte, bis eine Familie, bestehend aus einem vornehm dreinschauenden alten Herrn und zwei silberhaarigen Damen, sie mit geräuschloser Herzlichkeit begrüßte.

In ihrer Begleitung verließ sie vor Schluß des Konzerts den Garten, doch in der Tür des Kursaals wandte sie sich noch einmal um und ließ einen suchenden Blick über die Breite des Weihers hingleiten.

Mein Freund Leo stürzte sich in die Einsamkeit des Parkes und träumte.

In der Frühe des nächsten Tages sah er sie am Kochbrunnen. Auf ihrem Antlitz lag ein drollig holder Ausdruck von Schmollen und Verschlafenheit, und als sie Leo in der Wandelbahn begegnete, sah sie ihn so kläglich an, als ob sie ihm wie einem Bekannten den Gram um den verlorenen Morgenschlummer klagen wolle.

Mein Freund fing die bewundernden Blicke auf, die die eroberungssüchtige männliche Jugend ihr nachsandte, und fühlte sich stolz und glücklich als Bevorzugter.

Nun galt es bloß noch, sich ihr zu nähern. Freilich das „wie!" — Wäre die Gesellschafterin nur nicht gewesen, die hagere, alte Person, die immer hinter ihr hertrottelte!

Als er tags darauf über den Goetheplatz ging, sah er sie in einem spiegelnden Landauer an sich vorüberfahren, auf dem Rücksitz eine Wärterin in magyarischer Tracht mit

einem etwa zweijährigen Baby auf dem Schoße. Vor den „Vier Jahreszeiten" stieg sie aus. — Ein Gefühl dumpfer Beklommenheit sank ihm auf die Brust. — Sie so reich, so vornehm! Warum nur hatte sie ihn lächelnd angesehen?

Immerhin — wenn er ihr allein begegnete! — Oh, er hielt auf sich, er war kein Hasenfuß! — Und sieh! — der Himmel selber schien seinen Entschluß zu segnen, denn schon am nächsten Abend, als er im entlegenen Nerotal dahinwanderte, sah er sie langsam die Taunusstraße emporkommen — mit leise geröteten Wangen, auf die Krücke des Sonnenschirms gestützt, einen Band „Tauchnitz Edition" unter dem Arme. Als sie an ihm vorüberging, blickte sie scheinbar achtlos vor sich hin, aber um ihren Mund spielte wieder jenes leise, rätselhafte Lächeln.

Er blieb stehen und schaute ihr nach, wie sie allgemach die Anhöhe hinanschritt und sich schließlich im Waldschatten verlor nach der Richtung hin, wo die griechische Kapelle ihre goldenen Kuppeln leuchtend aus dem Laubdickicht erhebt. — Dort ist es still und einsam, dort würde es niemand gewahren, wenn er sich ihr auffällig näherte.

Um den kühnen Entschluß nicht erkalten zu lassen, eilte er mit raschen Schritten hinterdrein. — Ein todesfreudiger Mut war über ihn gekommen.

Auf der Stelle, wo sie seinen Blicken entschwunden war, hielt er Umschau, doch nichts war mehr von ihr zu entdecken. Dann vertiefte er sich auf gut Glück in dem dunkelnden Walde.

Wohl eine Viertelstunde war er umhergeirrt, da — — die Frauengestalt, die am Fuße des Abhanges etwa dreißig Schritte niederwärts im Moose ruhte — — —

Ja, sie war's.

Ein heißer Schreck durchrieselte seine Glieder.

Er war geräuschvoll durch das knackende Unterholz geschritten, und dennoch regte sie sich nicht.

Neben ihr im Moose, achtlos hingeworfen, lagen Schirm, Handschuhe und Buch.

Sie mußte eingeschlafen sein — wie anders? — und

gewiß war es eine Täuschung gewesen, die ihn soeben hatte wahrnehmen lassen, daß ihr dunkles Auge für einen Moment lächelnd zu ihm emporgeleuchtet habe.

Sollte er nun im verlassenen Walde wie ein Räuber über sie herfallen? Nein, nein, um keinen Preis! Lieber im offenen Kurgarten, lieber unter den Augen von Tausenden — als sie hier in Waldeinsamkeit aus friedlichem Schlafe reißen, sie tödlichem Erschrecken preisgeben!

Spornstreichs eilte er von dannen, sich in Ermangelung eines Besseren an dem Bewußtsein seines Zartgefühls vergnügend.

Aber morgen! Morgen wird er keine Rücksicht kennen! Morgen früh auf der Wandelbahn! Er schlief in dieser Nacht sehr wenig, war um sechs Uhr bereits am Kochbrunnen und kaufte sich die schönsten Rosen, welche die Blumenmädchen feilboten.

Und sie kam.

Ihr Blick glitt mit einem leisen Anflug von Spott über sein Gesicht, blieb für einen Moment auf den Blumen haften und wandte sich dann in die Weite.

Er erschrak — und teils um sie für ihren Spott zu strafen, teils um seinen Mut ein für allemal zu erproben, schenkte er die Rosen — einer Andern, einer ältlichen jungen Dame, die ihn schon lange mit warmen Blicken bombardiert hatte und bei der er seiner Sache sicher zu sein glaubte.

Ob nun auch sie ihn zu strafen suchte — kurz, am Nachmittag im Kurgarten war sie von einer Schar glückstrahlender Offiziere umschwärmt, die schon seit ihrem ersten Erscheinen heimlich hinter ihr her gewesen waren und inzwischen Mittel und Wege gefunden hatten, sich durch jenen alten Herrn ihr vorstellen zu lassen. Sie lachte und kokettierte mit ihnen. Leo war Luft für sie.

Das ging so wohl acht Tage lang. — Mein Freund, der anfangs vor Eifersucht gefiebert hatte, beruhigte sich allgemach. Die Philosophie der saueren Trauben gewann in seinem Innern die Oberhand.

Plötzlich verschwanden die Söhne des Mars aus ihrem

Umkreise. An der etwas verlegenen Ehrfurcht, mit der sie nach ihr hinübergrüßten, war leicht zu erkennen, daß man sie hatte „abfallen" lassen.

Eines Nachmittags, als Leo wie gewöhnlich dem Regenbogenspiel der Fontäne folgte, sah er wieder einmal das bewußte Augenpaar auf sich gerichtet — dunkel, tief und träumerisch wie am ersten Tage.

Er erschrak heftig, und die ältliche junge Dame wurde sofort auf kühlsten Grüßfuß gesetzt.

Noch war er über die Methode, in der er sich ihr jetzt nähern wollte, nicht ins klare gekommen, als eines Nachmittags ein hochgewachsener, dunkelbärtiger Herr an ihrer Seite auftauchte, an dessen Arm sie sich hing und mit dem sie vertraulich plauderte.

„Ihr Mann!" sagte sich mein Freund und fühlte in demselben Augenblicke eine gewappnete Schar moralischer Grundsätze in sich erstehen. — Verheiratet, wie sie war, hatte er sie seinen freventlichen Attacken ausgesetzt, und seine Gedanken gar — oh! — ihm schauderte vor dem Abgrund in seinem Innern. — Auf alle Fälle: welch ein Glück, daß er ihr ferngeblieben war!

Immerhin atmete er auf wie von schwerem Banne erlöst, als er eines Morgens das dunkelbärtige Gesicht im „Adler" aus einem Fenster der Beletage gucken sah. Er wohnte nicht mit ihr zusammen, war also höchstens ein Verwandter — ein Schwager vielleicht! — Aber ungeachtet dieses Trostes konnte er sich nicht entbrechen, den fremden Herrn auch fortan mit tiefgefühltem Neide zu betrachten. Seine aristokratische Haltung, die selbstverständliche Eleganz, mit der er sich kleidete, beunruhigten ihn mehr denn je.

Er besah sich im Spiegel und zuckte entmutigt die Achseln. Eine halbe Stunde später stand er in einem Modewarenmagazin und kaufte sich eine rote Westenkrawatte gleich der, welche er bei dem Beneideten bemerkt hatte. Er trug sie noch jetzt, und ich darf Ihnen nicht verhehlen, liebe Freundin, daß sie sehr schlecht zu seinem blonden Gesichte paßte.

Plötzlich war der Dunkelbärtige verschwunden. Das konnte nicht weiter auffallen. In Wiesbaden geht man ja wie im Bienenkorbe aus und ein.

Eines Abends während des Konzertes, als er, in Gedanken versunken, auf die Menge hinstarrte, die in dem weißen Lichtmeer hin und her flutete, hörte er hinter sich zwei weibliche Stimmen flüstern: „Sehen Sie die kleine, pikante Dame, die mit dem blonden Herrn vor uns kokettiert?"

„Die mit dem Hermelinkragen?"

„Ja. Das ist die Gräfin P ...., die Frau des bekannten ungarischen Magnaten."

Dann verlor sich das Gespräch in kleinbürgerlichem Entsetzen über die Mode, im Monat Juli Pelzmäntel zu tragen.

Eine dumpfe Ahnung ließ ihn aufschauen. — Sie war's. — Das dunkle, große Auge ruhte auf ihm — aber nicht träumerisch wie einst, nein, von hellem, spöttischem Glanze belebt.

Ein nagendes Gefühl der Bitterkeit erwachte in ihm. Nun lag es klar zu Tage: sie machte sich lustig über ihn! Wahrscheinlich hatte sie seine heimliche Verehrung bemerkt, und — wie war es anders möglich? — mußte er ihr nicht lächerlich erscheinen? Sie, eine Dame der großen Welt, schön, von einer Fülle glänzender Verehrer umschwärmt — er, ein armer Teufel, ein auf Diäten gestellter Assessor aus einem ostpreußischen Hinterwaldsneste!

Er erschrak bei dem Gedanken, daß er sich ihr jemals hatte nähern wollen. — Aber seinen Stolz besaß auch er ... Zum Ausgelachtwerden war er zu gut. — Er stand auf und rannte in dem dunkelsten Dickicht des Parkes umher.

Sie sollte fortan nicht mehr für ihn existieren ...

Als er zwei Tage später zum Kochbrunnen ging, sah er sie vor ihrem Hotel, wie sie mit ihrer Begleitung soeben in den Wagen stieg — das ganze Kellnerpersonal mit Bücklingen um sie her. — Ein beladener Gepäckkarren wartete.

In seinem Kopfe sauste und brauste es. — Aber die Zähne zusammenbeißend schritt er weiter.

Als er die Wandelbahn des Kochbrunnens betrat, wo die Menschenmassen hin und her wogten, packte ihn ein plötzlicher Kummer. Nie mehr sollte er mit Herzklopfen auf sie warten, nie mehr im Gedränge heimlich nach ihr ausspähen dürfen? — — Jetzt hieß es handeln, handeln, solange es noch Zeit war.

Er riß einem Blumenmädchen das Bündel Rosen aus der Hand, warf ihm ein Geldstück hin und eilte davon.

Keuchend betrat er die Bahnhofshalle, als der Zug soeben abgeläutet wurde.

Aus einem Coupéfenster sah er das holde Köpfchen des Baby sich neigen, dahinter die Haube der Wärterin. Dorthin eilte er, sprang auf das Trittbrett und drückte den Rosenstrauß in die kleine Patschhand.

Das Kind jubelte hell auf, und das Gesicht der Gräfin erschien im Hintergrunde.

Betreten fuhr sie zurück, aber schon im nächsten Augenblick, als er mit verlegenem Stammeln den Hut lüftete, erblühte auf ihren Zügen ein helles Lächeln, halb voll Schelmerei, halb voll Bedauern, das da fragte: „Warum so spät?"

Sie öffnete die Lippen — in demselben Momente schob sich der Zug von dannen, aber aus der Ferne — er täuschte sich nicht — wehte zweimal ein weißes Tüchlein grüßend zu ihm herüber.

„Und was weiter?" fragte ich begierig, als mein Freund mit Erzählen innehielt.

„Mein Roman ist zu Ende!" erwiderte er mit verklärtem Lächeln.

„Aber du stürztest doch nach den ‚Vier Jahreszeiten'", rief ich, „du kauftest dir doch den Portier, du erfuhrst doch ihr nächstes Reiseziel, du, du — aber was frag' ich? — das versteht sich ja alles von selbst!"

Mein Freund hatte nur ein bedauerndes Achselzucken für meine brutale Weltansicht und träumte dann weiter still selig vor sich hin .....

Nun, verehrteste Freundin, wie erklären Sie das psychologische Rätsel einer solchen Genügsamkeit?

Sie meinen, ich hätte ihn ja selber einen „reinen Toren" genannt. — Und damit glauben Sie mich wohl geschlagen zu haben?

O nein! Die Bäder sind Jungbrunnen der Phantasie. Dort kann ein jeder zum „reinen Toren" werden — selbst wir mit unserer Philosophie und unseren berühmten dreißig grauen Haaren.

Ich wenigstens will's probieren. Ich reise morgen ab.

Der Muttersohn

Ja, bei Muttern war ich. — Sie läßt Sie unbekannterweise vielmals grüßen. — Ich habe ihr viel von Ihnen erzählen müssen, sie konnte nicht müde werden, das Bild der schönen, fremden Frau zu beschauen — sagen Sie nicht, es sei geschmeichelt! —, und schließlich nahm sie's mir weg und steckte es in das Familienalbum. Eines nur konnte ich ihr nie plausibel machen, nämlich, daß man mit dem Original dieses Bildes befreundet sein könne, ohne an Liebe und Heirat zu denken. Wenn ich ihre versteckten Anspielungen lächelnd ablenkte, nahm sie meinen Kopf in ihre beiden Hände, sah mir mit ihrem ernsten Mutterblick prüfend ins Auge — genau so wie damals, als ich noch des öfteren im Verdachte stand, Schokolade aus dem Schrank genascht zu haben — und sagte leise: „Du verheimlichst mir etwas, mein Junge!"

Solcher Augenblicke erinnere ich mich allzugern, denn es tut unmenschlich wohl, wissen Sie, seinen armen, müden Kopf wohl aufgehoben zwischen zwei kühlen Mutterhänden zu wissen — und das um so mehr, als es nicht eben häufig und fast verstohlen geschah. — Sie wie ich pflegten mit unseren Zärtlichkeiten kein Geräusch zu machen; wir wußten auch ohnehin, was wir aneinander besaßen, und hatten nicht nötig, unseren Morgen- und Gutenachtgruß mit Liebeserklärungen zu versüßen.

Gott sei Dank, daß dem so war! Die Liebe zwischen Mutter und Sohn muß nach meinem Geschmack ebenso zurückhaltend sein wie die Freundschaft zwischen Männern. — Beides ist nur dann etwas wert, wenn es den Charakter des Selbstverständlichen an sich trägt, um dessentwillen man nicht viele Worte zu machen braucht.

Und nichts ist mir widerwärtiger als die Sentimentalität, mit der man neuerdings in der Poesie — namentlich in der französischen Dramatik — die Mutter- und Sohnesliebe behandelt sieht. — Blaue Weihrauchwolken, durchzuckt von Flammen mystischer Verzückung, qualmen rings um ein Verhältnis, dem man in seiner Hoheit und

Innigkeit am besten gerecht wird, wenn man die keusche Helle des Natürlichen, die es umgibt, unverdunkelt läßt.

Wie? Sie glauben, daß diese moderne Verhimmelung der Mütter dem weiblichen Geschlecht als solchem zugute komme? Täuschen Sie sich nicht! Ich glaube viel eher, daß sie Hand in Hand mit der zunehmenden Liederlichkeit geht, die sich beim Manne zuallererst in einer souveränen Verachtung der Weiblichkeit oder — wie es zünftig heißt — „der Weiber" äußert. Der blasierte und depravierte Mann, der sich aus jeglicher Frauengunst, die er genoß, eine neue Stufe zu dem Postamente baut, von dem er auf das weibliche Geschlecht herabschauen zu können vermeint, sieht ein, daß er an einer Stelle halt machen muß, daß er über den Leib der eigenen Mutter nicht hinwegschreiten darf, wenn er seine Pietät — „Pietät" ist unter Umständen die raffinierteste Art des Egoismus — nicht tödlich verletzen will. Er räumt der Mutter also eine Stelle neben sich ein und läßt den Opferdunst, den er der eigenen Eitelkeit spendet, auch ihr zugute kommen.

Ein Mann dieser Art kennt ein weibliches Geschlecht als Allgemeinbegriff überhaupt nicht. Er unterscheidet statt dessen drei grundverschiedene Kategorien:

1. Indifferente, das heißt geschlechtslose Wesen. Dazu gehören neben seinen etwaigen Schwestern sämtliche Töchter aus guter Familie, die durch ihre Geburt unnahbar sind und aus deren Schar er sich später einmal, wenn er in der Liebe Invalide geworden ist, eine Gattin wählen wird, — ferner alle Häßlichen, Hageren und impertinent Tugendhaften.

2. Die Mutter.

3. Die Weiber. Die Weiber im eigentlichen Sinne des Wortes, sie, die er kennt, liebt und verachtet. Von der sechzehnjährigen Bürgerstochter, der er statt des Zaubertranks der ersten Liebe den Giftbecher reicht, bis zur „Femme de quarante ans", die mit Inbrunst die letzte schale Neige einer matten Neigung von seinen Lippen trinkt.

Sie meinen, eine solche Trennung sei widersinnig

und unnatürlich und müsse sich rächen? Oh, daß sie sich rächt, dafür wüßte ich Ihnen aus dem Leben einen guten Beleg zu geben. Hören Sie zu!

Vor etlichen Jahren begegnete man in Berliner Theatern und Konzertsälen vielfach einem Paare, das durch seine eigenartige Schönheit Aufsehen erregte. — Nicht Mann und Weib, nein, Mutter und Sohn. — Sie eine Matrone mit schneeweißen, über Schläfe und Ohr schlicht herabfallenden Haaren, einer hohen, reinen Stirn und einem Paar großer, von dunklen Höhlungen umgebener Augen, in die man wie in ein Meer von Liebe hineinschaute. Er ein Mann von mächtiger Statur und bestechend schönen Zügen, mit einer Jupiterfalte über den Brauen und einem satten Blick, der dennoch ewig suchte. In Haltung und Manieren durchaus tadellos — nein, vielleicht ein wenig zu adrett, zu viel Reserveoffizier. Das Siegesbewußtsein, das sich auf seinen Zügen ausprägte, schien ein wenig vordringlich, das Verwöhntsein allzu geflissentlich zur Schau getragen. — Aber die Frauen lieben das ja.

Wenn er, die alte Dame vorsorglich geleitend, durch die Reihen schritt, so folgte ihm manches schöne Auge, und fast noch mehr als sein Auftreten erregte die Art und Weise, in welcher er der Mutter begegnete, Aufmerksamkeit und Bewunderung. Eine Art stolzen Respektes schien jede seiner Bewegungen zu leiten. Wie er sich zu ihr hinüberneigte, wie er mit ihr flüsterte, wie er sie bediente, alles war durchdrungen von zartester Ritterlichkeit und andächtigster Liebe — ein Schauspiel, das jedes Frauenherz erquicken mußte. — Und ereignete es sich, daß ich einen Gruß mit ihm austauschte — wir hatten uns in Gesellschaft bisweilen getroffen —, so trat auch alsbald die hastig geflüsterte Frage an mich heran: „Wer ist der Herr?"

In manchen Kreisen war er freilich sehr bekannt, fast zu bekannt. Er genoß seinen Ruf als Frauenfreund wie einen köstlichen Besitz und sprach mit edler Unbefangenheit über seine Erfolge. Bei den Männern fand er erklärlicherweise nicht viel Liebe. Dennoch hüteten sie sich,

die Achseln über ihn zu zucken, denn seine Karriere war ebenso glänzend wie seine Erscheinung. Er stammte aus einer alten, aber verarmten Adelsfamilie und war Verwaltungsbeamter, einer aus der Schule der Schneidigen, die so sehr in die Mode gekommen sind. Im Ministerium setzte man große Hoffnungen auf ihn. Wenn man ihn einen Streber nannte, so tat ihm das wenig. Er brach dem Worte die Spitze ab, indem er ihm mit wohlüberlegtem Zynismus lachend zustimmte.

Die Frauen interessierte mehr der atembeklemmende Reiz, den er auf andere ihres Geschlechtes ausübte. Man sprach mit einer gewissen Scheu von ihm, als fürchte man sich. Hie und da nannte man ihn einen herzlosen Roué, einen wüsten Egoisten; aber gerade diejenigen, die behaupteten, ihn von den schlechtesten Seiten zu kennen, wollte er geflissentlich nur von ihren — besten gekannt haben. Sie sehen also, er war nicht rachsüchtig.

Das liebenswürdige Verhältnis zu seiner Mutter gab seiner Persönlichkeit ein neues Relief. „Er muß ein guter Mensch sein, denn er ist ein musterhafter Sohn," so folgerte man. — Nur vereinzelt fanden sich Stimmen, die da sagten, die würdige Matrone sei ihm lediglich ein Mittel zur Koketterie, nicht mehr und nicht weniger als der Stein, der an seiner wohlgepflegten Hand erglänzte, oder der Bernhardiner, von dem er sich sonst begleiten ließ. — Aber die bösen Zungen! — Schließlich waren es dieselben, die — —

Ein Zufall führte mich mit der alten Dame zusammen, die schon in den ersten Augenblicken unseres Gesprächs durch die Vornehmheit ihrer Gesinnung und die Zartheit ihres Empfindens mein Herz gefangen nahm. Und wie ihr Auge leuchtete, wenn sie von ihrem Sohne sprach! — Mit welch ahnungsloser Begeisterung sie mir seine Vorzüge aufreihte! — Aber so sind ja die Mütter alle. — Gott segne sie dafür!

Und er war so recht ihr Schmerzenskind gewesen. In dem Hause eines vermögenslosen Offiziers geht es nicht allzu reichlich her — ein Häuflein Kinder dazu — oh, sie

hatten daheim vieles entbehren müssen, damit dem Sohne das teure Studium ermöglicht werde. Und dann die Referendarienzeit erst! Aber jetzt, da seine Not vorüber und die andern alle gut versorgt seien — am besten ihr braver Gatte im Himmel droben —, da habe sie sich entschlossen, zu ihm, ihrem Ältesten, ihrem Abgott, hierher nach Berlin zu ziehen und sich seines Glückes zu freuen; und bei ihm gedenke sie auch ihr Leben zu beschließen.

So sagte sie damals. — Um so mehr wunderte ich mich, als ich etliche Monate später von eingeweihter Seite erfuhr, die Mutter habe ihren Sohn plötzlich verlassen und sei für immer in die Provinz zurückgekehrt.

„Ich wette, die Weiber haben sie vertrieben," rief ich aus. Ja, die Weiber waren schuld gewesen, aber in weit anderm Sinne, als ich in meinem Vorwitz es mir dachte. Gleichzeitig erzählte man mir die trübe Geschichte.

Wohl hatte Herr v. *_* sorgsam darauf hingearbeitet, daß seine Art, das Leben zu genießen, der Mutter verborgen bleibe. Er hatte sich in einem entfernten Teile der Stadt eine zweite Wohnung gemietet und die Stunden seines Ausbleibens mit einem dichten Lügenschleier umwoben. Aber ein Mutterauge sieht scharf. — Gewisse duftende Briefchen — anonyme Blumenspenden — geheimnisvolle Botschaften — kurz, sie wußte bald alles. Aber wenn auch ihr reines Gemüt sich dagegen empörte, dieses Treiben mit anzuschauen, das war es nicht, was sie von hinnen trieb. Bei alledem stieg kein andrer Gedanke in ihr auf als Angst um den geliebten Sohn. Die Schuld trugen ja jene, die schlechten, verführerischen Weiber. Sie lebte fortan nur dem einen Wunsche, ihn allgemach deren unheilvollem Einfluß zu entziehen, ihn an die stillen Freuden der Häuslichkeit zu gewöhnen, ja, sie ging schon mit dem Plane um, ihm eine Frau auszusuchen, nur wollte sich durchaus kein Wesen finden, das alle die Vorzüge besessen hätte, die zu diesem ersten Platze der Welt notwendig gehörten. Da eines Tages — —

Eines Tages saß sie in dem Wohnzimmer des gemeinsamen Haushalts, den Sohn erwartend, und schaute auf

das Schneetreiben hinunter, das die Straße mit weißen Wolken erfüllte, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde und eine Frau hereingestürzt kam, eine junge, schöne Frau aus der Gesellschaft, in deren Hause sie gleich einer alterprobten Freundin verkehrte und der sie von Herzen zugetan war.

„Um Gottes willen, meine Beste, was ist geschehen? Wie sehen Sie aus?"

Ihre Kleidung war in Unordnung, ihr Gesicht verstört. Schnee hing an ihren Haaren — sie schien aufgelöst in Schmerz und Verzweiflung.

„Wo ist Ihr Sohn?"

Sie spähte mit irre suchenden Augen um sich.

„Mein Sohn ist nicht zu Hause. Ich erwarte ihn soeben. — — — Aber, liebste Freundin, kommen Sie zu sich! — Ist ein Unglück — — —?"

„Verbergen Sie ihn nicht vor mir. Ich muß ihn sprechen ... Ich hab' — so lange — im Schnee gestanden. — Er soll mich nicht länger — warten lassen. — Ich geh' nicht fort, bis ich ihn gesprochen habe."

Es war klar — das Weib raste.

Und die Mutter redete ihr liebevoll zu, ließ sie auf dem Sofa niedersitzen, rieb ihr die erstarrten Glieder und benetzte die Schläfe mit Kölnischem Wasser. Da erst kam sie wieder zur Besinnung und erkannte, vor wem eigentlich sie sich befand. Sie brach in ein krampfhaftes Weinen aus, fiel der Mutter zu Füßen und gestand in wirren, abgerissenen Worten, was sie verbrochen hatte. Oh, sie war ja so schwer für ihren Leichtsinn bestraft ... Er hatte sie gequält, gequält bis aufs Blut ... Nun wollte er sich nicht mehr sprechen lassen ... Sie müsse vergehen vor Angst und Liebe ... Sie könne nicht leben ohne ihn ... Nur der Tod sei ihr Erlösung.

Die Mutter wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Ihr ehrliches Herz krampfte sich zusammen vor dieser Pflichtvergessenen, die sich zu ihren Füßen wand, und doch konnte sie angesichts so großen Elends ihr Mitleid nicht zurückdrängen. Aber als die Knieende, die dargereichten Hände mit Küssen bedeckend, es wagte, sie um Begünstigung ihrer frevlerischen Leidenschaft anzuflehen, da wandte sie sich entrüstet ab.

Vor ihrem Geiste stand das Bild der zwei engelhaften jungen Geschöpfchen, die sie noch vor wenigen Tagen bei der Mutter spielend gefunden hatte, und die Hand streng erhebend sagte sie: „Gehen Sie zu Ihren Kindern!"

Wie versteinert in ihrem Schmerze starrte das gerichtete Weib zu ihr auf. Da erklangen im Nebenzimmer Schritte. Er war heimgekommen.

Seine Geliebte horchte hoch auf, sprang in die Höhe und stürzte zu ihm hinein.

Die Mutter sank auf dem Sofa zusammen und preßte das Gesicht in die Polster. Wie von einem bösen Traume umfangen, hörte sie folgendes Zwiegespräch:

Er, zornig, mit mühsam gedämpfter Stimme sagte: „Was, du hier? ... Was willst du? ... Hab' ich dir nicht streng verboten — —?"

Und sie leise und trotzig: „Ich muß dich sprechen."

„Hat meine Mutter dich gesehen?"

„Nein." Sie log, die Unglückselige, sie wußte wohl, daß, wenn sie die Wahrheit sprach, alles zu Ende war.

„Geh rasch nach Hause, damit sie dich nicht trifft ... Durch diese Tür! ... Sie darf von allen diesen Sachen nichts wissen."

„Ich muß dich sprechen."

„Ja, mein Gott, so komm heute abend nach — du weißt schon. Läute zweimal an der Tür wie früher."

„O nein! Du weisest mich ja doch wieder ab ... Oder läßt mich warten. ... Heute hab' ich schon zwei Stunden im Schnee gestanden. ... Das mach' ich nicht mehr... Ich muß dich sprechen; jetzt gleich."

„Also schnell! Was willst du von mir?"

Lange Pause — dann ertönte ihre Stimme unter lautem Schluchzen aufschreiend: „Kurt, was hab' ich dir getan?"

Und er antwortete sehr nervös: „Ich bitte dich, Kind, mäßige dich. Ich habe dir nichts vorzuwerfen — durch-

aus nichts. Du bist mir ein liebes, süßes Weib gewesen ... Aber du wirst einsehen — jedes Ding hat seine Zeit ... Du hast meinen Brief doch erhalten? Es muß zu Ende sein zwischen uns. — Wir haben uns nichts mehr zu sagen."

„Du wagst es also, mich fortzuwerfen wie eine Dirne?"

„Laß doch die Vergleiche! Man findet unter den Dirnen sehr anhängliche und unter den ehrbaren Frauen sehr treulose Geschöpfe. Schließlich ist die eine nicht mehr wert als die andre."

„Oh, du beschimpfst mich also noch, nachdem ich dir Ehre, Glück, alles hingeopfert habe? Das ist der Dank!"

„Mein Gott, ich rede ja nicht von dir — nur von den Frauen ganz im allgemeinen ... Wir Männer haben zu tun. Wir brauchen unsere Kraft gegen Männer. Wir sind zu gut dazu, uns von einem Weibe die Laune verderben zu lassen ... Oh, ich kenn' euch! Wer euch en bagatelle behandelt, den betet ihr an. Wer euch liebt, den macht ihr zum Spielzeug. Daher ist's besser, man kommt euch zuvor und betrügt euch, damit man nicht betrogen wird."

„Hab' ich dich je betrogen?"

„M i c h vielleicht nicht."

„Sag, was du willst! Aber hier auf den Knien beschwör' ich dich — —!"

„Steh auf, mach mir keine Szene!"

„Ich beschwöre dich bei deiner Mutter — —"

Er schnitt ihr heftig das Wort ab: „Nenne den Namen meiner Mutter nicht ..."

Da fuhr die Greisin empor. — Im nächsten Augenblicke stand sie hoch aufgerichtet in der geöffneten Tür. Alles Blut war aus ihrem Gesichte gewichen. —

„Im Gegenteil, sie soll ihn nennen — und nicht vergebens," sagte sie mit einer Stimme, in der die Qual eines brechenden Mutterherzens erzitterte.

Sie ging zu der Knieenden, und sie sanft in ihre Arme schließend fuhr sie fort: „Stehen Sie auf, meine Tochter, und verzeihen Sie mir, daß ich vorhin hart gegen

Sie war. — Das Weib soll dem Weibe helfend zur Seite stehen, denn wir leiden ja alle unter dem Fluche unserer Liebe. — Jetzt wahren Sie die Würde unseres Geschlechts, die er mit Füßen trat, und kommen Sie mit mir. Auch mich hat er beschimpft, denn er vergaß das eine: die Mutter, die ihm das Leben gab, ist auch ein Weib. Er ließ es sie schwer büßen in dieser Stunde."

„Mutter, ich bitte dich, höre — — —" Der Blick, den sie ihm zuwarf, machte ihn verstummen.

Kaum selber imstande, sich aufrecht zu halten, führte sie seine wankende Geliebte hinaus.

Den Tag über blieb sie allein in ihrem Zimmer verschlossen. Ihr Sohn bat vergebens um Einlaß. Gegen Abend ging er aus, um sich irgendwo die Nerven aufzufrischen. Als er wiederkehrte, war sie fort. Auf dem Tische lag ein Brief, die Adresse kaum leserlich von den Tränen, die darauf niedergeflossen waren. Was er enthielt, hat nie ein Mensch erfahren.

— — — — — — — — — — — — — —

Herr v. *_* ließ sich bald darauf als Landrat in eine kleine Kreisstadt des äußersten Ostens versetzen. Vielleicht lernt er dort, daß Weib und Mutter ein und dasselbe sind.

Où est l'homme

— — Und so glaube ich Ihnen denn den Beweis geliefert zu haben, verehrteste Freundin, daß der alte Kampf zwischen Glauben und Wissen sein Ende nie erreichen wird. Die Menschheit wird ihr Leben lang die Kantsche „doppelte Buchführung" beibehalten müssen, und auch in Zeiten, die weniger mittelalterlich sind als die unseren, werden Religion und Naturerkenntnis —

Sie schütteln das Haupt, Egeria? — Bauen Sie so fest auf die Macht des reinen Gedankens, dessen Panier Sie hochhalten allen Toilettenfähnchen und Waschzetteln zum Trotze?

Wie sagten Sie eben? — Die Frauen? — Ach, was! — Die Frauen, meinen Sie, sollten den alten Kampf in die Hand nehmen? Das intuitive Ahnungsvermögen, das Ihrem Geschlecht in so hervorragender Weise eigen ist, soll uns über die dialektischen Schwierigkeiten hinweghelfen, in deren Abgrund noch jeder philosophische Geist rettungslos versank? Ja, teuerste Freundin, im Labyrinthe der Taktfragen, der Menschenbeurteilung, der natürlichen Lebensführung glaub' auch ich so fest an diese mystische Spürkraft der Frau, daß ich mich ihr willenlos unterwerfe — notabene: wenn mir nur irgend Gelegenheit zur Unterwürfigkeit geboten wird —; kommen wir aber in das Reich des Begriffes, das in wesenlosem Scheine vor uns liegt, öd und grenzenlos wie das Arktische Meer, welches der kalte Schein der Mitternachtsonne beleuchtet, kommen wir in diese schöne Gegend, so gestatten Sie mir, dem Manne, daß ich mich als den Stärkeren fühle und die Führung übernehme.

Sie zucken die Achseln? Sie sind gewillt, das Arroganz zu nennen? — Hm! — Sie wissen, daß, wenn wir irgendwo in der Männerwelt etwas Geheimnisvollem, Unerklärtem und scheinbar Unerklärbarem auf den Grund kommen wollen, wir zu allererst fragen müssen: „Où est la femme?" Nun das Gegenstück! Wenn ich irgendwo eine Frau ganz und gar in einem x-beliebigen Gedankenkreise aufgehen sehe, wenn ich bemerke, wie sie in Gesellschaft irgendeinen abstrakten Satz mit Inbrunst und Energie verteidigt oder angreift, so frage ich mich stets: „Où est l'homme?" Tausend gegen eins: ein Wesen männlichen Geschlechts steckt stets dahinter.

Sie fordern Beispiele? Gut! — Da ist der Kreis unserer beiderseitigen Bekannten. — Soll ich Sie an Frau Doktor O. erinnern, für die jedes Wort Vischers ein Evangelium ist, oder an die Baronin C., die, selber unlogisch vom Wirbel bis zur Zehe, sich für die logischen Probleme John Stuart Mills begeistert? Sie lächeln. Sie haben mich verstanden. — Und weiter! Soll ich Ihnen von den Professorstöchterlein erzählen, die den Homer auswendig können und Papa die Examenarbeiten der Schulamtskandidaten korrigieren helfen? Als ich in Königsberg studierte, habe ich selber eines dieser süßen Wesen kennen gelernt, seitdem gehe ich ihnen mit Vorliebe aus dem Wege. — Und mehr noch! Von meiner Cousine Ella, die sich als Schülerin der Selekta die Doktorarbeit ihres Lieblingslehrers über die Katharsis des Aristoteles von mir ins Deutsche übersetzen ließ — es wurde mir sauer genug, sowohl wegen meiner Liebe zu Ella, als auch wegen des schlechten Latein —, bis hinauf, oder sagen wir hinunter zur verblühten Betschwester, die sich durch die Spitzfindigkeiten des abgeschmacktesten Dogmas hindurchschlägt, weil der junge Seelsorger mit dem blauen Erlöserauge und dem wohlgeölten Haupthaar es predigt, überall finden Sie meinen Satz bestätigt.

Und Sie selbst, verehrteste Frau! Wissen Sie wohl, welches der erste Baustein unserer Freundschaft war? Sie schütteln den Kopf! Besinnen Sie sich noch auf den ersten Besuch, den ich in Ihrem Hause machte? In schwarzem Kleide — Sie trugen noch Trauer um Ihren Gemahl —, ernst und bleich kamen Sie mir entgegen. Ihrer Hand entfiel ein Buch, vor dem Sie gesessen hatten. Ich hob es auf und las: „Kants Kritik der reinen Vernunft." Ich muß wohl ungezogen genug gewesen sein, ein wenig zu lächeln,

kurz, Sie wurden rot und sagten mit einer Treuherzigkeit, die mich rührte und Ihnen mein ganzes Herz zu eigen machte: „Er hat es so sehr geliebt."

Sie werden ernst? Bei Gott, ich habe nicht geahnt, daß ich trübe Erinnerungen in Ihnen wachrufen würde! — Lassen Sie mich Ihnen rasch eine kleine lustige Geschichte erzählen. Sie mag auch als Beleg für meinen Satz gelten. Freilich — nun, Sie verstehen mich.

Besinnen Sie sich wohl noch auf den exotischen Attaché mit dem endlosen spanischen Namen — man nannte ihn gemeinhin den schönen Don José —, dessen Bilder vor etlichen Jahren die Albums der Damen und die Schaukästen der Photographen bevölkerten? Ich will Ihnen berichten, in welcher Weise dieser Mann befruchtend auf Religion und Wissenschaft gewirkt hat. Sie lächeln. Auf beide zugleich? fragen Sie. Jawohl, auf beide zugleich. — Es ist rührend.

Wir waren mitten in der hohen Saison. Die Wogen des gesellschaftlichen Lebens gingen hoch. Zwischen Frau v. S. und Frau v. R., von denen jede gern als Königin des Salons gegolten hätte, war eine heftige Fehde entbrannt. Beide empfingen am Sonnabend, und da sie denselben Zirkel um sich versammelten, so können Sie sich das übrige an den fünf Fingern abzählen.

Keine von beiden wollte weichen. Der Attaché, der als gewiegter Diplomat die Vermittlung übernommen hatte, lief täglich dreimal hin und her — Zeit hatte er ja zur Genüge —, allein seine Künste scheiterten an der Eifersucht der beiden Frauen, und schließlich wurden die Verhandlungen gänzlich abgebrochen.

Die Luft war mit Elektrizität geschwängert, man erwartete irgendeinen Blitzstrahl.

Da, mitten im Trubel des Karnevals wurde die Gesellschaft durch eine rätselhafte Büßerlaune der Frau v. S. in Erstaunen versetzt. Wohl hatte sie schon früher bisweilen frömmlerische Neigungen gezeigt, aber mit solcher Entschiedenheit ins Lager der Betschwestern überzugehen — ei, ei!

Um es kurz zu sagen: Frau v. S. hatte eines schönen

Tages die Intimen ihres Kreises zusammenberufen und nach einer glänzenden Rede über die religiöse Versunkenheit des Proletariats — „man" machte ein wenig in sozialer Frage — die ganze Korona aufgefordert, sich an der liturgischen Abendandacht zu beteiligen, die unter ihrer Schutzherrschaft an jedem Dienstag — dies war der beste Tag, „man" hatte Verwaltungsratssitzung — in der im fernsten Osten gelegenen Magdalenenkirche stattfinden sollte. Die anwesenden Damen waren sofort mit dem üblichen Enthusiasmus bei der Sache und hofften im stillen, sich durch Geldbeiträge loskaufen zu können.

Auf allen Fünfuhrtees sprach man bewundernd von dem religiösen Unternehmen der Frau v. S., und von Zeit zu Zeit fand sich auch jemand, der behauptete, „draußen" gewesen zu sein, wurde aber stets durch ein ironisches Lächeln in die Schranken der Glaubwürdigkeit zurückgewiesen. Ein Besuch in der Magdalenenkirche im strapazenreichen Monat Januar und dazu noch zur Zeit der Dinerstunde — das lag einfach jenseits der Grenzen alles Möglichen.

Frau v. S. aber wob einen Heiligenschein um ihr aschblondes Haupt, dessen mystische Reflexe berückend in die Männerherzen strahlten.

Frau v. R. war wütend — so wütend, daß etliche besonders scharfsinnige Beobachter zu argwöhnen begannen, hier walte ein Geheimnis ob, das sich nur durch allerintimste Rivalität erklären lasse.

Man nannte unter Andern Don José — aber wo nannte man ihn nicht? —, und zudem: war Frau v. R. nicht bekannt als Freigeist, als Philosophin, die Hartmann zitierte und sogar „Die Welt als Wille und Vorstellung" gelesen haben wollte? Jedenfalls war sie nicht dazu angetan, der Religion ohne Kampf den Platz zu räumen, und in der Tat begann sie sich alsbald bitter über die Nichtigkeit und Gedankenlosigkeit des gesellschaftlichen Treibens zu beklagen, die schon so weit gediehen seien, daß man sich abgewöhnt habe, die pietistischen Koketterien gewisser Damen gebührend lächerlich zu finden. — Hier

müsse etwas getan werden, um der drohenden Verflachung Einhalt zu gebieten — die Wissenschaft sei der Rettungsanker — an sie müsse man sich klammern ... „Und wissen Sie was? Wir lesen fortan an irgendeinem Tage der Woche in intimem Kreise ein philosophisches Buch. Das wird uns Anregung bringen und die geistige Frische wiedergeben. — Welches Buch? — Denken wir nach! — Richtig, da ist Buckle, ein bahnbrechender Geist — und so modern, ach, so modern! Lesen wir Buckle! Und an welchem Tage? — Dienstag hat Frau v. S. ihre famosen Liturgien — also wählen wir als Gegenstück den Freitag. Das wird sie ärgern."

Gesagt, getan! Die Einladungen ergingen und wurden mit Begeisterung aufgenommen. Jedermann empfand plötzlich „geistige Leere" und wollte sich „anregen" lassen.

Der Kampf zwischen Glauben und Wissen hatte begonnen, und fast schien es, als sollte letzteres den Sieg davontragen; denn am nächsten Freitag war der Salon der Frau von R. überfüllt von wissensdurstigen Gemütern, die alle auf etwas ungeheuer Pikantes gefaßt waren. Man las das erste Kapitel, dessen Überschrift beginnt: „Von der Beschaffenheit der Quellen zur Erforschung der Geschichte."

Frau v. R. war so sehr von heiligem Eifer ergriffen, daß sie dem Vorleser keine einzige der trockenen Anmerkungen schenkte und sogar darauf drang, daß die griechischen Zitate aus Plato und Diogenes Laertius gewissenhaft übersetzt und erläutert würden. Nachdem man drei Stunden lang heroisch daran gearbeitet hatte, das Gähnen zu unterdrücken, ohne in der weihevollen Stimmung durch den geringsten Imbiß gestört worden zu sein, entfernte man sich, äußerlich hoch entzückt, innerlich fest entschlossen, sich lieber rädern zu lassen, als am Freitagabend diesen Boden wieder zu betreten.

Nichtsdestoweniger glaubte man es seiner Bildung schuldig zu sein, von Thomas Buckle ebenso wie von Frau v. R. mit der größten Verehrung zu reden. Man identifizierte die beiden gewissermaßen, als ob die brünette Dame des Westens mit dem heißen Blick und der girrenden Stimme an der Konzeption der „Geschichte der Zivilisation in England" einen nicht zu unterschätzenden Anteil gehabt hätte.

Der Kampf zwischen Glauben und Wissen blieb somit unentschieden. — — —

Drei Wochen waren seither verflossen, da geschah eines Freitagabends ein Wunder. Eine Dame klingelte an der Wohnung der Frau v. R., und diese Dame war niemand anders als ihre Gegnerin und Rivalin Frau v. S.

Die öffnende Zofe maß sie mit verwunderten Augen, denn seit jener verhängnisvollen Vorlesung pflegte um diese Stunde die Schwelle verödet zu sein.

Mit einer Ausnahme freilich!

„Melden Sie mich der gnädigen Frau," sagte die Besucherin, der Zofe ihre Karte übergebend, und warf einen finster spähenden Blick nach der Garderobe hin, an deren Haken ein eleganter Herrenhut neuester Fasson und ein atlasgefütterter Überzieher hingen. Sie mußte beide kennen, denn als sie sie gewahrte, zuckte sie merklich zusammen.

„Die gnädige Frau lassen bitten," sagte die Zofe, in das Entree zurückkehrend.

Ein eigentümliches Lächeln umspielte die Lippen der Frau v. S., als sie den Salon betrat, der in traulichem Halbdunkel, von einer purpurn umschirmten Lampe träumerisch erleuchtet, vor ihr lag.

Frau v. R. hatte sich erhoben, um den seltenen Gast zu begrüßen. Ihre Wangen glühten in dunkler Röte, und über das rosige Ohr hingen in reizender Verwirrung ein paar ihrer schönen, kastanienbraunen Löckchen herab.

Sie war nicht allein. Hinter ihr stand — Don José und studierte mit vieler Aufmerksamkeit die Arabesken des Teppichs.

„Die Religion macht der Wissenschaft ihren Besuch," sagte Frau v. S., sich tief vor der Hausfrau verbeugend.

„Ah, Don José, Sie auch hier?“ wandte sie sich zu dem Attaché, der noch immer nicht wagte, den Blick vom Boden zu erheben. „Sie versicherten mir doch neulich, Sie seien *nicht* zu den Heiden übergegangen?“

Dann warf sie sich in einen Sessel, und ein Lächeln der liebenswürdigsten Nachsicht auf den Lippen fuhr sie fort: „Doch bitte, lassen Sie sich nicht stören. Ich bin begierig auf die Weisheit, die Ihr Philosoph Ihnen predigt. Wer kann wissen? Vielleicht lass' ich mich bekehren!“

Die Blicke der Hausfrau und Don Josés kreuzten sich, glitten hilfesuchend nach dem Bücherschrank hinüber und senkten sich dann auf die Tischplatte nieder, auf der ein halb zerpflückter Veilchenstrauß, eine zerbrochene Busennadel und ein lässig hingeworfener Herrenhandschuh — aber kein Buckle lag.

„Wir hatten noch nicht begonnen!“ sagte Frau v. R., sich mühsam fassend.

„Ah, Sie warteten auf mich, nicht wahr?“ erwiderte Frau v. S. mit hellem Auflachen und ergriff gleichsam spielend die zerbrochene Nadel.

Die war der Krawatte Don Josés entfallen.

* * *

Es war am Dienstag der darauffolgenden Woche.

Schon den ganzen Tag über hatte es gestürmt, geregnet und geschneit, und am Abend schien das Unwetter noch ärger zu werden. Die Scheiben der Gaslaternen klirrten im Sturme, die Flammen flackerten ängstlich, und zwischen den Steinen des Pflasters glitzerten blanke Pfützen.

Es war die Stunde des Feierabends. Die Werkstätten hatten soeben zur Ruhe gepfiffen. Auf den Straßen des Viertels drängten sich dürftig gekleidete Arbeiter, die in die erstarrten Fäuste hauchten, und bleiche Fabrikmädchen, welche die dünnen Tücher über die Köpfe zogen, um sich vor den eisigen Tropfen zu schützen.

Aus den Schnapsläden drang wüstes Schreien. Darein hallte von Zeit zu Zeit gedämpftes Orgelrauschen, welches

der Lärm immer wieder erstickte. Es kam aus der daneben-liegenden Magdalenenkirche, deren massiger Bau in schwarzen Umrissen zum Nachthimmel emporstieg. Aus ihren Fenstern fiel matter Lichterschein. Die liturgische Abendandacht hatte soeben begonnen.

Auf dem Bürgersteig nahe der Kirche stand mitten im Sturme eine dichtverschleierte Dame, deren elegante Erscheinung höchst seltsam von dieser Umgebung abstach. Die Fabrikmädchen musterten sie mit Blicken stumpfer Neugier, und einer und der andre der Arbeiter erlaubte sich, ihr mit frecher Gebärde unter den Schirm zu gucken. Dann sandte sie jedesmal einen unruhigen Blick nach der andern Seite der Straße hinüber, wo ein vornehmes kleines Kupee wartend stand — aber sie rührte sich nicht vom Platze.

Jedem Wagen, der dahergerollt kam, blickte sie mit ängstlicher Spannung entgegen und schien enttäuscht, wenn er vorüberfuhr.

Da — gegen einhalb sieben Uhr — näherte sich in langsamem Tempo eine dichtgeschlossene Droschke, die ungefähr dreißig Schritt vor der Kirche halt machte. In atemloser Hast eilte die Dame nach jener Stelle hin und stand bereits neben dem Gefährt, als dessen Schlag sich öffnete und eine gleichfalls dichtverschleierte Dame ihren Fuß auf das Trittbrett setzte.

Die Blicke der beiden trafen sich ...

„Die Wissenschaft macht der Religion ihren Gegenbesuch,“ sagte die Wartende, mit tiefer Verbeugung ihren Schleier emporschlagend. Die dunklen Augen der Frau v. R. leuchteten triumphierend darunter hervor.

Die Dame auf dem Trittbrett stieß einen Schrei aus. Schnell gefaßt sprang sie herab und schlug den Schlag hinter sich zu. Allein der Blick der andern war schneller gewesen, er hatte im Innern eine Männergestalt entdeckt, die in der dunkelsten Ecke des Hintersitzes zusammengekauert dasaß.

„Nun, steigt Don José nicht auch aus?“ fragte sie sehr freundlich, sich zu der Ankommenden wendend.

Aber der Kutscher schien eine andre Ordre erhalten zu haben. Er fuhr spornstreichs mit ihm von dannen.

* * *

Sie sehen, meine verehrteste Freundin, so war der exotische Attaché mit gleichem Opfermute für die beiden feindlichen Mächte des Glaubens und des Wissens tätig.

Wer schließlich den Sieg davongetragen hat? — Ich weiß es nicht.

Wie dem auch sei: le diable n'y perd rien.

Noli me tangere

Guten Abend! — Mir scheint, Sie haben heute etwas vor. Es duftet im Korridor so eigentümlich nach Eau de Cologne und Bügeleisen. — Auf den Kolonieball wollen Sie gehen ...? So, so — adieu!

Bleiben soll ich, soll Ihnen, bis die Friseurin kommt, die Zeit vertreiben? Und wenn Sie mir ein Tete-a-Tete bis Mitternacht versprächen, ich liefe doch davon, solange Friseurin und Jungfer im Hintergrunde lauern. Mit zwei so einflußreichen Damen kann unsereins nicht in Wettbewerb treten. Oder soll ich etwa die paar bescheidenen Chancen, die ich bisher bei Ihnen hatte, mutwillig aus den Händen geben? —

Nein, nein, ich geh' auf der Stelle.

Oder vielmehr ich bleibe, damit ich Ihnen beweise, warum es gut ist, daß ich n i c h t bleibe.

Ich könnte dabei mit Adam und Eva beginnen und Ihnen sagen: Wäre Eva zur richtigen Zeit auf die Idee gekommen, daß es für das Weib geraten ist, sich dem Manne seiner Wahl so schön geputzt wie möglich zu präsentieren, jenes folgenschwere Ereignis, das die Bibel den „Sündenfall" benennt, hätte niemals stattfinden können. Ihr Interesse wäre von Anfang an durch die kleinen Künste der Toilette so sehr in Anspruch genommen worden, daß sie deren Zweck vollkommen außer acht gelassen und Adam niemals Gelegenheit gegeben hätte, in den süßen Apfel zu beißen.

Ich könnte ferner, um beim Obste zu bleiben, den braunlockigen Hirten des Ida in den Kreis meiner Betrachtungen ziehen, aber ich glaube, diese Philosophie der Geschichte würde uns zu weit führen.

Halten wir uns an die Gegenwart!

Wenn der Mann, mit dem ganzen Apparat modischer Unarten ausgerüstet, zum Balle geht, so träumt er sich in ritterliche Romantik hinein und schmiedet aus sich einen Helden — den Helden, den er begreift. — Die Frau macht eine andre Wandlung durch. Sie wird zur Statue.

Ja, zur Statue, sag' ich. Oder haben Sie noch nie bemerkt, mit welch lebloser Starrheit in Mienen und Gebärden das Gros der Frauen einen Ballsaal betritt? Wie leer selbst der leuchtendste Blick, wie automatenhaft selbst das bezauberndste Lächeln?

Was diese Erscheinung bewirkt, weiß ich nicht. Ob das landläufige Weiß des Festgewandes mit seinen steinern festgelegten Falten, ob der marmorhafte Schimmer des entblößten Busens, der sich hier in antiker Unbefangenheit profanen Männeraugen preisgibt — ich lass' es dahingestellt. — Vielleicht ist es latentes Schamgefühl ob dieser Blöße, vielleicht jener geheimnisvolle Instinkt der Mimikry, derselbe Instinkt, der die Schmetterlinge bewegt, Form und Farbe lebloser Blätter anzunehmen, um sich vor nachstellenden Blicken zu schützen, vielleicht auch — und dafür würde ich am ehesten plädieren — das Übermaß der Eitelkeit selber, das geradezu versteinernd wirkt.

Wie meinen Sie? Ich soll keinen Unsinn schwatzen? — Ich red' im Ernst, in heiligstem Ernst. — Oh, ich weiß, was Sie mir einwerfen wollen: ob denn ein Ballgewühl mit seinem Kreuzfeuer glühender Blicke, mit seiner wildgraziösen Lässigkeit und dem wellenschlagenden Meer fiebernder Atemstöße einem Saal voll toter Statuen gleiche?

Hören Sie mich nur weiter! Mein Bild hat sich gar bald geändert. Denn kaum sind die ersten Klänge durch den Saal gerauscht, kaum haben die ersten Hände in leisem Drucke sich gefunden, so beginnt langsam und unwiderstehlich der Prozeß der Wiederbelebung, jene entzückende Auferstehung des Fleisches, die ihren Jüngsten Tag am jungen Tage feiert.

Das Weib, das in der Dämmerung des Toilettenzimmers beim Rauschen und Rieseln des neuen Festgewandes, beim schmeichlerischen Widerschein des matterhellten Spiegels zu Marmor erstarrte, jetzt wird es wieder zum Weibe. — Mancher walzende Pygmalion sieht die Galatea, die er als Statue empfing, an seiner Brust zu heiß atmendem Leben erwachen, und was in Eitelkeit begann, endet in Liebe.

Wehe aber dem Manne, der es nicht versteht, den Zeitpunkt der Wiederbelebung abzuwarten, der es wagt, mitten in die Hypnose der Eitelkeit mit täppischen Gefühlen hineinzugreifen! Gefahren warten seiner — Gefahren —

Sie lachen mich aus. Das ist kein schöner Zug von Ihnen, das fordert Rache. — Und da ich den Dolch stets im Gewande trage, so will ich Ihnen auf der Stelle — eine Geschichte erzählen. Härter kann eine Frau, die auf den Ball gehen will, wohl kaum bestraft werden. — Also: Einer meiner ältesten Bekannten in Berlin ist Robert F..., der begabte Historienmaler, derselbe, dessen vorvorjähriges Bild „Gruppe aus dem Tartarus" haarscharf an der Medaille vorüberschlüpfte.

Ich kannte ihn noch von unseren gemeinsamen Studienjahren her, als er in einer fürchterlichen Flausjacke mit langwallenden Locken und schwärmerischem Augenaufschlag zum Aktsaal wanderte. — Wir haben dazumal zu mancher späten Nachtstunde im „Café latin" mitsammen am Biertische gesessen und uns mit glühenden Gesichtern die titanischen Ideen offenbart, die in unseren unreifen Hirnen spukten.

Sodann verloren wir uns aus dem Gesichte, und als ich ihn nach Jahren wieder traf, waren die Locken gefallen, und die schwärmerischen Augen blickten hinter goldenem Klemmer scharf und weltklug in die Runde. Auch trug er einen Frack, dessen Schnitt die fashionable Herkunft nicht verleugnete, und was mehr sagen will, er verstand ihn zu tragen.

Wir setzten uns in einen Winkel, warfen wehmütig spottend den begrabenen Idealen eine Handvoll Erde nach und erneuerten die alte Freundschaft.

Bald darauf hörte ich seinen Namen häufiger an mein Ohr schlagen. — Man sprach viel von seinen Bildern, aber mehr noch von den Aufmerksamkeiten, die er der schönen Frau Edith X — Edith genügt wohl? — erwiesen haben sollte. — Man wußte sich allerhand kleine pikante Sächelchen zu erzählen, wie er heimlich in dem Wagen gesessen habe, der sie aus der Oper holen kam,

wie er mit ihr auf einer Mondscheinpromenade am Neuen See betroffen worden sei, und war gütig genug hinzuzufügen, daß sein Ruf dadurch keinen Schaden nehme.

Ich hielt es für meine Pflicht, ihn bei unserem nächsten Zusammentreffen schonend von dem Geträtsche zu unterrichten.

„Es ist ihre Schuld," murmelte er zwischen den Zähnen, „warum zögert sie?"

„Sie lieben diese Frau?"

„Ich bete sie an." Und in seinen Augen erglomm ein Schimmer der alten Jugendschwärmerei.

Wenige Tage darauf — an ihrem jour fixe — führte er mich bei Frau Edith ein, und ich sah mit eigenen Augen, wie die Sachen standen.

Frau Edith war Witwe, eine von den begnadeten Witwen, die der liebe Gott eigens für diesen Beruf geschaffen zu haben scheint, wie ich — in Parenthese — überhaupt der Ansicht bin, daß das junge Mädchen bereits als junge Witwe auf die Welt kommen sollte.

Frau Edith war schön, — das Gerücht sprach nicht zu viel von ihr. Noch sehe ich sie vor mir, wie die hohe Gestalt, die am Kamine unter einem Baldachin von Pfauenfedern nachlässig im Sessel ruhte, sich langsam in graziöser Trägheit aufrichtete, den Fremdling zu empfangen, wie das volle, blasse, dunkeläugige Antlitz, das die matt umschirmte Lampe mit rosigem Schimmer überhauchte, sich zu einem scheinbar vielsagenden Lächeln des Willkomms verklärte und dann wieder in Ernst erstarrte. — Wahrlich, sie überstrahlte alles, was an Weiblichkeit in ihrem Salon sich bewegte, und wiewohl sie die Anspruchslosigkeit der Wirtin nie verletzte, so vernahm ich doch gar bald, was Pfauenwedel und Lampenschleier mir zuflüsterten, und erkannte, daß Frau Edith nicht umsonst bei Ästheten in die Schule gegangen war.

Seither verkehrte ich viel und gern bei ihr, und nie hatte ich einen verlorenen Abend zu beklagen, stand doch ihre Tür allen offen, die sich durch Geist oder künstlerische

Leistungen zu legitimieren wußten. Der Ton war nicht allzu strenge, aber auch nicht so lax, daß man versucht gewesen wäre, sich gehen zu lassen; und wenn sie von ihrem Throne aus einen gewahrte, der gar zu oft die Hände küßte oder sich gar zu nah nach einem rosigen Ohre hinüberneigte, so winkte sie ihn mit entzückender Vertraulichkeit in ihren Kreis und sagte: „Lieber Freund, die Herren hier sind so furchtbar langweilig, — machen Sie mir ein bißchen den Hof — Sie verstehen's ja."

Das hieß ungefähr: „Du bist unartig gewesen, mein Sohn, stell dich in den Winkel."

Doch um auf meinen Freund F ... zurückzukommen: in diesem Salon mit den Pfauenfedern galt er richtig schon als Hausherr, — pflegte doch, wer hinsichtlich des Büfetts von zarten Wünschen beseelt war, sich vertrauensvoll an ihn zu wenden. — Man war sich klar darüber, daß die Verlobung binnen kurzem veröffentlicht werden würde, und auch ich zweifelte nicht daran.

Da — auf dem Künstlerfeste, das im Zentralhotel gefeiert wurde, bemerkte ich, daß er in eigentümlicher Weise um sie herumschlich und sich ihr nur näherte, wenn es galt, nach außen hin die alte Freundschaft zu markieren. Das wunderte mich um so mehr, als er zu dem Feste eigens aus Thüringen herübergekommen war, wo er den melancholischen Speisesaal eines alten Fürstenschlosses mit griechischen und römischen Gelagen zu erheitern hatte.

Am andern Morgen besuchte ich ihn, aber er war in der Frühe schon wieder abgereist.

Die Wochen vergingen. F ... kehrte zurück, aber der Stuhl gegenüber den Pfauenfedern, den wir Andern ihm rücksichtsvoll zu reservieren pflegten, blieb leer ...

Und ein Vierteljahr später überraschte mich ein Kärtchen:

Frau Edith X
Kommerzienrat Y
Verlobte

Das war im Frühling. Im Sommer darauf fand die Vermählung statt, bei der ein Toast auf Frau Ediths

nächste fröhliche Witwenschaft, von einem unserer geistvollsten Bankiers in Weinlaune gehalten, gerechtes Aufsehen hervorrief; und als das junge Paar im Herbste aus Capri zurückkehrte, wo Herr Y im Angeln überraschende Resultate erzielt haben soll, öffnete Edith ihre neuen Salons einer Geselligkeit in großem Stile.

Die alten Freunde fanden sich vollzählig ein, versuchten eine Weile der zudringlichen und protzenhaften Gastfreundschaft des Herrn Y standzuhalten und blieben dann einer nach dem andern aus. So auch ich. F . . . war der einzige, der nie zu sehen gewesen war.

Und wieder kam das Künstlerfest heran.

Es war noch früh am Abend. Erst allmählich begann der große Saal des Wintergartens sich zu füllen, den das verschleierte Licht der elektrischen Sonnen mit blaßblauem Nebelglanz erfüllte.

Einer der ersten, die mir entgegentraten, war Freund F . . . Froh, ein vertrautes Gesicht zu sehen, ging ich mit ihm eine Weile vor den maurischen Säulenhallen spazieren, die strebsame Akademiker mit viel Gold und noch mehr Pappe an den Wänden hervorgezaubert hatten, ließ das flimmernde Naß der Fontäne über mich herstäuben und blieb schließlich an seiner Seite auf der Terrasse der großen Treppe stehen, wo, wie Sie wissen, der ganze Schwarm der Ankommenden vorüberziehen muß.

F . . . s Künstlerauge schwelgte, und mein Laienauge nicht minder.

Und plötzlich fühlte ich ein Zucken seines Armes, der sich hastig aus dem meinen löste. Ehe ich ihn fragen konnte, war er von meiner Seite verschwunden und in das Gewühl der hinteren Reihen zurückgetreten.

In diesem Augenblick traf mich der leichte Schlag eines Fächers.

Frau Edith, am Arme ihres wohlbeleibten Gatten, rauschte an mir vorüber.

Sie war schöner denn je, und ich schlug in schuldiger Ekstase die Augen zum Himmel.

Sie quittierte mit einem Lächeln und ihr Gatte mit einer Einladung zum Abendbrot.

Ich dankte — wie gewöhnlich, wenn er mich einladet.

Während diese Verhandlung ihr rasches Ende fand, bemerkte ich, daß Frau Edith mit zerstreuter, wartender Miene an mir vorüberspähte und dann plötzlich sich leise neigend den bezaubernsten, den vielsagendsten ihrer Grüße in die Ferne sandte.

Unwillkürlich wandte ich mich um. Da stand F . . ., der die Reihen nicht hatte durchbrechen können, lächelnd, doch blaß vor Erregung, gleichsam erstarrt in der devoten Verbeugung, mit der er das Weib seines Herzens begrüßt hatte.

Und eine Sekunde später hatte das Gewühl sie alle verschlungen.

Eine halbe Stunde verging, da fand ich F . . . in dem Winkel eines der Vorsäle einsam vor einer Sektflasche sitzen.

Ich holte mir ein zweites Glas und setzte mich ihm gegenüber.

„Haben Sie Vertrauen zu mir, alter Freund," sagte ich. „Es wird Ihnen leichter ums Herz werden."

„Ich wünschte, ich hätte Ihnen etwas zu vertrauen," erwiderte er mit grellem Auflachen.

„Sie lieben sie also nicht mehr?"

„Wer seine Liebe verkauft, der hat das Recht auf Liebe verwirkt."

„Warum brüten Sie denn so vor sich hin?"

„Weil ich ein Rätsel lösen will."

„Welches Rätsel?"

„Wie ich mit ihr auseinanderkam."

„Das wissen Sie nicht?"

„Ich ahne es nicht einmal."

Verständnislos sah ich ihn an. Mir war, als ob er ein Märchen erzähle.

„Hören Sie zu," fuhr er fort. „Vielleicht sind Sie imstande, Licht in dieses Dunkel zu bringen. — Ich habe dieses Weib geliebt — das wissen Sie —, zwei Jahre lang

— scheu und verschwiegen; und als ich mir endlich ein Herz faßte und ihr mit schüchterner Werbung näher trat, da durfte ich mir aus manchem freundlichen Lächeln, manchem verstohlenen Händedruck Hoffnung auf höchstes Erdenglück holen. — Aber unsere äußeren Beziehungen änderten sich darum nicht. Und wenn sich ihre Seele mir auch ganz eröffnete, wenn beim Alleinsein auch hie und da eine bescheidene Liebkosung gewährt und wohl gar erwidert wurde, mehr als ein treuer, anspruchsloser Freund wurde ich ihr nicht. Meinen Heiratsplänen ging sie vorerst aus dem Wege, und sie tat recht daran, denn meine Position war noch nicht derart, uns beiden ein behagliches Dasein zu sichern. So vergingen anderthalb Jahre.

Da kam im vorigen Herbste meine Berufung nach Schloß Eckartsburg, von der Sie wissen. — In dem düsteren, himmelhohen Saale, in dessen plumpen Kaminen von morgens früh bis in die Nacht hinein mächtige Scheiterhaufen brannten, sonst wären mir und meinen Gehilfen die Pinsel aus den erstarrten Fingern gefallen, stand ich während der knappen Tagesstunden auf dem hohen Gerüste, wie im Traume schaffend, und ließ meine Sehnsucht in glutatmenden Gebilden auf die kahlen Wände hinausströmen, rosenbekränzte Weiber, halbnackte Thyrsosschwingerinnen, das ganze holde Gesindel des Genusses. Und je mehr ich malte, desto mehr entzündete sich meine Phantasie, so daß sie wie im Fieberrausch dahinschritt. Und von diesem Fieberrausch durchtränkt waren auch die Briefe, die ich in den langen Winterabenden an die Geliebte richtete. — All' die Leidenschaft, die ich mehr als ein Jahr lang mühsam zurückgedrängt hatte, kam nun jählings zum Durchbruch.

Hinterher erschrak ich ob der Glut dessen, was ich geschrieben hatte, und die Furcht erfaßte mich, daß ihre Neigung sich nun in Widerwillen verwandeln könne. Ich wollte durch Eilboten Entschuldigungsbriefe hinterher senden, sie solle nicht allzu strenge mit mir ins Gericht gehen, nicht ich sei's, der so zu ihr zu sprechen wage, der ruhige, bescheidene Freund, — ein Wahnwitziger sei's, dem

ein Bacchantenreigen den armen Kopf verrückt habe. Aber diese Briefe blieben ungeschrieben.

Als ihre erste Antwort kam, zitterte ich wie ein Schulbube. — Aber Gott sei gelobt: sie zürnte nicht. Nein, zwischen den Zeilen leuchtete ein schalkhaftes Lächeln hervor, und zum Schlusse gar stand — ich sah's mit diesen meinen trunkenen Augen, — stand ein langersehntes, stets verweigertes ‚Du'."

Freund F... unterbrach sich und maß mich mit strafendem Blicke. „Wenn Sie hier lächeln wollen," sagte er, „erzähl' ich überhaupt nichts mehr." — Ich versprach, es nicht wieder zu tun, und er fuhr fort: „Dem Briefe folgte ein zweiter, ein dritter; bald schrieb auch sie mir täglich. Und von Tag zu Tag erkannte ich mit wachsendem Entzücken, wie auch sie Feuer zu fangen begann, wie ein mühsam gedämpftes Liebesbedürfnis in abgebrochenen Zwischenreden verstohlen zwar, doch öfter und öfter emporloderte.

Zu derselben Zeit kam das Künstlerfest heran, das ich dieses Mal nicht mit ihr zusammen feiern sollte. Und um wieviel stolzer und freier hätte ich nun an ihrer Seite daherschreiten können, ein glücklicher Mann des Besitzes! Aber es durfte nicht sein.

Und sie schrieb: ‚Komm, Lieber, komm! Ich sehne mich nach Dir — komm zum Feste! An Deinem Arme will ich den Saal durchwandeln! An Deinem Arme will ich ihn verlassen, glücklich, dem Getümmel entronnen zu sein! Komm, verscherze Dein Glück nicht — komm!'

Ich schlug mir mit der Faust vor die Stirn. Verstand ich recht oder träumte ich, sah ich Visionen?

Aber die Pflicht, die Pflicht! Wenn man hörte, daß ich die angefangene Freske im Stiche gelassen habe um eines Balles willen! Meine Künstlerehre stand auf dem Spiel.

Ein kurzer, harter Kampf, und — ich schrieb ihr ab.

Der Morgen des Festes kam heran. Ein trüber, naßkalter Februarmorgen. — Um zehn war es noch nicht Tag geworden.

Ein dumpfer Kopfschmerz wühlte mir im Hirn, und die Finger zitterten im Fieber des Überwachtseins.

‚Wie wenn du krank wärest und doch nicht arbeiten könntest?‘ rief der Versucher in mir. ‚Zudem bedenke die Dunkelheit — um drei wirst du doch schon Feierabend machen müssen.‘

Dann packte mich eine plötzliche Wut. Ich schleuderte mein Handwerkszeug zur Seite, kleidete mich um und stürmte talab zur Bahn hinunter. In einer Viertelstunde kam der Zug. Wenn ich ihn zur Zeit erreichte, konnte ich noch vor dem Balle in Berlin eintreffen.

Alles ging gut. Vom Zuge aus richtete ich ein Telegramm nach dem Schlosse, worin ich meine Abreise ankündigte und morgen wiederzukommen versprach, wiewohl ich im geheimen zweifelte, daß das geliebte Weib mich alsobald aus ihren Banden lassen werde.

Aber ich war in einer Laune, Ruhm und Zukunft, selbst das verpfändete Wort um ihretwillen daran zu geben.

Während der Fahrt saß ich regungslos in einen Winkel gedrückt und träumte mit geschlossenen Augen von dem Momente des Wiedersehens. Wie wird sie aufjauchzen, wie wird sie dir in die Arme stürzen, sie, die nichts von deinem Kommen ahnt, die sich mißmutig zum Balle schleppen läßt, weil sie keinen Grund zum Daheimbleiben findet!

Um sieben Uhr fuhr der Zug in die Bahnhofshalle.

Ich werfe mich in eine Droschke, eile in meine Wohnung, bin in zehn Minuten ballmäßig angekleidet und steh' um acht Uhr vor ihrer Tür.

Werd' ich zur Zeit kommen? Werd' ich sie noch zu Hause finden?

Ihr Zöfchen öffnet mir, das Brenneisen in der Hand.

‚Die gnädige Frau?‘ flüstere ich.

‚Bei der Toilette,‘ gibt sie mit schlauem Blicke in gleichem Flüstertone zurück. Sie hat die Situation begriffen.

Ich drücke ihr ein Geldstück in die Hand, groß genug, um sie mir für eine halbe Stunde zur Sklavin zu machen.

‚Aber nichts verraten, Kind!‘

‚I, wo werd' ich denn!‘

Sie faßt mich bei der Hand, denn im Korridor ist's heute dunkel, und führt mich auf Zehenspitzen in den kleinen roten Salon — Sie wissen —, der neben Ediths Schlafzimmer liegt.

Dort drückt sie mich in einen Sessel.

‚Pst — keinen Laut von sich geben!‘ flüstert sie.

Ich halte den Atem an. Das Herz klopft mir, als solle es die Brust in Stücke sprengen.

‚Nun, Gustel, wo bleiben Sie?‘ hör' ich eine liebe, heißersehnte Stimme.

‚Komm' schon, gnä'ge Frau.‘

Sie hat rasch eine Lampe angezündet und schlüpft durch die Seitentür, ja, sie tut noch ein Übriges, die liebe Kleine, sie läßt diese Tür halb offen, so daß ich durch den schmalen Spalt der Angeln einen Teil des nebenliegenden Gemaches überschauen kann.

Ein Licht — das Stück eines Spiegels — und weiter unten etwas Weißes, das sich ein wenig hin und her bewegt — der Saum des Pudermantels sonder Zweifel, der über die Stuhllehne gebreitet ist.

Tiefatmend beug' ich mich zur Seite. Nun seh' ich auch ihren Kopf, den blumengeschmückten, seh' den weißen Nacken, den der gefältelte Kragen des Pudermantels in tiefem Bogen umrahmt.

Die Kehle schnürt sich mir zu in freudigem Bangen.

‚Wer war denn da?‘ hör' ich wiederum ihre Stimme.

‚Der Zeitungsmann,‘ antwortet die kleine Katze in gleichgültigstem Tone. ‚Er hat vorhin die Post statt des Kuriers abgegeben und wollt' nun man bloß —‘

‚Beeilen Sie sich, Kind, die Uhr hat acht geschlagen,‘ unterbricht sie Edith.

Der Pudermantel bewegt sich, und ein blendender Arm hebt sich empor.

‚Hier diese Locke muß weiter in die Stirn.‘

Ein schwarzer Schatten fährt an dem Spalt vorbei, dann steigt zischend ein kleines Wölkchen auf.

‚Nicht zu heiß?‘

‚Nein, gnä'ge Frau!‘ Dann nach einer Weile: ‚Ist's so gut?‘

‚Ja. — Nun das Kleid.‘

Ein leises Knirschen und Rascheln dringt an mein Ohr, dann füllt sich der Spalt mit einem gelblichen Nebel, aus welchem wie Mondlichtstrahlen die Reflexe schillernden Atlaszeuges hervorbrechen.

Der Nebel wogt und fällt, und Hals und Arme steigen leuchtend wie Gletscher daraus hervor.

Ich muß meinen Überrock abwerfen, denn diese Gletscher beginnen es mir heiß zu machen.

Nun wird, nun muß sie doch kommen!

‚Ein wenig Puder noch!‘

‚Ich brauch' keinen Puder,‘ möcht' ich rufen, ‚ich will dich ungepudert in meine Arme schließen.‘

‚Und nun die Rosen.‘

Der Teufel hole die Rosen!

Und dann wird's still. Herrin wie Dienerin sind aus meinem Gesichtsfelde verschwunden. Hin und wieder hör' ich ein leises Klirren, wie wenn eine Metallnadel auf einen steinernen Boden fällt.

Und das dauert — das dauert! Vor meinen Augen flimmert's — der kalte Schweiß steht mir auf der Stirn.

Endlich ist sie fertig. Ich höre ihren Schritt, der, als wolle sie die Tanzschuhe prüfen, bald laut, bald leise, bald auf dem Absatz, bald auf den Zehen, quer durch das Zimmer gleitet; ich sehe die schillernde Gestalt, die, wie im Takte sich wiegend, am Spalte vorüberhuscht und dann vor dem Spiegel halt macht.

‚So — jetzt gehen Sie den Wagen besorgen, mein Kind! Die alten Herrschaften warten, daß ich sie abhole.‘

Gustel schlüpft herein, schneidet mir leise auflachend eine Grimasse und verschwindet durch die Korridortür.

Weiß Gott, das Schicksal verwöhnt mich! Auch das letzte Hemmnis schafft es beiseite.

‚Edith, Edith!‘ will ich rufen. Mit Gewalt muß ich mich an meinem Sessel festhalten, damit ich nicht

im letzten Augenblicke den sorgsam aufgebauten Plan zerstöre.

Noch steht sie vor dem Spiegel, die Puderquaste in der Hand, tupft hier etwas auf, wischt dort etwas fort — seufzt — trällert — gähnt auch ein wenig. — ‚Wie soll sie nicht gähnen?‘ denk' ich, ‚ahnt sie doch nicht, wen dieses Fest ihr bringen wird.‘

Nun naht sie der Tür. — Das Herz droht mir stille zu stehen — — —

Da ist sie. Strahlend, rosenbekränzt, gleich den Weibern auf meinem Bilde, und doch wie ruhig, wie hoheitsvoll, wie unnahbar kühnem Begehren!

Sie sieht mich. — Ein kleines erschrockenes ‚Ah!‘ entfährt ihrem Munde — — —

Ich schrei' laut auf — ich breite die Arme aus — ich stürz' auf sie zu, und — Freund, in diesem Augenblicke saust der Schwertstreich auf mich herab.

‚Aber bitte — — —!‘ sagt sie, und drei Schritte zurücktretend streckt sie in kühler Abwehr die Hände gegen mich aus.

‚Edith!‘ schrei' ich noch einmal.

Ich taumle zurück — ich presse die Fäuste vors Gesicht — — —

Sie scheint sich zu besinnen und will mir in gemessener Freundlichkeit die Rechte zum Willkomm reichen.

Ich aber lache laut auf, raffe Hut und Mantel zusammen und stürze zur Tür hinaus. — — —

Was war geschehen, das sie mir so rasch hatte entfremden können? War ein Andrer gekommen?

Die Eifersucht schnürte mir die Kehle zu — wie ein Wilder raste ich durch die Straßen. — Am liebsten wär' ich dem Balle ferngeblieben, wär' auf der Stelle zurückgereist, aber d e n Triumph mochte ich ihr nicht gönnen.

Ich tat also, als ob nichts geschehen wäre, und als ich sie zwei Stunden später im Kreise ihrer Verehrer vorfand, war ich so höflich zu ihr, als es die Höflichkeit irgend gestattete.

Sie vergalt mir mein Benehmen durch die entsprechende Kühle, und als wir nach Mitternacht schieden,

waren wir fertig miteinander, ohne daß wir auch nur ein böses Wort gesprochen hatten.

Ein Vierteljahr später wechselten wir auf ihren Wunsch die Briefe aus, und — voilà tout."

Er schwieg und starrte mit verbissenem Lächeln in sein Glas.

„Und Sie haben nie eine Aufklärung gefordert?" fragte ich, noch ganz bestürzt über den rätselhaften Ausgang.

„Was sollt' es nützen?" erwiderte er achselzuckend. „Dieses Weib weiß genau, was es will. Während ich, ihren letzten glühenden Brief auf dem Herzen, fiebernd vor ihrer Tür saß, war sie sicherlich schon längst entschlossen, mir den Laufpaß zu geben. — Nur das ‚Warum?' möchte ich kennen, das ‚Warum?'"

„Vielleicht spielt ihr jetziger Gatte —"

Er schüttelte hastig den Kopf. „Danach hab' ich mich wohl erkundigt," erwiderte er. „Den hat sie erst später kennen gelernt. Wenn Ihnen kein andrer Grund einfällt, Ihnen, der Sie Menschenkenner sein sollen!" —

Ein Gedanke schoß mir durch den Kopf.

„Wissen Sie was, F...? ich werde sie selber fragen."

„Sie wollten, Mensch, Sie wollten?"

„Ganz einfach — hier — gleich."

* * *

Nun, gar so einfach war die Sache nicht, und fast zwei Stunden brachte ich lauernd in Frau Ediths Nähe zu, um einen günstigen Augenblick für mich zu erraffen. — Jetzt tat es mir beinahe leid, die Einladung ihres Gatten so schroff zurückgewiesen zu haben, aber daran ließ sich nichts mehr ändern.

Ich wartete also, bis an seinem Tische, wo eine geräuschvolle Lustigkeit sich breit machte, die Zigarren angezündet wurden.

„Ah, da sind Sie ja, Sie Ausreißer!" schrie der Kommerzienrat mir von weitem entgegen. — „Nun kommen Sie zu spät — die Hummern waren sehr gut. — Ausgezeichnet waren die Hummern. — Wollen Sie noch welche?"

Ich bedauerte — ich hätte bereits zu Abend gegessen.

„Fredi, Fredi. Ein Champagnerglas für den Herrn, Fredi!"

Ich bedauerte — ich tränke niemals Champagner.

„Wie kann man nicht Champagner trinken! W a r u m trinken Sie nicht Champagner?"

Frau Edith, peinlich berührt, zupfte ihren Gatten leise am Ärmel.

„Aber Zigarren rauchen Sie doch? Nehmen Sie, junger Mann, nehmen Sie! So 'n Kraut rauchen Sie nicht alle Tage."

Ich bin kein Pedant. Ich nahm also das Kraut, das ich nicht alle Tage rauche, froh, ihn damit los zu sein, und schob sodann mit einiger Kaltblütigkeit einen Stuhl zwischen Frau Edith und den Verehrer du jour, der auf ihrer rechten Seite saß.

Dann sprach ich leise mit ihr. Man darf sich das schon erlauben.

Fünf Minuten später waren wir im richtigen Fahrwasser.

„Sie erinnern sich an das Fest im vorigen Jahre, gnädige Frau?"

Sie stutzte. „Warum fragen Sie?"

„Ich denke an jemand, der —"

Sie lächelte kalt und zupfte ein Blättchen von einer der Rosen, die, durch die Wärme des Körpers welk geworden, sich zum Auseinanderfallen breitete.

„Nun — der — — —?"

„Der damals voll freudiger Hoffnung nach Berlin gekommen war und der heute vergebens darüber nachsinnt, warum diese Hoffnung, die Hoffnung seines Lebens, sich nicht erfüllt hat."

Überrascht sah sie mich an und lächelte wieder. Doch jetzt war's ein Lächeln freudiger Genugtuung, das ihre Züge erhellte; dann, das Blättchen zwischen die Lippen steckend, flüsterte sie durch die hohle Hand: „Ich sehe, dieser Jemand hat Sie zum Vertrauten gemacht."

„Und wenn dem so wäre?"

„So sind Sie auch sein Abgesandter," flüsterte sie noch leiser.

„Unversöhnlich ist sie nicht, diese Frau!" dachte ich bei mir, und laut — das heißt immerhin noch leise — sagte ich: „Ich wünschte, ich wäre es, gnädige Frau! Aber leider sprach ich nur für mich als ein Neugieriger, der gerne in die Karten schaut, wenn Andre miteinander — spielen."

„Ich habe nicht mit ihm gespielt." Sie biß das Blättchen mitten durch, so daß die eine Hälfte in ihr Weinglas flatterte.

„Und doch," erwiderte ich, „wie kam es, daß Sie ihm an jenem Abend so verändert entgegentraten?"

„Ich ihm? — War e r es nicht, der mich auf jenem Fest wie eine Fremde behandelte?"

„Aber vorher — in Ihrem Hause?"

„Hat er sich vorher nicht noch abscheulicher benommen? Warum lief er plötzlich davon, als seien die Furien hinter ihm her? — — — Oh, — ich hatte alle Ursache, mit ihm böse zu sein."

„Und noch weiter vorher. — Bitte, erinnern Sie sich, Frau Edith! — Als Sie den Salon betraten, in dem er auf Sie wartete — warum wehrten Sie ihn so eisig von sich ab?"

„Warum? Ganz einfach!" — mit hellem Lachen wies sie auf ihre Rosen — „weil der schreckliche Mensch mir beinahe mein ganzes Ballkleid zunichte gemacht hätte."

Ich aber neigte mich nieder und küßte in aufrichtiger Dankbarkeit Frau Ediths weiße, schönberingte Hand.

* * *

Eine Stunde später verließ ich das Fest. Und als ich einsam im Café Bauer saß, zog ich aus dem Erlebten folgende Lehre: Von dem Weibe, das du liebst, fordere v o r dem Balle — nichts. N a ch dem Balle — — —

Ah, da kommt die Friseurin!

Die indische Lilie

Die indische Lilie

I

Es war sieben Uhr in der Frühe, als Herr von Niebeldingk das Gittertor öffnete und den Vorgarten betrat, der mit einer Wand blühender Büsche das villenhaft zurückgelegene Haus vom Straßenzuge trennte.

Die morgendliche Maisonne breitete eine goldige Tünche über die mausgrauen Wände und ließ ein Flammenspiel in den schon geöffneten Fensterflügeln auf und nieder zucken.

Der Heimkommende sandte einen kurzen Blick nach der Beletage empor, von der der dumpfe Schall der Polsterpeitsche zu ihm herabdrang. Dann stieß er rasch den Schlüssel ins Loch, denn in ihm regte sich der Wunsch, ohne Aufsehen an der Portierloge vorbeizukommen.

„Es scheint beinahe — ich schäme mich!“ murmelte er mit einem Lächeln der Selbstverspottung, als eine ähnliche Regung ihn vor der Flurtüre anwandelte.

Aber sein Johann — ein würdiger Herr zu Anfang der Fünfzig — hatte sein Kommen bemerkt und stand mit seinen Kommerzienratskoteletten und der schön angesilberten Stirnlocke in der sich öffnenden Tür, verschwiegenen Vorwurf zwischen den Brauen, während er sich tief verneigte.

„Ich habe mich verspätet,“ sagte Herr von Niebeldingk, um irgend etwas zu sagen, und ärgerte sich, daß dieser Satz fast wie eine Entschuldigung klang.

„Wünschen der Herr Rittmeister zu Bette zu gehen oder befehlen der Herr Rittmeister das Bad?“

„Das Bad!“ erwiderte der Hausherr. „Ich habe außerhalb geschlafen.“

Das war beinahe schon wieder eine Entschuldigung.

„Ich bin offenbar aus der Übung gekommen!“ dachte er, während er das Frühstückszimmer betrat, wo zwischen dem Altsevresgerät der silberne Warmwasserkessel schon rauchte.

Er stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich lange — nicht als nachsichtiger Freund seiner selbst, sondern als kritischer Kenner.

„Gelb — gelb — gelb!“ sagte er kopfschüttelnd. „Ich muß meinen Gefühlen bald wieder Kandare anlegen.“

Im übrigen aber durfte er leidlich mit sich zufrieden sein. Seine Gestalt hatte sich trotz der beinahe vierzig Jahre, die er zählte, schlank und elastisch erhalten. Das von einem kurzen, halbspitzen Bart umgebene, streng geschnittene Gesicht zeigte weder Hauterschlaffung noch Gedunsenheit, nur um die dunkeln, müden Augen herum hatten die Erlebnisse der vergangenen Nacht ein Netzwerk von Rissen und Schatten gelegt. — Das Haar war aus den Schläfen schon seit zehn Jahren wegamüsiert, um den Scheitel herum aber hatte es sich standhaft erwiesen und stieg nach der Stirnmitte zu in einem mephistophelischen Bogen herunter.

Das Zivil, das ausgedienten Offizieren häufig eine hinterwäldlerische Geleckheit gibt, hatte sich mit seiner langsam gelockerten Haltung allgemach zu einem Gepräge selbstverständlicher Eleganz zusammengefunden. Freilich waren es schon sechs Jahre her, seit er in Mißvergnügen über einen schikanierenden Oberst den blauen Dragonerrock an den Nagel gehängt hatte.

Er war reich und durfte sich dies Mißvergnügen erlauben. Zudem verlangten seine Besitzungen eine feste Hand ... Von Weihnachten aber bis in den Frühling hinein lebte er in Berlin, wo sein älterer Bruder eine jener Hofstellungen bekleidete, die nach unten wie nach oben hin wenig bedeuten, aber in einer bestimmten vom Hofe abhängigen Gesellschaft unabschätzbaren Einfluß verleihen. Ohne den Löwen oder den Begönnerer spielen zu wollen, verwertete er sie nach Kräften, war beliebt so weit, um gegebenenfalls auch gefürchtet zu sein, und gehörte zu den Männern, denen man seine Nöte immer, sein Weib aber niemals anvertraut.

Johann kam dem Herrn Rittmeister melden, daß das Bad bereit sei. Und während Niebeldingk sich träge in

dem lauen Wasser dehnte, überdachte er mit Seelenruhe das freudige Begebnis der verflossenen Nacht.

Fällig gewesen war es seit einem halben Jahre, aber die Gelegenheit dazu hatte gemangelt. „Ich bin bewacht und viel gekannt,“ so hatte es immer geheißen, „und darf keine geheimnisvollen Gänge wagen“ ... Jetzt endlich hatte eine Möglichkeit sich dargeboten und war mit Schlauheit und Umsicht von ihm ausgenutzt worden ... Irgendwo an der polnischen Grenze saß eine ihrer Cousinen, die sich verheiratete und zu deren Hochzeit unbegleitet zu reisen ihr gestattet war ... Wenn sie unangemeldet in Berlin wieder eintraf und statt des Eydtkuhner Frühzuges den Zug des vorherigen Abends benutzte, so war eine Nacht gewonnen, deren Historie in keiner Familienchronik je einen Platz zu finden brauchte, ja die man beliebig aus seinen eigenen Erinnerungen zu streichen imstande war, wenn die Umstände es verlangten ... Ankunft und Abfahrt hatten einige Momente höchst unnötigen Herzklopfens gegeben — das war alles. Kein Bekannter war ihnen in den Weg gelaufen, kein Kellner hatte Verdacht geschöpft, selbst der Droschkenkutscher, der sie durch die Morgenfrühe fuhr, hatte sein dummes Gesicht beibehalten, als Niebeldingk plötzlich aus dem Wagen gesprungen war, um seine Dame allein weiterfahren zu lassen.

Vor seinen Augen stand ihr Bild, wie sie heute nacht, fiebernd vor Angst und Entzücken, in seinen Armen gelegen hatte ... Aus großen, ruhevollen, fast ein wenig schläfrigen Augen blickte sie sonst ... Welch eine Glut in ihnen auf der Lauer lag, hatte ihm erst diese Nacht bewiesen. Ob die breiten, über der Nase zusammengewachsenen Brauen als Schönheit gelten konnten, mochte dahingestellt bleiben — schließlich, ihm gefielen sie.

„Gott sei Dank,“ dachte er, „endlich wieder einmal ein Weib!“

Und eine andre fiel ihm ein, die seit drei Jahren auch durch die Bande zartesten Verstehens an ihn gekettet war und der er heute Nacht die Treue des Leibes gebrochen hatte.

„Sie und ich — wir bleiben die alten," beruhigte er sich, „und meine Freiheit will ich genießen."

Er ließ die eiskalte Dusche über sich hersprühen und klingelte nach Johann, der mit dem Bademantel schon vor der Tür stand.

Als er zehn Minuten später — mollig fröstelnd — das Frühstückszimmer betrat, fand er neben seiner Tasse das Häuflein Briefe liegen, das die Morgenpost ihm inzwischen gebracht hatte.

Darunter zwei, die seine Aufmerksamkeit fesselten.

Der erste lautete:

„Berlin N, Philippstraße 10a.

Lieber Herr von Niebeldingk!

Seit acht Tagen bin ich in Berlin, um Agrikultur zu studieren, da ich das Gut, wie Sie wissen, später übernehmen soll. Papa hat mir auf die Seele gebunden, sogleich nach meiner Ankunft zu Ihnen zu gehen. Wenn ich es noch nicht getan habe, so war der obligate Respekt daran schuld. Denn da Sie's ja Papa nicht wiedersagen, will ich's nur gleich gestehen: Ich bin in diesen acht Tagen noch gar nicht recht nüchtern geworden. — Ach, was ist Berlin für ein famoses Sumpfnest!

Wenn Sie nichts dagegen haben, so spreche ich morgen um zwölf Uhr bei Ihnen vor, um Ihnen Papas Grüße zu überbringen. Papa hat wieder Gicht.

Mit herzlichem Gruße

Ihr

Sie furchtbar verehrender

Fritz von Etzenberg."

Der andre Brief kam von ihr: — klar, kühl, mit Lesefrüchten gespickt, wie ihr allzeit arbeitendes Köpfchen sie gerade hergab.

„Lieber Freund!

Ich würde Dich nicht fragen: Warum kommst Du nicht? — seit fünf Tagen bist Du nicht bei mir gewesen —

ich würde ruhig warten, bis Dein Weg Dich ohne Zwang und Überredung zu mir führt, aber ‚jedes Tier liebt sich selbst', sagt der alte Schwätzer Cicero, und ich hege den Wunsch, mit Dir zu plaudern.

Ich habe zwar nie geglaubt, daß wir einander unentbehrlich bleiben würden. ‚Racine passera comme le café', meint die Sévigné, aber daß wir noch vor dem Ende aller Dinge so wenig voneinander haben würden, hätte ich mir doch nicht träumen lassen.

Selbst altes Eisen will nicht rosten, und ich bin schließlich erst fünfundzwanzig Jahre alt.

Komm einmal wieder, mein Gebieter, wenn Du noch magst. Ich habe eine gute Zigarette für Dich. Sie heißt Blum Pascha. Ich rauche bisweilen selber einen Zug, aber c'est plus fort que moi und endigt mit Kopfweh.

Joko hat endlich gelernt ‚Richard' sagen. Er schnarrt die ‚rrrs' sehr lieb. Er weiß, daß er nicht mehr nötig hat, eifersüchtig zu sein.

Shakehands!

Alice."

Er lachte und holte sich ihr Bild, das hinter Glas und Rahmen auf dem Schreibtisch stand. Ein feines, schmächtiges Figürchen — „blonde comme les blés", mit blaugrauen, eifrigen Augen und einem mokanten Zuge um die Mundwinkel — das war sie — sie, die ihm die letzten Jahre seines Lebens lebenswert gemacht hatte und deren Schicksal er mehr verwaltete als beherrschte.

Sie war die Frau eines großen Grubenbesitzers, dessen Besitzungen an die seinen stießen und mit dem eine alte Jagd- und Spielkameradschaft ihn verband.

Eines Tages, als er nichts ahnend dessen Haus betrat, überraschte er ihn, wie er seine junge Frau an den Haaren von Zimmer zu Zimmer schleifte ... Er fiel ihm in den Arm und erhielt als Abwehr einen Peitschenhieb ... Ort und Stunde waren festgestellt, als der Arzt des Gegners gegen das Duell Einsprache erhob ... Man hatte ihn schon lange mit Mißtrauen beobachtet, sichere Symptome

aber bisher nicht entdecken können, da die entsetzlichen Interna des Ehelebens von der tapferen kleinen Frau standhaft verschwiegen worden waren ... Drei Tage später wurde er auf Nimmerwiederkehr in eine Nervenheilanstalt überführt. Zwischen Niebeldingk aber und Alice schlang die Erinnerung an jene letzte Leidensstunde enger und enger jene tausend Fäden, die aus Hilfsbedürftigkeit und Mitleid bald zur Liebe werden.

Da sie ihre Eltern längst verloren hatte und der ihr feindlich gesonnenen Vormundschaft des Gatten wehrlos gegenüberstand, so fiel die Sorge für ihre Interessen ihm wie von selber zu ... Er löste sie von lästigen Verpflichtungen los und führte ihre Ansprüche zu einem sichern Ziele ... Dann hob er sie mit allen Wurzeln ihres Wesens behutsam aus dem alten, kümmerlichen Erdreich und führte sie nach Berlin herüber, wo er ihr durch die Frau seines Bruders — überall selber schiebend und ebnend — ein neues Dasein schuf.

Und während ihr Gatte am Bodensee in einer der umbuschten Villen Binswangers langsam der Auflösung entgegendämmerte, reifte sie in der herben Luft der Hauptstadt, inmitten einer illusionslosen, banalen, selbst im Rausche noch nüchternen Welt zu einer anderen heran.

Von der Geselligkeit, deren offiziellem Teil ihr Schicksal wie ihr bürgerlicher Name sie fernhielten, sah sie gerade genug, um das Wesentliche der darin herrschenden Vorstellungen auf sich wirken zu lassen.

Sie verlor Befangenheit und Schwere, sie wurde Weltdame und Lebenskennerin, indem sie an einem Tage verdammte, was sie am andern verzieh; sie lernte lachen über nichts und klagen über nichts und sich entrüsten über nichts. —

Doch was Niebeldingk mehr befremdete als diese kleinen Anpassungen an den übermächtigen Geist der neuen Umgebung, waren die tiefen Wandlungen, die ihr innerstes Wesen erfuhr.

Aus einer haltbedürftigen, sich selbst verlierenden, zagen Seele wurde binnen drei Jahren ein zielbewußtes,

überlegendes und rechnendes Persönchen, dem nur Geschlossenheit fehlte, um ein Charakter zu sein.

Eine eigentümliche Herzenskälte ging nun von ihr aus, verstärkt durch ein vorschnelles und häufig ungütiges Urteil, das von einer gewissen Sucht nach Selbstbespiegelung getragen schien und dem Verlangen, geistreiche Gesichtspunkte zu gewinnen.

Dazu kam ein Lerneifer, der anfangs anregend und belustigend auf Niebeldingk gewirkt hatte, ihm nun aber schon längst unbequem geworden war.

Er selber galt für einen Mann von Geist und war es auch — weniger durch rasche Auffassung und bewegliche Gedankenbildung als durch einen kühl beobachtenden, unbeirrbaren Blick, einen gewissen gesunden Zynismus, der, ob er gleich einen Schuß Gutmütigkeit nie verlor, doch auf Andre einschüchternd, ja vereisend wirken konnte. — Sein Wissen aber war elendes Stückwerk geblieben, seine Logik fand überall da ein Ende, wo Kühnheit des Schließens durch Intuition fehlende Mittelglieder zu überspringen hat.

Nun ergab es sich, daß Alice, die er anfangs als seine Schülerin, sein Werk, sein Geschöpf betrachtet hatte, bedenklich über ihn hinausgewachsen war ... Ohne es zu wissen und zu wollen, teilte sie ihm Hiebe aus. Er hatte nötig, vor ihr auf der Hut zu sein ... Selbst da, wo sie in dem verantwortungslosen Frohmut der Unreife die tiefsten Probleme der Menschheit abtat, wo sie das Urteil rasch fertiger Feuilletonisten nachbetete, anstatt sich an die Quellen zu wagen, imponierte sie ihm durch ihre Aneignungsfähigkeit und ihren blitzenden Eifer. Oft mußte er verstummen, weil seine Schwerfälligkeit ihm nicht erlaubte, ihr auf den Irrgängen ihres schweifenden Köpfchens zu folgen.

Was war das nun heute wieder? „Der alte Schwätzer Cicero.“ Und „Die Sévigné meint ...“ Das klappte und das klingelte nur so, — er aber ärgerte sich.

Und dann ihre Liebe! .... Das war nun gar ein böses Kapitel. Was fängt man mit einer Geliebten an, die vor dem Einschlafen einen Vortrag über die Schopenhauersche

Metaphysik der Geschlechtsliebe zu halten imstande ist und haarscharf zu beweisen sucht, wie unwürdig es von Rechts wegen sei, sich von der Natur düpieren zu lassen, falls man nicht mit ihr die Existenz künftiger Geschlechter im Auge habe?

Der Mann soll noch geboren werden, auf den eine solche Weisheit zu solcher Stunde — selbst von den süßesten Lippen ausgesprochen — nicht erkältend wirkt.

Seit jener philosophischen Nacht war der kleine Schlüssel, der dort über dem Schreibtisch hing und der ihm in ihrem Hause heimliche Gattenrechte gab, nicht mehr berührt worden. Dafür wurde sein Leben wieder eine Jagd nach neuen Weibern, die sein Herz mit Unrast und widersinniger Jugendlichkeit erfüllte.

Alice aber hatte ihm nie gegrollt.

Augenscheinlich entbehrte sie nichts.

Und seine Gedanken wanderten von ihr zu dem Weibe zurück, das in erschlichenen Freuden schauernd heute nacht an seiner Brust gelegen hatte.

Ja richtig! Eines hätte er beinahe vergessen.

Er klingelte Johann herbei und sagte: „Gehen Sie zum Gärtner und bestellen Sie einen Strauß von den indischen Lilien ... er weiß schon ... Wenn er sie nicht vorrätig hat, soll er sie sich bis Mittag verschaffen."

Johann verzog keine Miene, aber der Teufel mochte wissen, ob er den Zusammenhang zwischen diesen indischen Lilien und der vorangegangenen Nachtschwärmerei nicht witterte. Er hatte ja nur nötig, Präzedenzfälle herbeizuziehen.

Es war ein alter Brauch, der aus Niebeldingks halb abgetanen Don-Juan-Jahren stammte, den Frauen, die ihm ihr Höchstes an Liebe geopfert hatten, am nächsten Morgen einen Strauß indischer Lilien ins Haus zu senden.

„So hoch und heilig stehst du vor mir da trotz des Geschehenen wie diese bleiche, fremde Blume, die an den Ufern des Ganges ihre Heimat hat. Drum habe die Güte und sei vergnügt." Das bedeutete der Blumengruß zum Lendemain.

Eine zartsinnige Erfindung, doch Zynismus auch in ihr.

Um zwölf Uhr — Niebeldingk war soeben von seinem Morgenritt zurückgekehrt — meldete sich der vorher angekündigte Besuch.

Ein strammer Bursch — hochbeinig und breitschulterig, mit braunem, rundem Erzgesicht und heißen, dunkeln Augen — wie er in seinem blauen Cheviotanzuge fröhlich-dreist und doch verlegen sich ins Zimmer schob.

„'Morgen, Herr von Niebeldingk!"

Des Hausherrn Blick maß neidisch und bewundernd die junge Athletengestalt, an der alles wippte, als wäre es auf Federn gebaut.

„'Morgen, mein Junge ... Nüchtern?"

„Zur Feier des Tages. Jawohl!"

„Woll'n wir frühstücken?"

„Aber mit Wonne, Herr von Niebeldingk."

Sie gingen ins Speisezimmer hinüber, wo zwei Kuverts schon bereit lagen, und während Johann den Kaviar servierte, brach die Hochflut von Neuigkeiten los, die die fränkische Heimat innerhalb der letzten Monate aufgestaut hatte.

Drei Verlobungen — zwei Gutsverkäufe — eine Hochzeit — Papas Gicht — Mamas Armenhaus — Jennys Scheibenstand — Gretens Plänkelei mit dem amerikanischen Ingenieur. — Na, und vor allen Dingen das Examen.

„Nein, hören Sie, liebster Herr von Niebeldingk — so eine Lumperei! ... Neun Jahre wird man darauf dressiert und zugeritten — und hinterher verlohnt's noch nicht einmal den Einsatz ... Schad' um jede Stunde Büffelei! ... Einfach dispensiert haben sie mich — 'rausgeschickt haben sie mich wie so 'nen Affen, als ich gerade mein Licht leuchten lassen wollte. Ist so was erhört? ... Ist so was erhört, frag' ich Sie?"

„Na, und das Studium, Fritz?"

Ja, mit dem Studium wäre das so eine Sache. Die Kameralia hätten keinen Zweck. Juristerei studiere jeder Esel. Und da er ja doch nur darauf losginge, ein paar

Jahre grüner Jugend nutzbringend zu verwerten, so wolle er lieber gleich bei der Stange bleiben und ordentlich lernen, wie man den Kohl baut.

„Sind Sie schon irgendwo eingesprungen?"

Ach, damit habe es noch Zeit. Aber im Kolleg sei er schon gewesen. Volkswirtschaft und anorganische Chemie ... Die anorganische nämlich bilde den Anfang, die müsse man kennen, wenn man die organische in Angriff nehmen wolle. Und die organische, das sei ja eben die Agrikulturchemie, auf die es ankomme.

Dazu machte er ein ehrbares Gesicht und spülte ein Glas Madeira nach dem andern hinunter.

Seine Backen begannen zu glühen. Sein Herz öffnete sich weit.

„Aber das ist ja alles Blech, Herr von Niebeldingk ... Die ganze lederne Buchgelehrsamkeit kann mir gestohlen bleiben ... Leben — leben — leben — das ist jetzt die Hauptsache."

„Was verstehen Sie unter leben, Fritz?"

Er strich sich mit beiden Händen über die samtene Fläche des kurzgeschorenen Schädels. „Ja, wie soll ich das sagen, Herr von Niebeldingk? ... Wissen Sie, wie mir zumute ist? Als steh' ich vor einem großen, verschlossenen Garten ... und weiß, da drin ist das Paradies ... und manchmal hör' ich einen Ton Musik. Und manchmal seh' ich ein weißes Kleid ... Und möchte gern 'rein und kann nicht. — Sehen Sie, das ist das Leben ... Und ich muß elendig draußen stehen."

„So elendig kommen Sie mir nun gerade nicht vor, Fritz!"

„Nein, nein, nein! ... Was man so im groben nennt, — im groben leb' ich ja schon ganz flott ... Weiber gibt's da draußen um die Philipp- und die Marienstraße 'rum genug ... Schneidig und drall und alles, was man will ... Und die Freunde sind auch schneidige Kerls ... Seine fünfzehn Glas verträgt ein jeder ... Überhaupt, ich bin ein Esel ... Und es ist vielleicht auch bloß der moralische Kater wegen der letzten acht Tage ... Aber wenn ich so

durch die Straßen gehe und seh' die hohen, vornehmen Häuser und denk' an alle die Schicksale. Dort ein Millionär — und dort ein Minister. Und alle sind mal so dumme Jungen gewesen wie ich. Dann fühl' ich, ich werd' so was nie erreichen. Ich werd' mein Lebtag ein dummer Junge bleiben."

„Dagegen, lieber Fritz, gibt's wohl nur ein Rezept, und dies ist eben die lederne Buchgelehrsamkeit. Setzen Sie sich hübsch auf die Hosen und ochsen Sie los."

„Nein, Herr von Niebeldingk, das ist es auch nicht ... Ich will Ihnen was erzählen: Vorgestern war ich im Opernhaus ... Da gab's die Götterdämmerung ... Nicht wahr, Sie wissen? ... Da ist doch der Siegfried ... auch so ein Bengel wie ich ... Nicht älter als zwanzig Jahr ... Ich saß oben im dritten Rang — zusammen mit zwei Nähmädchen. Die hatt' ich mir in der Chausseestraße gegriffen — ganz niedliche Käfer ... Aber wie die Brunhilde unten die weißen, wunderschönen Arme nach ihm ausstreckte und dann sang: ‚Zu neuen Taten, teurer Helde' und so weiter — was weiß ich — da hätt' ich am liebsten meine beiden Mädels am Kragen gepackt und ins Parkett 'runtergeschmissen. So schämt' ich mich da. — Denn sehen Sie, der Siegfried hat seine Brunhilde, die ihn zu großen Taten anfeuert ... und was hab' ich? ... Zwei rüdige Bollen aus der Chausseestraße."

„Nachher haben Sie sich aber wieder mit ihnen versöhnt — hm?"

„Da kennen Sie mich schlecht, Herr von Niebeldingk. Abendbrot zwar hatt' ich ihnen versprochen, das mußt' ich noch mit ihnen essen ... Aber als sie fertig waren, da hab' ich sie sofort schießen lassen ... bin auf den Straßen 'rumgelaufen und hab' geheult."

„Also, was wollen Sie eigentlich, Fritz, und wohin geht Ihr Sinn?"

„Ich weiß ja nicht, Herr von Niebeldingk. Ja, wenn ich wüßte! Aber es ist etwas ganz Unbestimmtes, gar nicht zu denken und gar nicht zu fassen. Man möchte loslachen — und weiß nicht worüber, man möchte schreien — und weiß nicht weshalb."

„O ihr gottseligen zwanzig Jahre!“ dachte Niebeldingk und besah sich den schwärmenden Burschen voll Rührung.

Da meldete Johann, der soeben die Entrecôte herumreichte, das Gärtnermädchen mit den indischen Lilien wäre da.

„Indische Lilien — was sind das für Lilien?“ fragte Fritz, von zagender Bewunderung ganz übermannt.

„Werden schon sehen!“ erwiderte Niebeldingk und befahl, das Mädchen eintreten zu lassen.

Ein halbwüchsiges Ding mit prallen, roten Backen und glattem Flachshaar drückte sich befangen zur Tür herein und fing in all ihrer Angst sofort mit Fritz zu äugeln an. Vor sich her hielt sie die hohen Stengel eines exotischen Liliengewächses, dessen Blüten, riesenhaften Narzissen ähnlich, keusch und fremd und verträumt in sternenhafter Ruhe vor sich niederschauten. Aus der Mitte ihrer Kelche quoll ein herber, grünlicher Schimmer, der sich nach den Blütenblättern hin leise verlor.

„Potzteufel sind die schön!“ rief Fritz. „Die müssen gewiß ganz was Besonderes zu bedeuten haben?“

Niebeldingk stand auf, um die Begleitadresse zu schreiben, und übergab sie dem Mädchen, ohne daß Johann, der sich in verdächtiger Nähe hielt, einen Blick darauf zu werfen vermochte. Dann drückte er ihr ein Trinkgeld in die Hand und brachte sie selbst zur Tür.

„Nicht wahr, Herr von Niebeldingk, die haben ganz was Extraes zu bedeuten?“ rief Fritz, der sich von seiner Begeisterung nicht erholen konnte.

„Jawohl, mein Junge.“

„Und darf man wissen?“

„Gewiß darf man wissen. — Ich schenke diese indischen Lilien nur derjenigen Dame, deren Hoheit und Reinheit mir über jeden Zweifel erhaben scheint — als Symbol meiner keuschen, wunschlosen Verehrung!“

Fritzens Augen leuchteten.

„Ach möchte ich doch einmal in meinem Leben solch eine Dame kennen lernen!“ rief er, beide Fäuste gegen seine Stirne pressend.

„Wird schon kommen! Wird schon kommen!“ beruhigte Niebeldingk, ihn auf die Schulter klopfend. „Salat gefällig?“

3

Um die nachmittägliche Teestunde herum begab sich Niebeldingk — lieber Gewohnheit gemäß — zu seiner alten Freundin.

Sie bewohnte in der Regentenstraße eine kleine Beletage, die er, als sie landfremd nach Berlin gekommen war, selbst für sie ausgesucht hatte.

Mit Blumen und Palmen und orientalischen Teppichen hatte sie sich ein holdes Nest zurechtgemacht, und dicht vor ihren Schlafzimmerfenstern sangen im Frühling die Nachtigallen.

Sie schien ihn erwartet zu haben. In dem erhöhten Erker, den ein dunkel-zackiges Blätterdickicht von den Tiefen des Salons abtrennte, summte schon, seines Kommens gewärtig, die bauchige Maschine.

In hellem, mädchenhaftem Kleide, ohne Koketterie und ohne Schmollen, kam Alice ihm entgegen.

„Ich freue mich, daß du wieder da bist, Richard.“ Das war alles.

Er wollte das Märchen erzählen, das er sich vorher ausgedacht hatte, aber sie schnitt ihm das Wort ab.

„Seit wann brauchst du Entschuldigungen bei mir, Richard? Du kommst und bist da. Und wenn du nicht kommst, muß ich mich auch zufrieden geben.“

„Du solltest eigentlich etwas weniger tolerant sein,“ ermahnte er.

„Würde mir den Teufel was nützen,“ gab sie fröhlich zur Antwort.

Sie faßte leicht seinen Arm und führte ihn zu seinem alten Platze, dann machte sie sich schweigend und mit jenem gemäßigten Eifer, der all ihr Tun auszeichnete, an der Teemaschine zu schaffen.

Er verfolgte mit prüfendem und vergleichendem Auge

jede ihrer Bewegungen, wie sie mit raschen, zierlichen Handgriffen die chinesische Schale zurechtschob, den Tee aus der Büchse schüttelte und die ersten Tropfen heißen Wassers durch das Sieb goß ... Das flinke Vogelköpfchen schnellte hin und her, und die Schleife des orangefarbenen Seidenbandes, das als Kragen den überzarten Hals umschloß, erzitterte ein weniges bei jeglicher Regung.

„Sie ist schließlich die reizendste von allen," so schloß er seine Überlegungen. „Wenn sie bloß nicht so scheußlich vernünftig wäre."

Dann saß sie ihm wiederum still gegenüber, die schmalen, weißen Hände auf dem Schoß gefaltet, und sah ihm mit bedeutsamer Schelmerei ins Auge, so daß er anfing, sich ein wenig befangen zu fühlen.

Ob sie etwas von seinen Durchgängereien ahnte?

Nein doch! So heiter und so ruhig blickt kein eifersüchtiges Weib.

„Was hast du inzwischen getrieben?" fragte er.

„Ich? — Ach Gott — ich! Da — sieh her, und du weißt alles!"

Sie wies auf einen Haufen Bücher, die verstreut auf Fensterbrett und Nähtisch umherlagen.

Da waren Moltkes Briefe und die Memoiren des Herrn von Schön und Max Müllers arische Studien. Auch der unvermeidliche Schopenhauer fehlte nicht.

„Wo willst du bloß hin mit all deiner Gelehrsamkeit?" fragte er.

„Ja, lieber Freund, was soll ich machen? ... Man kann sich doch schließlich nicht immer in fremden Häusern herumtreiben. Oder soll ich am Fenster stehen und sehen die Wolken ziehen über die alte Stadtmauer hin?"

„Nun zitiert sie schon wieder!" ging es ihm unbehaglich durch den Sinn.

„Meine Stimmung ist das," fuhr sie fort, „was Goethe als den Minor der Seele bezeichnet, nämlich die Sehnsucht, die nach außen in die Ferne strebt, sich aber melodisch in sich selbst beschränkt. Ist das nicht wundervoll gesagt?"

„Kann sein, aber mir zu hoch!" Und er streckte in lachender Abwehr die Hände gegen sie aus.

„Mach dich nicht lustig," erwiderte sie beschämt, indem sie aufstand.

„Und wonach hast du denn Sehnsucht?" fragte er, um rasch aus dem Reiche Goethes fortzukommen.

„Nach d i r nicht, du greulicher Mensch!" erwiderte sie, indem sie für einen Augenblick die Lippen auf seinen Scheitel niederneigte.

„Das weiß ich, mein Liebling!" sagte er. „Es ist lange her, seitdem du mir zweimal täglich Zettelchen schicktest."

„Und seitdem du zweimal täglich zu mir kamst," erwiderte sie, indem sie mit trüber Ironie bedenklich vor sich niederblickte.

„Wir haben uns beide sehr verändert, Alice."

„Ja, das haben wir freilich, Richard."

Ein Schweigen entstand.

Sein Blick wanderte zur jenseitigen Erkerwand hinüber ... Dort an dem schmalen Pfeiler hing in einem silbergrauen Ahornrahmen sein eignes Bild ... Hinter dem Rahmen aber guckte ein Strauß lange verwelkter Blüten hervor, zu einem gestaltlosen, bräunlichen Häuflein zusammengeschrumpft.

Sie beide allein wußten, was diese Mumien bedeuteten.

„Bist du damals wenigstens glücklich gewesen, Alice?" fragte er.

„Glücklich bin ich immer, Richard," erwiderte sie.

„Nun ja, ja — ich kenne ja deine Philosophie. Aber ich meine: mit mir — durch mich?"

Sie strich sich nachdenkend mit zwei Fingern an dem zarten Näschen entlang. Der mokante Zug, der sich nach den Mundwinkeln herniederzog, trat stärker hervor.

„Ich glaube kaum, Richard," sagte sie nach einer Weile. „Ich hatte zu große Angst vor dir ... Ich kam mir so unendlich dumm neben dir vor und fürchtete, du würdest mich verachten."

„Das wenigstens hat sich doch gründlich verloren?" fragte er.

„Nicht ganz, Richard. Es ist nur anders geworden. Wie ich mich damals meiner Unwissenheit wegen schämte, so schäme ich mich heute — nein, das ist nicht das richtige Wort ... Aber der Kram, den ich da in mir aufspeichere, beengt mich dir gegenüber, — es ist mir, als fall' ich dir lästig damit ... Ihr Männer, siehst du, ihr reifen besonders, wißt das ja alles viel besser, auch wenn ihr's nicht wißt ... Die Form, in der so ein Gedanke uns aufstößt, mag euch ja fremd sein, aber den Gedanken selbst habt ihr längst durchkaut und in euch aufgenommen. — Darum fühl' ich mich oft so eingeschüchtert, wenn ich dir mit meinen Arbeiten in die Nähe gekommen bin. ‚Hättest du's lieber für dich behalten', sag' ich dann zu mir. Aber siehst du, was soll ich machen? Es interessiert mich doch so."

„Eigentlich also brauchtest du zum Verkehren einen recht Dummen," sagte er, „einen, dem das alles selber neu ist und an dem du ein dankbares Publikum fändest?"

„Dumm? — nein!" antwortete sie, „aber unerfahren müßte er sein. — Müßte selber lernen wollen wie ich ... Müßte nicht zu allem so ein bedauerndes Gesicht machen, das mir sagt: ‚Ach, armes Kind, wenn du wüßtest, was ich weiß, wie egal das alles ist!' ... Es ist wirklich nicht egal, Richard. Für mich nicht ... Und wär's bloß, weil ich Freude daran hab' ..."

„Merkwürdig, wie sie mich durchschaut!" dachte er. „Es ist ein Wunder, daß sie noch so an mir hängt."

Und während er überlegte, wie ihr zu helfen sei, fiel ihm der liebe Junge ein, der ihm heute die Not seiner zwanzig Jahre geklagt hatte und den das unbewußte Verlangen nach höherer Lebensführung heulend durch die Straßen trieb.

„Ich wüßte jemanden für dich!" sagte er.

Sie machte ein ernstes Gesicht. „Also du weißt jemanden für mich," wiederholte sie gedehnt.

„Versteh mich recht. Einen Kumpan, einen Schüler, einen Zeitvertreib, alles, was du willst." Und er erzählte ihr die Geschichte von Siegfried und den beiden Nähmädchen aus der Chausseestraße.

Sie lachte herzlich. „Ich hatte schon Furcht, du wolltest mich los sein," sagte sie, die Stirn für ein paar Augenblicke gegen seinen Ärmel schmiegend.

„Schäm dich!" erwiderte er, indem er flüchtig ihre Haare streichelte. „Aber wie wär's? Soll ich dir den Burschen bringen?"

„Du kannst ihn mir immerhin bringen," erwiderte sie mit schiefgezogenen Lippen. „Man dressiert ja auch manchmal junge Pudel."

4

Drei Tage später um dieselbe Nachmittagstunde betrat der Studiosus Fritz von Etzenberg das Arbeitszimmer Niebeldingks.

„Ich habe Sie rufen lassen, lieber Freund, weil ich Sie bei einer reizenden jungen Frau einführen will," sagte der Hausherr, vom Schreibtisch aufstehend.

„Jetzt gleich?" fragte Fritz, vor Schreck zurückfahrend.

„Warum nicht?"

„Ich müßte doch erst — meinen — meinen — schwarzen Rock anziehen und mich 'n bißchen zurechtmachen lassen. Was soll die Dame von mir denken?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Übrigens kennen Sie sie wohl, wenigstens von Renommee."

Und er nannte den Namen ihres Mannes, der in beider Heimat weit und breit bekannt war.

Fritz wußte alles. „Ach, die Ärmste!" sagte er. „Papa und Mama haben sie oft bedauert. Und ihr Mann lebt ja wohl immer noch."

Niebeldingk nickte.

„Man sagte ja immer, Sie würden sie heiraten."

„So — sagte man das?"

„Jawohl. Und Papa meinte, es wäre ein großes Glück für Sie."

„Sie — groß oder klein geschrieben?"

„Verzeihung — ich bin wohl recht taktlos gewesen, Herr von Niebeldingk?"

„Ach ja, lieber Fritz. — Aber nun lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen und kommen Sie!"

Die Vorstellung ging glatt vonstatten. Fritz benahm sich als Sohn eines guten Hauses, war ehrfurchtsvoll, aber nicht steif und wußte auf ihre freundlichen Fragen stets eine knappe, treffende Antwort.

„Schande macht er mir nicht!" dachte Niebeldingk.

Alice ihrerseits behandelte den jungen Gast mit einer lächelnd mütterlichen Fürsorge, die ihm neu an ihr war und ihn mit stillem Vergnügen erfüllte ... Sonst hatte sie im Verkehr mit jungen Männern einen Ton klugen, matten Interesses, der jedem Verstehenden deutlich sagte: „Ich schöpfe dich aus, dann lass' ich dich fallen" — heute zeigte sie eine innerliche Anteilnahme, die, mochte sie auch tausendfach schärfere Prüfung bezwecken, doch wie ein Zeugnis freien, reinen Menschentums aus ihrer Seele kam.

Sie fragte ihn nach seinem Elternhause und freute sich an seinem naiven Entzücken darüber, dem Gedankenkreise mütterlicher Wiegenlieder entronnen zu sein. Auch wie er ohne Verhimmelung und ohne Herablassung der jüngeren Geschwister gedachte, machte ihr Vergnügen. — Alles an ihm schien einfach und gesund und nach Lernen und Reifen hindrängend.

Niebeldingk saß still in seinem Erkerwinkel, gewärtig, bei irgendeinem Ausbruch täppischer Jugendlichkeit vertuschend einzugreifen. Aber die Gelegenheit hierzu blieb aus. Fritz hielt sich innerhalb der Grenzen bescheidenen Freimuts und straffte seinen Geist in andächtigem Respekt und freudigem Gehorsam. Nur einmal, als von notwendigen Autoritäten die Rede war, schlug er ein wenig über die Schnur.

„Ich pfeife auf alle Autoritäten," sagte er. „Mir kann selbst der milde Zwang der sogenannten edeln Sitte gestohlen werden." — Aber als Niebeldingk rasch mit ausgleichender Bemerkung dazwischentreten wollte, sah er zu seiner Verwunderung, daß Alice, die sonst jedem gesellschaftlichen Sanskulottentum spinnefeind war, nicht den mindesten Anstoß daran genommen hatte.

„Lassen Sie ihn doch, Niebeldingk," sagte sie. „Für sich selber hat er zweifellos recht. Und nichts wäre schändlicher, als wollte die Gesellschaft schon jetzt beginnen, einen blanken Musterknaben aus ihm zu machen."

„Das soll sie nicht! — Ich schwör' es Ihnen, gnädige Frau," rief Fritz aufglühend, indem er die Fäuste gegen imaginäre Ketten ausstreckte.

Niebeldingk dachte lächelnd: „Tant mieux pour lui" und steckte sich eine neue Zigarette in Brand.

Dann — als das Gespräch auf gelehrte Dinge überging — Fritz gab frei nach Tacitus seinem Hasse gegen das Romanentum Ausdruck, und Alice sekundierte an der Hand der Staël — empfahl er sich, dem vorwurfsvollen Blicke der Geliebten, der ihn halten wollte, ruhig begegnend.

Fritz war mit ihm in die Höhe geschnellt, aber er drückte ihn lachend auf seinen Sitz zurück.

„Bleiben Sie nur," sagte er. „Die gnädige Frau brennt darauf, noch einige Völker abzuschlachten."

5

Als er einige Tage später bei Alice vorsprach, fand er sie mit heißen Backen über Straußens „Leben Jesu" sitzen.

„Denke dir nur," sagte sie, ihm die Stirn zum Kusse darreichend, „dein junger Pudel macht sich bemerkbar. Ich bekomme Nüsse zu knacken. Es ist wirklich merkwürdig, wie diese junge Generation —"

„Erlaube, Alice," unterbrach er sie, „du bist nur ein paar Jahre älter als er."

„Mag sein," erwiderte sie, „aber mein bißchen Bildung stammt aus eurer Epoche ... Ich bin metaphysisch bedürfnislos wie ihr. Eine gewisse gedankenlose Freigeisterei ist mir bis heutigentags als der Höhepunkt aller menschlichen Entwicklung erschienen."

„Und Fritz v. Etzenberg, studiosus agriculturae, hat dich zu einer gedankenvollen Religiosität bekehrt?" fragte er, gutmütig lächelnd.

In ihrem Eifer wurde sie seines Spottes nicht einmal gewahr. „So leicht strecken wir denn doch nicht die Waffen ... Aber es ist merkwürdig, was ein starkes, natürliches Empfinden für einen Eindruck macht ... Dieser junge Mensch kommt und sagt mir: ‚Es gibt einen Gott, denn ich fühle ihn und ich brauche ihn. Beweisen Sie mir das Gegenteil ....‘ Ich machte mich also daran, ihm das Gegenteil zu beweisen, aber denke dir, so geläufig sind einem unsere ärmlichen Regierungen, daß man die Gründe dafür überhaupt vergessen hat. Und schließlich schlug er mich auf der ganzen Linie ... Da hab' ich mich denn hingesetzt und darauf losstudiert ... Wie man etwa rostige Waffen putzt ... Bibelkritik und Dubois-Reymond und ‚Kraft und Stoff‘ und was man so von alters her kennt und für unwiderleglich hält.“

„Und das hat dich amüsiert?“ fragte er mitleidig.

Sie geriet sofort in die theoretische Entrüstung, die ihm immer so viel Vergnügen machte. „Amüsiert? ... Ist denn dergleichen zum Amüsieren da? ... Da mußt du schon andre Ausdrücke brauchen, Richard ... Wo es sich um die heiligsten Güter der Menschheit handelt ...“

„Verzeih,“ sagte er. „Ich habe die heiligsten Güter der Menschheit nicht antasten wollen.“

Sie streichelte leise seinen Arm, um ihrerseits stumm um Verzeihung zu bitten.

„Aber nun bin ich schon wieder auf dem laufenden,“ fuhr sie fort, „und wenn er morgen kommt —“

„Also er kommt morgen?“

„Natürlich kommt er ... dann sollst du mal sehen, wie ich ihn mit blutigem Kopf nach Hause schicken werde ... Schon ganz allein mit Kants Antinomien kann ich ihn schlagen ... Und nun gar, was man so ‚Offenbarung‘ nennt ... Aber ich versichere dich, mein Süßer, Lieber, wohl ist mir nicht dabei zumute — bei dieser eisigen, nörgelnden Kritik ... Wenn ich ganz aufrichtig sein soll, ich stände viel lieber auf seiner Seite ... Da ist doch Wärme — da ist doch Gefühl ... Da ist doch was Positives, woran man sich halten kann ... Willst du Tee?“

„Danke, nein — aber einen Kognak.“

Die Wellenhaare mit hastiger Bewegung aus der gerunzelten Stirn zurückstreichend, lief sie ins Nebenzimmer und kam mit der dreigestirnten Flasche wieder, aus der sie selbst zuweilen nippte, — „wenn ich beim Lesen keinen Schwung hab',“ wie sie zu ihrer Rechtfertigung zu sagen pflegte.

Ein rötlichgefleckter Dämmerglanz, der von den Wänden der gegenüberliegenden Häuser hereingeworfen wurde, erfüllte den kleinen Salon, in dem die Fülle von frauenhaften Zieraten schillerte und gleißte.

„Ich bin doch eigentlich recht fremd hier geworden,“ dachte er, mit der Neugier eines Heimkehrenden die bunten Sächelchen musternd, an deren jedem wie ein Tautropfen die Erinnerung einer holden Stunde hing.

„Du schaust dich ja so um,“ sagte Alice mit einem Unterton von Ängstlichkeit in der Stimme. „Gefällt es dir nicht mehr bei mir?“

„Wo denkst du hin!“ antwortete er, „es gefällt mir täglich besser.“

Sie wollte etwas erwidern, verschluckte es aber und schaute mit einem Lächeln wehmütigen Spottes vor sich nieder.

„Wenn ich das Leben Jesu und die Kantschen — wie hießen doch gleich die Dinger?“

„Antinomien,“ sagte sie.

„Aha — anti und nomos — nun verstehe ich schon — also wenn ich diese etwas staubigen Angelegenheiten etwa ausnehme, so ist dein Meublement wirklich tadellos. Die Goetheschen Zitate passen schon eher hinein, wiewohl ich auch sie entbehren könnte.“

„Ich werde sie also ausfegen lassen,“ sagte sie in scherzender Fügsamkeit.

„Jawohl — du bist ein braves Mädchen,“ tändelte er und strich liebkosend über ihren Klytiascheitel.

Sie griff mit beiden Händen nach seinen Oberarmen und blieb für einen Augenblick reglos vor ihm stehen, während ihr Auge sich mit eigentümlich starrem Leuchten in das seine bohrte.

„Was hab' ich Böses getan?" fragte er. „Ich bin klein — mein Herz ist rein. Habe Gnade mit mir."

„Ich wollte nur ein bißchen die Leidenschaftliche markieren," sagte sie, wieder mit dem alten, wehmütig-mokanten Lächeln um die Lippen, „damit unsere Beziehungen nicht ganz den Boden unter den Füßen verlieren."

„Wie meinst du das?" fragte er, Verwunderung heuchelnd.

„Ja, glaubst du wirklich, Richard," erwiderte sie, „daß zwischen uns alles in Ordnung ist, so wie es ist?"

„Ich wüßte nicht, was sich zurzeit daran ändern ließe."

Sie verbarg ein heißes Schamerröten. Augenscheinlich hegte sie die Ansicht, daß er ihre Worte als einen Seufzer nach baldiger Heirat gedeutet habe. Alle Möglichkeiten auf dem Erdenrund waren zwischen ihnen schon erörtert worden, nur an dieser zunächstliegenden hatten sich ihre Zwiegespräche stets vorbeigeschlichen.

„Versteh mich recht, Alice," fuhr er fort, entschlossen, auch diesmal die gefährliche Klippe in zierlichem Bogen zu umschiffen. „Es handelt sich hier nicht um Äußerliches — um einen Wechsel in unserer Stellungnahme gegenüber der Welt ... das wäre wahrhaftig cura posterior ... Bleiben wir in unseren — wenn ich mich so ausdrücken darf — in unseren seelischen vier Wänden. Wie wir beide — oder sagen wir vielleicht nur: — wie d u einmal bist, erscheint mir die Art unseres Verkehrens als die einzige, die Dauer verspricht ... Denke nur, wenn ich dich mit Verliebtheit quälen wollte — oder du mich gar mit Eifersucht, was für Höllen gäb' das für mich und für dich!"

Sie schwieg und rollte die schmale, blaue Seidenschärpe ihres Kleides zwischen den Fingern hin und her.

„Und wie leben wir jetzt schön und friedlich nebeneinander hin! Jeder hat seine Freiheit und sein eigenes Leben, und jeder weiß doch, daß er ein Stück des andern ist und bleiben wird."

Sie atmete einmal tief und beklommen auf.

„Oder bist du etwa nicht zufrieden?" fragte er.

„Um Gottes willen — gewiß, gewiß," gab sie aufgeschreckt zur Antwort. „Man kann ja gar nicht zufriedener sein, als ich bin ... Wenn nur —" sie stockte.

„Wenn nur — was?"

„Wenn nur die einsamen Abende nicht wären."

Ein Schweigen entstand. Hier saß ein wunder Punkt von alters her, das wußte er wohl. Aber seine Abende brauchte er für sich, daran gab es nichts zu rütteln.

„Du mußt nicht denken, daß ich unbescheiden bin," fuhr sie hastig entschuldigend fort. „Ich wende mich ja auch gar nicht an dich ... Ich denke das nur so vor mich hin ... Aber sieh nur, in der Gesellschaft faß' ich keinen rechten Fuß und will es auch nicht einmal, solange — solange meine Verhältnisse sich nicht klären können ... Als ein Exemplar von leichtfertigem Kummer in den Salons herumzulaufen, ist nicht nach meinem Geschmack ... Überall glaub' ich hinter mir tuscheln zu hören: ‚Die nimmt's nicht schwer. Das sieht man ja.' Und da bleib' ich schon lieber zu Haus ... Freundinnen hab' ich keine, und wie hätt' ich auch dazu kommen können? ... Du warst mir ja immer Freund und Freundin — alles zugleich ... Da bleiben also die Bücher ... Solange es Tag ist, geht es ja ... aber wenn die Lampe brennt, dann wird es mir immer so heiß, daß ich herumlaufe und herumlaufe ... Und immerzu horch' ich nach der Klingel, ob nicht einer kommt ... Aber es kommt keiner — höchstens die Abendzeitung — und das auch nur im Winter, denn jetzt ist sie ja schon vor Dunkelwerden da. Und dann steht noch nichts einmal drin ... Und das geht so Tag für Tag. Schließlich kriecht man um halb zehn ins Bett und schläft natürlich miserabel."

„Ja, wie soll ich da helfen, geliebtes Kind?" fragte er bedenklich, denn in ihrer heiteren Art zu klagen tat sie ihm leid. „Wenn ich uns daran gewöhnte, die Abende bei dir zu verbringen, so wäre der Klatsch bald losgelassen — und dann wehe dir!"

Sie sah ihm mit ihren eifrigen Augen voll und mutig ins Gesicht. „Schließlich" — sagte sie und schwieg.

„Was — schließlich?"

„Laß nur!" brach sie ab. „Unweiblich will ich nicht vor dir erscheinen. Was ich da schildere, ist ja auch nur ein Symptom. In mir sitzt eine Art von Unruhe, die ich mir nicht erklären kann ... Wäre ich minder regsam, dann ginge es vielleicht ... Es klingt paradox, aber gerade, weil ich so viel Tätigkeit in mir habe, darum erschlaff' ich so leicht. Goethe sagt einmal —"

Er erhob die Hände in lachender Abwehr.

Aufrichtig erschrocken hielt sie inne. „Nein, nein, verzeih," rief sie. „Der wird ja ausgefegt ... Wie man so was vergessen kann!"

Dann lehnte sie lächelnd den Kopf an seine Schulter und war nicht mehr zum Reden zu bewegen.

6

„Es gibt zarte Grenzlinien des ewig Weiblichen," so philosophierte Niebeldingk eines Morgens, „in deren Bereich man sich am Lendemain nicht recht schlüssig werden kann, ob man besser tut, ein lyrisches Gedicht oder einen Kassenschein ins Kuvert zu packen."

Das neueste Abenteuer, das diese Überlegungen hervorrief, war ihm am gestrigen Abend wie die bekannte Rose auf dem Schutthaufen freundlich entgegengeblüht.

Einer seiner Freunde, der längere Zeit in der Welt herumgezogen war und sich seither bemühte, den Vollblutpariser zu spielen, hatte nach berühmten Lebemannsmustern zur Einweihung seiner neuen Junggesellenwohnung Einladungen erlassen, „pour pendre la crémaillère," wie es — die Volkssitte parodierend — in der Sprache des Snobismus heißt.

Er hatte mit einer Anzahl befreundeter Kavaliere lauter Damen aus der sogenannten „Kunst" zusammengebeten, ganz wie in Paris. Nur die Journalisten waren nicht da, die am andern Morgen den Ruhm des Festes der Welt hätten verkünden können. Das schien aus mehrfachen Gründen in Berlin nicht angebracht.

Bei Gelegenheit dieser traurigen Scheinorgie, wo auch die Anstandsmütter nicht fehlten, die von zweien oder dreien der Damen vorsichtshalber gleich mitgebracht worden waren und nun schlechterdings nicht mehr hinauskomplimentiert werden konnten, ja, wo ein paar andre es sogar für nötig hielten, sich nach der „Frau Gemahlin" zu erkundigen und ein Näschen aufzusetzen, als deren Nichtvorhandensein zugegeben werden mußte — bei dieser Gelegenheit also hatte der wohlwollende Zufall Niebeldingk eine schmachtende Blondine zugeführt, die den Abend über an seiner Seite blieb.

Sie hieß Meta, stammte aus einer „ersten" Posener Familie und lebte mit ihrer Mutter zusammen, die hier in Berlin ein Pensionat für Damen vom Theater aufgemacht hatte. Übrigens hegte auch sie selbst den sehnlichen Wunsch, sich der Kunst zu widmen, denn „das Ideale" sei stets ihres Lebens Leitstern gewesen.

Zu Anfang der Tafel hatte sie sich mit schöner Entrüstung über die anwesenden Damen ausgesprochen, in deren Mitte sie, wie sie eifrig versicherte, nur durch einen Zufall geraten sei. Später aber taute sie auf, wurde den schnöde Verleugneten ein guter Kumpan, und um Niebeldingks Glück auf den Höhepunkt zu heben, bekannte sie ihm sogar in mädchenhaftem Freimut die gar nicht zu schildernde Zuneigung, die sie schon bei seinem ersten Anblick rätselhafterweise erfaßt habe.

O nein — sie war von strengen Grundsätzen. — Gewiß, das war sie. Sie würde eher den feuchten Tod in den Wellen wählen als — und so weiter.

Wiewohl sie dies nach dem Obste feierlich proklamiert hatte, war die nächste Folge ein trauliches Beisammensein in Niebeldingks Wohnung, das mit sanften Tränen über die Schlechtigkeit der Männer im allgemeinen und seine Schlechtigkeit im besonderen gegen drei Uhr morgens ein süßsaures Ende fand ...

Ein Anfall von Katzenjammer, wie er Lebemännern um die Vierzig selten erspart bleibt, warf seine Schatten

ernüchternd rückwärts auf das verflossene Begebnis und ahnungsvoll voraus auf nahenden Ärger.

Er war nun so ein alter Hase und wußte trotzdem nicht, in welcher Kategorie sie unterbringen. War es denn unmöglich, daß hinter allem Leichtsinn der redliche Wunsch, den Kampf ums Dasein reinlich durchzukämpfen, in ihrem Köpfchen festsaß?

Für alle Fälle entschloß er sich, um ein etwa frisch verletztes weibliches Feingefühl zu schonen, seiner Liebe erst später festgeprägte Wertung zu verleihen und vorerst mit dem alterprobten Strauße indischer Lilien als zarter Liebhaber an ihre Tür zu pochen.

Als er seinem Johann, der sich wie immer in solchen Fällen bemühte, sein stupidestes Gesicht zu machen, den bezüglichen Auftrag erteilt hatte, kam ein neuer Zweifel über ihn.

Hieß es nicht die Gabe entweihen, die so manchem reuevollen Frauenherzen in schwerer Stunde Trost und Entsühnung gebracht hatte, wenn er sie jetzt einem Mädchen sandte, das vielleicht nur anstandshalber die Sentimentale zu spielen beflissen war? ... Lag nicht zudem die Gefahr nahe, daß sie angereizt wurde, sich wichtig zu machen, sobald sie fühlte, daß man sie tragisch nahm?

Nun gleichviel, — was gelten ein paar Blumen! ...

Doch am Frühabend desselben Tages erschien Meta schon wieder — in tiefschwarze Gewänder gehüllt wie Donna Elvira — weinte ausdauernd und machte Anstalt, sich aufs Bleiben einzurichten.

Niebeldingk gab ihr zu verstehen, daß er erstens heute keine Zeit mehr für sie habe und daß sie zweitens gescheiter täte, sich die mütterliche Schelte zu ersparen und rechtzeitig nach Hause zu gehen.

„O mein Muttchen, mein Muttchen!" klagte sie. „Wie soll ich meinem Muttchen je wieder unter die Augen treten? Behalt mich bei dir, Geliebter — ich kann meinem Muttchen nicht mehr unter die Augen treten."

Er klingelte nach Hut und Handschuhen.

Als sie sah, daß es ihm Ernst war, weinte sie rasch noch ein weniges und ging dann von hinnen.

Diese Besuche wiederholten sich und wurden darum nicht erquicklicher. Im Gegenteil! — Die trostlose Geliebte begann die Ansicht durchblicken zu lassen, daß ihre verlorene Ehre nur durch eine schleunige Heirat wieder zu reparieren sei.

Hiermit war seine Geduld erschöpft. Er sah ein, daß er sich hatte zum Narren halten lassen, und gab ihr mit Beobachtung aller schuldigen Rücksicht den Abschied.

Am nächsten Tage trat „Muttchen" in die Erscheinung. Eine würdige Fünfzigerin, gleichfalls als Genius der Rache drapiert, höchst redegewandt und durchaus nicht sentimental.

Da sie aus einer „ersten" Posener Familie stamme, so müsse sie mit äußerstem Nachdruck auf die Ehre ihrer Tochter achten, die von ihm nächtlich in seine Wohnung gelockt und dort elendig verführt worden sei ... Jeden etwaigen Vermittlungsvorschlag werde sie mit Entrüstung zurückweisen, da sie aus einer „ersten" Posener Familie stamme und nicht die Absicht habe, die Tugend ihrer Tochter zu verkaufen. Die einzige Möglichkeit, die Sache beizulegen, sei umgehende Heirat.

Hierauf hub sie zu keifen an, und Johann, der sich wie ein Oberhofzeremonienmeister benahm, führte sie mit dem Lächeln eines Gönners ins Treppenhaus ...

Nunmehr begannen die Besuche eines alten Herrn in schwarzem Gehrock und mit einem Ordensband im Knopfloch. — Johann hatte die strenge Order erhalten, keinen Unbekannten vorzulassen, aber der alte Herr kam unverdrossen morgens, mittags und abends und machte sich schließlich auf der Treppe heimisch, wo Niebeldingk sich einem Begegnen nicht mehr entziehen konnte. Er sei der Onkel von Fräulein Meta, ehemaliger Beamter und Ritter mehrerer Orden; — als solcher müsse er verlangen, daß die Ehre seiner Nichte unverzüglich wiederhergestellt werde — widrigenfalls — —

Niebeldingk drehte ihm den Rücken, und der Ritter

mehrerer Orden trottete knurrend hinter ihm her die Treppe herab.

Bis hierher hatte er sich bemüht, die dumme Geschichte komisch zu nehmen, jetzt fing sie ihn ernsthaft zu ärgern an. Im Klub, wo er das Vorgefallene zum besten gab, wollte man vor Lachen bersten, aber von Fräulein Meta war niemandem etwas Nachteiliges bekannt. Eine Freundin, die einmal an einem größeren Theater die kleineren, ein andermal an einem kleineren Theater die größeren Rollen spielte, hatte sie empfohlen und mitgebracht. Die Freundin wurde zur Rechenschaft gezogen. Sie schwieg.

„An dem allen sind sicherlich nur die verfluchten indischen Lilien schuld," schalt Niebeldingk eines Nachmittags, als er von seinem Fenster aus den Ritter hoher Orden wieder einmal unverdrossen in der Straße auf und nieder wandeln sah. „Wäre ich minder zart zu Werke gegangen, so hätte sie nie riskiert, sich als mein Opfer aufzuspielen."

Da wurde ihm durch Johann der Besuch Fritz Etzenbergs gemeldet.

In prallem Sommeranzug, strahlend von Jugend und Kraft, ein Siegesgelächter im Auge, einen Siegeshymnus in jedem Wort — so trat er vor ihn hin.

„Na, Fritz, Sie sind ja so fidel," sagte Niebeldingk, ihn auf die Schulter klopfend, mit einem trüben Lächeln des Neides.

„Ach, fragen Sie gar nichts! Warum soll ich nicht fidel sein? Das Leben ist ja so schön. Ist ja so schön! ... Natürlich muß man sich nicht mit dem Weibervolk abgeben ... dann ist gleich der Deibel los!"

„Ich glaube, Sie wissen gar nicht, wie recht Sie haben," seufzte Niebeldingk, nach dem gegenüberliegenden Hause schielend, wo nun der Ritter mehrerer Orden, den der Portier nicht mehr einließ, zu besserem Wachehalten Posto gefaßt hatte.

„Ob ich das weiß!" rief Fritz. „Ach Gott, wenn ich Ihnen überhaupt schildern könnte, mit welcher Verachtung ich jetzt auf mein voriges Leben herabschaue ...

Alles ist anders geworden ... Alles ist anders geworden ... so viel edler ... so viel reiner ... Wie ein richtiger Stoiker — so bin ich jetzt ... Und das gibt eine solche Ruhe ... eine solche Erhabenheit ... Und wem verdank' ich das? ... Ihnen, Herr von Niebeldingk ... Sehen Sie wohl!"

„Wie denn mir? Als Lehrer der Stoa komm' ich mir noch einigermaßen neu vor."

„Nun — haben Sie mich nicht bei der gnädigen Frau eingeführt? ... Sind Sie es nicht, der — —"

„Aha!" machte Niebeldingk, und Alicens Bild stieg mit bescheidenem Vorwurf licht und lächelnd vor ihm auf.

Über der albernen und morastigen Geschichte, in die er sich hineingezogen sah, hatte er sie ganz aus den Augen verloren. Mehr als acht Tage waren vergangen, seit er ihre Schwelle überschritten hatte.

„Wie geht's der gnädigen Frau?" fragte er.

„Oh, ausgezeichnet," sagte Fritz, „ganz ausgezeichnet."

„Sind Sie oft bei ihr gewesen?"

„O gewiß," erwiderte Fritz. „Wir lesen ja jetzt den Marc Aurel zusammen."

„Na Gott sei Dank!" sagte Niebeldingk lachend, „da ist sie ja gut aufgehoben." Und er nahm sich vor, noch in der nächsten Stunde bei ihr vorzusprechen.

Fritz, der mit seinem Schwatzen nur dem Zuviel an Lebensfreudigkeit in sich ein Ventil hatte öffnen wollen, empfahl sich bald.

Vor der Tür kehrte er noch einmal um und sagte zögernd mit niedergeschlagenen Augen: „Ich hätt' noch eine Bitte."

„Na, schießen Sie los, Fritz. Wieviel brauchen Sie?"

„Aber pfui, ich will doch kein Geld ... Ich möcht' nur um die Adresse von Ihrem Gärtner bitten ... Ich muß nämlich der gnädigen Frau auch so einen Strauß von den — den — — indischen Lilien schicken."

„Was? — Sind Sie verrückt, Fritz?" rief Niebeldingk zurückprallend.

„Warum soll ich verrückt sein?" erwiderte er gekränkt. „Kann ich nicht auch einmal der Dame, deren Hoheit und

Reinheit ich über alles in der Welt verehre, ein Symbol davon schicken? So alt werd' ich doch wohl schon sein."

„Ja so — ja richtig, verzeihen Sie!" sagte Niebeldingk, sich auf die Lippen beißend, und nannte ihm den Namen.

Fritz dankte und ging.

Hellauf lachend rief Niebeldingk nach seinem Hute, denn er wollte sofort zu ihr, aber er besann sich wohl oder übel eines andern, denn drüben vor dem Haustor stand unentwegt — der Ritter mehrerer Orden.

7

Freilich — für ewige Zeiten kann man vor einem Haustor nicht stehen bleiben. Und schließlich gab er den Weg frei, in der Tür eines Wurstladens verschwindend, denn es war die Stunde gekommen, da auch die glühendste Rachegier in der Sehnsucht nach einem Abendessen angenehm hinstirbt.

Niebeldingk, der halb gelangweilt, halb belustigt hinter der Gardine gewartet hatte — denn ein Skandal in der stillen, vornehmen Straße, wo jedermann ihn kannte, mußte vermieden werden — beeilte sich, den lang' versäumten Gang noch heute nachzuholen.

Es dunkelte stark. Schon flackerten hie und da die Laternenflammen durch den purpurnen Dunst des Frühsommerabends.

Die Zofe, die ihm öffnete, sah ihm mit kühler Verwunderung ins Gesicht wie einem Halbfremden, der die Keckheit hat, sich die Stunde vertraulichen Verkehrens zu einer Visite auszusuchen.

„O weh," dachte er, „diesmal setzt's Schelte."

Doch nein — er täuschte sich.

Mit ruhigem Lächeln erhob sich Alice aus der Sofaecke, wo sie im matten Dämmer einer seidenumschirmten Lampe gesessen hatte, und streckte ihm freundlich wie immer die Hand entgegen.

Das Fehlen des unvermeidlichen Buches war die einzige Neuerung, die ihm auffiel.

„Wir haben uns lange nicht gesehen," sagte er mit einem ärmlichen Versuche, sich zu entschuldigen.

„Ist es denn schon so lange?" fragte sie unbefangen zurück.

„Schön Dank für gnädige Straf'," antwortete er und küßte ihr lächelnd die Hand. Dann sagte er rasch noch etliches her — von mißlichen Geschäften — Reisevorbereitungen und dergleichen.

„Du willst heimreisen?" fragte sie, hoch aufhorchend.

Das Wort war ihm entfallen, er wußte selbst nicht wie. Nun er es eben ausgesprochen hatte, wurde ihm plötzlich klar, daß ihm nichts Besseres zu tun übrig blieb, als es zur Wahrheit zu machen ... Hier ein fruchtloses, entnervendes Hineinleben in den Tag, träge Ruhelosigkeit, fade Selbsterniedrigung — dort in der Heimat milde, gedeihliche Arbeit, traumloser Schlaf und straffes Herrengefühl.

Das, was ihn sonst vor allem andern an Berlin gekettet hatte, dies bescheidene, kluge, regsam-heitere Weib war ihm in steter Vernachlässigung fast aus dem Leben entschwunden. Wenn er jetzt von ihr ging, so ließ sie kaum eine Lücke in ihm zurück.

Oder schien es nur so? ... Saß sie doch vielleicht mit unsichtbaren Wurzelfäden in seinem Herzen fest — fester, als er es sich je gestanden hatte?

Ein Schweigen kam. Sie stand dicht vor ihm und suchte die ausbleibende Antwort aus seinem Auge abzulesen. Eine Art von angstvoller Freude lag in ihren angespannten Zügen.

„Ich werde zu Hause gebraucht," sagte er endlich. „Es ist hohe Zeit für mich ... Wenn du willst, seh' ich auch bei dir nach dem Rechten."

„Bei mir? ... wo — bei mir?"

„Nun, ich denke, wir sind dort Nachbarn — mehr noch als hier. Oder hast du dein Hab und Gut schon ganz vergessen?"

„Die Nachbarschaft wollen wir aus dem Spiele lassen," gab sie zur Antwort, „und über mein sogenanntes Hab

und Gut hab' ich wohl nicht viel zu bestimmen, solang' e r lebt. Das würde sich die Vormundschaft recht sehr verbitten."

„Aber hinkommen könntest du doch einmal ... Zur Sommerfrische oder so ... Dein Platz steht doch immer bereit ... Dafür hab' ich gesorgt."

„Freilich, d a f ü r hast du gesorgt," sagte sie, und das Spiel wehmütiger Ironie, das er so oft an ihr bemerkt hatte, zuckte aufs neue um ihre Mundwinkel.

Zum erstenmal verstand er dessen Sinn.

„Sie hat's mir zu leicht gemacht," fuhr es ihm durch den Kopf. „Ich hätte die Ketten fühlen müssen! dann hätt' ich auch gewußt, was ich besaß."

Aber besaß er es nicht heute noch? Was hatte sich geändert seit jenen Tagen ruhiger Lebensgemeinsamkeit, daß er sie jetzt als etwas Verlorenes empfand?

Er wußte sich keine Antwort zu geben, nur eine dumpfe Unruhe in sich, ein Gefühl verringerter Hergehörigkeit sagte ihm: Hier ist es nicht wie sonst.

„Seit wann gibst du dich mit Träumereien ab, Alice?" fragte er, den leeren Tisch musternd, hinter dem er sie gefunden hatte.

Auch absichtslos geführte Hiebe sitzen bisweilen. Er bemerkte, daß sie errötete und an ihm vorübersah.

„Wie — meinst du das?" fragte sie.

„Nun — lieber Gott — so den Abend ohne Bücher hinzubringen, während das schöne Licht nutzlos verbrennt — das war doch sonst deine Sache nicht."

„Ach so — nun ja — man kann doch nicht immer schmökern ... Übrigens tun mir seit ein paar Tagen die Augen weh."

„Das kommt von den heimlichen Tränen," scherzte er.

Sie sah ihm mit einem großen, ernsten Blicke ins Gesicht. „Jawohl, das kommt von den heimlichen Tränen," wiederholte sie dann.

„Ah perfido!" trällerte er, um der Eifersuchtszene, die er witterte, auszuweichen ... Doch er war auf falscher Fährte. Sie selbst brach mit der Frage ab, ob er zum Abendbrot bleiben wolle.

Es reizte ihn, dem veränderten Gepräge des Hauses auf den Grund zu gehen. Darum, und wohl auch ein wenig, um begangenes Unrecht zu vertuschen, sagte er ja.

Sie klingelte und befahl, ein zweites Kuvert aufzulegen.

Luise sah ihre Herrin mit einem mißbilligenden Blicke an und ging.

„O weh," rief er lachend, „die Dienerschaft ist gegen mich ... Dann bin ich verloren."

„Seit wann achtest du auf die Mienen der Dienerschaft?" fragte sie mit leichtem Achselzucken.

„Wenn eine Frau einen Mann fragt, ‚seit wann?' so ist er erst recht verloren," antwortete er, ihr den Arm reichend.

Das Silberzeug auf dem Abendbrottische blinkte ... der Heißwasserkessel wirbelte ihm lichte Wölkchen entgegen ... zartgetönte Meraner Äpfel, prall wie im Herbste, lachten ihn an.

Ein Laut der Bewunderung entfuhr ihm.

Da war es wieder, das fatale Lächeln — trübe, wehmütig, mitleidig beinahe.

„Mein Liebling!" sagte er in plötzlicher Zärtlichkeit, leis' ihre Schulter streichelnd.

Sie nickte und lächelte — weiter nichts.

Bei Tische war sie wie sonst — ein wenig wärmer vielleicht, doch das mochte die nahende Trennung verschuldet haben.

Sie goß zum Beginne ein Glas Madeira hinunter. Den leichten Rheinwein, den er ihr einschenkte, trank sie in langen Zügen, auch von dem Kognak nippte sie zum Schluß, aber die Speisen rührte sie kaum an.

Es loderte ein inneres Feuer in ihr; — das fühlte, das argwöhnte er, aber nirgends kam es zum Vorschein; im Gegenteil — ihre Herzenswärme verlor sich wieder, das Spiel ihrer Gedanken wurde immer kühler, immer klarer, immer zweischneidiger, je länger sie mit ihm plauderte.

Zwei- oder dreimal wollten ihr Goethesche Zitate ent-

schlüpfen, aber sie verschluckte sie wieder, indem sie sich mit einem lächelnden „Pardon“ auf die Lippen klopfte.

Als er sah, daß sie sich Zwang antat, bat er sie, seine damalige Mißbilligung als das aufzufassen, was sie war, einen — vielleicht übel angebrachten — Scherz, aber sie wies seine Erlaubnis mit den Worten zurück: „Laß nur — es ist schon ganz gut so.“

Sie sprachen, wie bereits oft, über die vergangenen Zeiten vergangener Liebe ... Sie sprachen wie zwei Menschen, die über alle Herzenskämpfe längst hinaus sind und aus dem Hafen kühler Freundschaft gleichmütig auf überstandene Stürme zurückblicken.

Diese Redeweise hatte sich mit einer gewissen scherzenden Grämlichkeit seit langem in ihren Verkehr eingeschlichen — und das Prickelnde dabei war der lächelnde Vorbehalt: Wir wissen ja beide, daß es ganz, ganz anders sein würde, sobald wir nur wieder wollten.

Heute zum erstenmal lag etwas wie Ernst hinter dem tändelnden Spiel mit halb freiwilliger, halb aufgenötigter Entsagung.

„Wie seltsam!“ dachte er. „Hier sitzen zwei Menschen, die einander das Nächste sind auf der Welt und die aus Übermut immer weiter voneinander fortrücken.“

Alice hob die Tafel auf.

Er küßte ihr zum Gesegnete-Mahlzeit-sagen Hand und Stirn wie gewöhnlich und gewahrte, daß sie sich fröstelnd dabei ein wenig zur Seite bog; dann aber plötzlich faßte sie seinen Kopf mit beiden Händen und küßte ihn in einer Art verzweifelter Gier auf die Lippen.

„Oho,“ rief er, „wo kommt d a s her? ... Das kann ich ja gar nicht verlangen.“

„Verzeih nur!“ sagte sie, sich gleichsam wieder in sich zurückziehend. „Wir sind ja arme Leute ... Wir haben einer dem andern nicht viel zu geben.“

„Nach dem, was ich eben erlebt hab', glaub' ich beinahe das Gegenteil,“ erwiderte er.

Aber sie schien wenig mehr geneigt, aus ihrem Handeln die Konsequenzen zu ziehen. Sie bot ihm ruhig seine gewohnte Zigarette, steckte die ihre in Brand und setzte sich still auf den alten Platz, von dem her sie mit gerundeten Lippen kleine Wölkchen gegen die Tischdecke blies.

„Wenn ich dich so ansehe,“ sagte er, sich vorsichtig weitertastend, „ist mir immer so, als hast du innere Vorbehalte, als wartest du auf irgendwas.“

„Kann schon sein,“ erwiderte sie mit einem neuen Erröten. „Ich sitze wie jener am Weg und warte auf Schicksale.“

„Schicksale? ... Was für Schicksale?“

„Ja — wer kann das wissen, lieber Freund? Was man voraussieht, ist ja kein Schicksal mehr.“

„Oder gerade!“ erwiderte er.

Sie stutzte und sah in scharfem Nachdenken an ihm vorbei. „Kannst schon recht haben,“ sagte sie dann mit einem kleinen, rätselhaften Seufzer. „Oder gerade.“

Nun war er so klug wie zuvor. Aber da er es für unter seiner Würde hielt, den eifersüchtigen Herrn zu spielen, so gab er die Jagd nach ihren Geheimnissen mit einem Achselzucken auf. — Viel konnte sowieso nicht dahinter stecken. Niemand kannte so gut wie er die ganze Bedürfnislosigkeit ihres Temperaments. Niemand, der glücklich im Besitze saß, hatte ein Recht, so ruhig zu schlafen wie er ...

Dann sprach man über Sommerpläne. Er wollte gegen den Herbst hin an die Nordsee, sie dachte an Thüringen, für das sie eine alte Neigung im Herzen trug. Ein Zusammentreffen wurde nur so weit in Erwägung gezogen, als die schuldige Höflichkeit es mit sich brachte.

Und wieder wurde es still in dem kleinen, dämmerigen Eckſalon, in dem eine alte, verkünstelte Empireuhr mit heiserem Klingklang die verrinnenden Sekunden meldete.

So oft hatte Märchenstimmung — eine Stimmung von ahnendem Erblühen und lächelndem Verwelken — in mitschwingenden Wellen diesen Raum durchflutet. Ein lähmendes Sich-nichts-mehr-zu-sagen-wissen war alles, was die Zeit davon übrig gelassen hatte.

Er drehte nachdenklich an seiner Zigarette, sie starrte mit großen, träumenden Augen vor sich nieder.

Und plötzlich hub sie zu weinen an ... Er traute seinen Sinnen kaum, als er die großen, glänzenden Tropfen still über ihr lächelndes Antlitz rinnen sah.

Aber so übersatt war er von all den Weibertränen, die er in den letzten Wochen und Monaten bei seinen wechselnden Liebesaffären hatte über sich ergehen lassen müssen — die einen echt, die andern falsch, und überflüssig alle insgesamt —, daß ihm statt des gebotenen Trostbedürfnisses nichts weiter in den Sinn kam als ein widrig-höhnisches Gefühl: „Nun fängt die auch an."

Wohl kam ihm für die Dauer eines Aufblitzens die beunruhigende Idee, daß dieser Augenblick für kommende Dinge entscheidend sein könne, aber sie erlosch wieder in dem Grauen vor Szenen und Aussprachen.

Und mühsam den Erhabenen spielend, suchte er nach einem Scherzworte, das ihrer wankenden Gemütsverfassung wieder auf die Beine helfen konnte.

Doch ehe er es gefunden hatte, war sie lautlos aufgestanden und das Taschentuch vor die Augen drückend zum Zimmer hinausgehuscht.

„Um so besser," dachte er, sich eine neue Zigarette anzündend. „Mag sie sich in der Stille austoben — um so rascher wird's vorüber sein."

Und auf und nieder gehend, philosophierte er etliches über die unnütze Rührsamkeit der Frauenseele und die Pflicht des Mannes, sich nicht in Mitleidenschaft ziehen zu lassen ... Ihm wurde ganz warm zumute in dem stolzen Bewußtsein seiner Herzenskälte.

Da plötzlich — aus all der Stille heraus, die ihn umgab — ertönte langgezogen, schrill und schnarrend von einer Stimme, die er nie gehört hatte, sein eigener Name.

„Rrricharrd!" gellte es streng und hart wie der Kommandoruf eines militärisch erziehenden Vaters von irgendwoher aus unterirdischen Tiefen.

Er schrak zusammen und hielt Umschau. Nichts rührte sich, — auch in dem Nebenzimmer keine lebende Seele.

„Richarrd!" tönte es zum zweitenmal. Diesmal keine drei Schritte entfernt — doch tief vom Fußboden her,

als läge dort unter dem Stuhle ein Kobold platt auf dem Bauche.

Er bückte sich und spähte in die dunkle Ecke.

Da fand sich des Rätsels Lösung: Joko, Alicens Papagei, der sich heimlich aus dem ihm angewiesenen Quartier entfernt hatte, saß auf der Trittleiste des Sessels und spielte „böses Gewissen".

Das zahme Tier stieg würdevoll auf seine ausgestreckte Hand und ließ sich in das Bereich des Lampenlichts emporheben ... Zärtlich sträubte sich seine schillernde Halskrause, und während es seinen Schnabel an Niebeldings Manschettenknöpfen scheuerte, wiederholte es mit leisem Kollern: „Richard!"

Und plötzlich kam das Gefühl von Hergewöhntsein und Hergehörigkeit, das er schon ganz verloren hatte, mit weicher Gewalt lockend und erquickend von neuem über ihn.

Da, wo ein liebes Menschenwesen so ganz ausschließlich für ihn lebte, daß es den Ruf des sehnsüchtigen Herzens selbst auf das unvernünftige Viehzeug übertrug, da hatte er das Recht und die Pflicht, zu Hause zu sein, da gab es keine Möglichkeit mehr für ihn, sich fremd und frei zu fühlen.

„Du mußt ihr nach!" fuhr es ihm durch den Kopf, „keine Sekunde mehr darfst du sie allein lassen."

Er setzte Joko vorsichtig auf der Tischplatte nieder und suchte nach ihrem Schlafzimmer zu gelangen, das er — auf dem Wege durch die Innenräume — noch nie betreten hatte.

In der Tür, die nach dem hinteren Korridor führte, kam sie ihm entgegen.

Ihre Haltung war ruhig wie immer, ihr Auge klar und tränenlos.

„Mein armer, lieber Schatz," rief er und wollte sie in seine Arme schließen.

Da traf ihn ein fremder, abwehrender Blick, der ihn mitten in seiner schönen Regung innehalten ließ.

In ihm verhärtete sich etwas. Er fühlte sich wieder zum Spotte bereit.

„Verzeih, daß ich dich allein ließ," sagte sie. „Mit uns dummen Weibern muß man Geduld haben, — das weißt du ja."

Damit ging sie ihm voraus zu ihrem alten Platze. Joko flog ihr freudig kreischend entgegen, und Niebeldingk blieb stehen, um Abschied zu nehmen.

Alice hielt ihn nicht.

Als er draußen war, fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, ihr von Fritz und seinen indischen Lilien zu erzählen.

„Schade," dachte er, „es hätte sie erheitert."

8

Am nächsten Morgen saß Niebeldingk vor seinem Schreibtisch und überdachte mit Mißbehagen die Erlebnisse des verflossenen Abends, da gewahrte er, zufällig auf die Straße hinausschauend, im Tor des gegenüberliegenden Hauses von neuem in ruhevollem Abwarten aufgepflanzt — seinen Plagegeist.

Der kam ihm gerade recht. An ihm ein Exempel zu statuieren, war eine Ablenkung, wie sie der Augenblick nicht besser bieten konnte.

Er klingelte nach Johann und befahl ihm, den Unglücklichen heraufzuholen, sich im übrigen aber zu einem kräftigen Hinauswurf bereit zu halten.

Fünf Minuten vergingen, da öffnete sich die Tür weit, und ein wenig ängstlich zwar, doch mit einer Art von professionsmäßiger Würde trat der Ritter mehrerer Orden vor ihn hin.

Niebeldingk unterwarf ihn rascher Musterung: Ein bartloses, verwittertes Greisengesicht mit spitzen, weißen Brauenpinseln und kleinen, wässerigen Äuglein, die die Schlauheit gut zu verstecken wußten, denn nichts wie Verwunderung oder gar Bestürzung malte sich darin. — Der schwarze Gehrock abgetragen, aber sauber — die Wäsche in Frischgewaschenheit erstrahlend. — Das Halstuch von jener Form, welche die Menschheit zur Zeit der Julirevolution als die Mode des letzten Tages pries.

„Ein Gauner von der allerdurchtriebensten Gattung," stellte Niebeldingk fest.

„Ehe wir verhandeln, muß ich wissen, mit wem ich es zu tun habe," herrschte er ihn an.

Daraufhin entledigte sich der Alte mit vieler Mühe seiner rissigen, graugewordenen Begräbnishandschuhe und holte aus seiner fettigen Brieftasche eine Visitenkarte heraus, die bereits durch viele Hände gegangen sein mußte.

„Aber ein Gauner in kleinstem Stil," dachte Niebeldingk weiter. Er las: „Kohlemann, Kanzleirat a. D." und darunter den bewußten Vermerk: „Ritter mehrerer Orden."

„Was für Orden haben Sie denn?" fragte er.

„Mir ist der Kronenorden vierter Klasse und das allgemeine Ehrenzeichen allergnädigst verliehen worden," sagte in bescheidenem Stolze der Alte und wies mit dem Begräbnishandschuh auf das Knopfloch hin.

„Bitte, nehmen Sie Platz," erwiderte Niebeldingk, von einer Art instinktmäßiger Achtung erfaßt.

„Ich danke — ich bin so frei," erwiderte der Alte und setzte sich auf die äußerste Kante eines Sessels.

„Sie haben mich schon einmal auf der Treppe ange —" „angefallen" wollte er sagen, aber er verschluckte es ... „In welcher Angelegenheit Sie kommen, weiß ich ... Und nun sagen Sie mal aufrichtig: halten Sie einen Menschen auf der Welt für so dumm, daß er an Heirat denken kann, wenn ihn ein junges, leichtsinniges Ding, mit dem er auf einem Kokottensouper zusammengewesen ist, hinterher zu nachtschlafender Zeit in seine Junggesellenwohnung begleitet? Halten Sie das für möglich?"

„Nein," antwortete der alte Herr in edler Offenheit. „Aber schön ist es wirklich nicht, daß man von der Meta solche Geschichten erfahren muß. Gedacht hab' ich mir ja schon immer, daß die Kröte es faustdick hinter den Ohren hat, und ich hab' auch schon immer zu meiner Schwester gesagt: Du, paß auf, die Damen vom Theater sind keine richtige Gesellschaft für das Mädchen —"

„Na also!“ rief Niebeldingk, der von einem Staunen in das andre fiel. „Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“

„Ich?“ fragte er und wies mit dem Begräbnishandschuh auf seine Brust, „ich? Ach, du liebes Gottchen! Ich will gar nichts. Glauben Sie, lieber Herr, es macht mir Vergnügen, mit meinen alten Beinen immer vor Ihrer Wohnung auf und ab zu trampeln? — Ich sitz' auch lieber still im Winkel und lass' fremde Leute in Ruh ... Aber das hilft nu mal nichts. Ich bin nu mal bei meiner Schwester im Hause — und wenn ich ihr auch Kostgeld zahle — denn geschenkt nehm' ich nicht 'nen Sechser — o nein, so einer bin ich mein Lebtag nicht gewesen, — aber viel ist es nicht — und da muß ich mich nun eben im Pensionat 'n bißchen nützlich machen ... Die Damen haben immer so kleine Gänge — und wenn sie auch im allgemeinen sehr nett sind, bloß in einer Sache da können sie recht eklig werden — wenn nämlich morgens die Stuben nicht gleich aufgeräumt sind ... na und da helf' ich denn schon 'n bißchen mit — Staub abwischen und so ... Wenn bloß das Asthma nicht wäre — denn so ein Asthma, wissen Sie, lieber Herr —“

Er hielt inne, denn ein Anfall greisenhaften Hustens erfaßte ihn.

Mit einem Anflug von wohlwollender Rührung besah sich Niebeldingk den fürchterlichen Rächer, vor dem ihm vier Tage lang so sehr gegraut hatte. Er hieß ihn die morschen Beine ausstrecken und fragte, ob ihm ein Glas Madeira gefällig wäre.

Das Gesicht des Alten verklärte sich. Wenn es weiter keine Umstände mache, dann wäre er so frei.

Auf Niebeldingks Läuten hin betrat Johann mit der Miene eines Großinquisitors das Zimmer und prallte entsetzt zurück, als er sein altes Schreckgespenst so behaglich eingerichtet sah. Und so weit verlor er seine Haltung, daß er sich — zum erstenmal während seines Dienstes — ein kleines Kopfschütteln erlaubte.

Der Alte trank das Glas in einem Zuge leer und wischte

sich mit einem braunbaumwollenen Taschentuche die Lippen, während die Tabakskrümel umherstoben.

Er sah den Verderber seiner Familie so zärtlich an, als hätte er nicht übel Lust, in sein Lager überzugehen.

„Ja, ja, was ist da nu zu machen?“ begann er von neuem, „wenn meine Schwester sich mal was in den Kopf setzt ... Überhaupt — ganz im Vertrauen, Herr Baron — meine Schwester, das ist ein Satan — ach du liebes Gottchen, was ich mit d e r auszustehen hab'! — Mit d e r anzubinden, das lohnt nicht ... Und wenn Sie sich keine Unannehmlichkeiten zuziehen wollen, Herr Baron, dann kann ich Ihnen nur raten, sagen Sie lieber gleich ‚Ja‘ ... Nachher können Sie ja zurückzoppen oder so ... das wär' schon das einfachste.“

Niebeldingk lachte aus vollem Halse.

„Ja, ja, Sie können lachen,“ meinte traurig der alte Herr, „Sie kennen eben meine Schwester noch nicht.“

„Aber S i e kennen Ihre Schwester, mein Teuerster ... Glauben Sie, daß sie vielleicht andre — ich meine finanzielle — Zwecke verfolgt, während sie —?“

Der alte Herr sah ihn mit großen, erschrockenen Augen an.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er und ballte das braune Taschentuch in der hohlen Hand.

„Nun, nun, nun,“ beruhigte Niebeldingk und schenkte ihm zur Versöhnung das Glas von neuem voll.

Aber er ließ sich nicht bestechen.

„Erlauben Sie, lieber Herr,“ sagte er, „Sie verkennen mich ganz und gar ... Wenn ich auch manchmal meiner Schwester in der Wirtschaft helfe und Gänge gehe und so — zu einem solchen Gange hätt' ich mich nicht hergegeben ... ‚Entweder Heirat oder gar nichts,‘ hab' ich schon zu meiner Schwester gesagt ... Auf Erpressung gehen wir nicht aus, da seien Sie ganz sicher.“

„Nun dann also ‚gar nichts‘, mein Teuerster,“ lachte Niebeldingk.

Der alte Herr wurde rasch wieder friedlich.

„Ach Gott, wissen Sie, Herr Baron, Recht haben Sie

ja," sagte er, „aber Unannehmlichkeiten werden Sie sich zuziehen, das kann ich Ihnen prophezeien ... Und wenn sie bis vor den Kaiser gehen soll, hat meine Schwester gesagt. Und meine Schwester — ganz im Vertrauen, Herr Baron — das ist — —"

„Ein Satan, ich weiß — jawohl."

„Jawohl, Herr Baron."

Er lachte verschmitzt, wie einer, der sich endlich an einem alten Widersacher rächen kann, und trank vor lauter Vergnügen auch das zweite Glas in einem Zuge leer.

Niebeldingk überlegte. Gleichviel, ob bodenlose Dummheit oder bodenlose Raffiniertheit dahinter steckte, fatal blieb die Geschichte — und recht dazu angetan, um, mit moralischem Ausputz versehen, durch die Lokalchronik der Klatschblätter geschleift zu werden. „Der Bubenstreich eines Kavaliers" — er sah es schon als Überschrift sich fett entgegenleuchten.

„Ja, ja, mein lieber Herr Kanzleirat," sagte er, den grimmen Feind auf die Schulter klopfend, „ich versichere Sie, es ist ein Hundeleben. Und wenn Sie es irgend vermeiden können, werden Sie nie ein Lebemann."

Der alte Herr schüttelte traurig das graue Haupt. „Das wäre nun wohl vorbei," erklärte er, „aber vor zwanzig Jahren —"

Niebeldingk schnitt ihm die Konfidenzen ab.

„Was soll nun werden?" fragte er. „Und was gedenkt Ihre Frau Schwester zunächst zu tun, wenn Sie mit einer abschlägigen Antwort nach Hause kommen?"

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Baron — ja, meine Schwester *verlangt* sogar von mir, daß ich es Ihnen sage, denn das soll" — er kicherte schadenfroh — „das soll eine große Wirkung auf Sie ausüben. Wir haben nämlich einen Neffen — der ist Leutnant — der soll sofort herkommen, um Sie zu fordern ... Ja, und da ein Duell doch immer eine eklige Sache ist, schon wegen dem Skandal — und dann — man kann ja auch leicht dabei zu Schaden kommen — darum meint meine Schwester, Sie würden lieber —"

„Halten Sie mal an, verehrter Freund," sagte Niebeldingk, dem ein Stein vom Herzen fiel. „Sie haben also einen Offizier in der Familie? ... Das ist ja famos ... Was Besseres kann ich ja gar nicht verlangen ... Den telegraphieren Sie mal sofort her und sagen Sie ihm, daß ich von morgen ab drei Tage lang zu Hause sein werde, um ihm alle nur etwa gewünschten Erklärungen zu geben. Der arme Kerl tut mir ja leid, daß er in eine so dumme Geschichte verwickelt wird, aber ich kann ihm nicht helfen."

„Wieso — tut er Ihnen leid?" fragte der alte Herr. „Der schießt gerade ebensogut wie Sie."

„Sicherlich," erwiderte Niebeldingk. „Sicherlich viel besser als ich ... Bloß er wird nicht dazu kommen."

Und er komplimentierte seinen Gast in das Entree hinaus.

Der blieb vor der Tür stehen, ergriff voll Inbrunst Niebeldingks Rechte und sagte: „Lieber Herr Baron, Sie sind so nett zu mir gewesen und so liebenswürdig — gestatten Sie zum Dank einem alten Manne noch eine Lehre: Seien Sie hübsch vorsichtig mit den Blumen!"

„Mit was für Blumen?"

„Sie haben da ein so großes, kostbares Bukett geschickt. Dadurch ist meine Schwester überhaupt erst aufmerksam geworden. Na, und wenn meine Schwester erst mal Lunte riecht —"

Er schüttelte sich vor Vergnügen über den neuen Seitenhieb, den er geführt hatte, holte vorsichtig die beiden Begräbnishandschuhe aus dem Hute und empfahl sich sodann.

„Also richtig sind die indischen Lilien schuld," dachte Niebeldingk, mit einem lachenden Fluche hinter dem sonderbaren Heiligen dreinschauend, der unter dem Einflusse des feurigen Weins mit neubelebter Geschmeidigkeit hart am Rande des Trottoirs von dannen tänzelte — der Komtur aus dem Don Juan, neuangestrichen und modernisiert. — — — —

Mit dem Dazwischentreten des jungen Offiziers war die Angelegenheit in durchaus berechenbare Bahnen ge-

lenkt, nur mußte sie bis zum Austrage mit vollem Ernst behandelt werden.

Er blieb, wie er versprochen hatte, drei Tage lang bis zum Sonnenuntergang in seinen vier Wänden und langweilte sich redlich.

Am Morgen des vierten Tages schrieb er dem braven alten Herrn einen Brief, worin er ihm mitteilte, daß er des Wartens müde sei und dringend um Erledigung der schwebenden Sache bitte.

Daraufhin traf folgende Antwort ein:

„Ew. Hochwohlgeboren

erkläre ich im Auftrage meiner Familie, daß ich Sie hiermit der wohlverdienten Verachtung Ihrer Mitmenschen überliefere. Ein Mann, welcher zögert, einem liebenden und hingebenden Mädchen die Ehre wiederzugeben, ist gar nicht wert, in unsere Familie zu treten. Wir brechen daher jede fernere Verbindung mit Ihnen ab.

Mit dem Maße der Ihnen gebührenden Wertschätzung

Kohlemann, Kanzleirat a. D.
Ritter p. p."

Und darunter als Nachschrift:

„Herzlichen Gruß. Nehmen Sie es weiter nicht übel. Mit dem Duell war es nichts. Unser kleiner Leutnant hat flehentlich gebeten, ihn nicht unglücklich zu machen und seinen Namen nie zu nennen. Er ist sofort wieder abgereist."

Tiefaufatmend warf Niebeldingk den Brief beiseite.

Nun die Angelegenheit endgültig dem Vergessen anheimgefallen war, gewahrte er erst, wie schwer sie auf ihm gelastet hatte.

Und er begann, sich zu schämen.

Er, ein Mann, der kraft seines Namens und seines Vermögens — und, wenn er kühn sein wollte, auch kraft seiner Intelligenz — imstande war, ein Leben voll bedeutsamen Wirkens zu führen, schlug sich mit Banalitäten herum, die — halb schmutzig und halb komisch, wie sie

waren — allenfalls in den Jahren neugieriger Unreife als lebenswerte Ereignisse gelten mochten, einen am Rande der Vierzig Stehenden aber notwendigerweise zum Trottel herabwürdigen mußten.

Wenn dieses unzeitgemäße Rouétum den einzigen Bodensatz seiner Erfahrungen und Bestrebungen bildete, wie viel war dann all das wert, was in verflossenen Jahrzehnten als Schule und Kampf des Lebens hatte dienen sollen?

Und was mußte werden, wenn er diese Art von Interessen in die Jahre des Alterns mit hinübernahm, in denen seine Schulfreunde als Beherrscher großer Wirtschaften, als hohe Beamte oder einflußreiche Politiker — mehr denn je im Schweiße ihres Angesichts arbeitend — die Früchte der vergangenen Jugend ernteten?

Er suchte der unbequemen Gedanken Meister zu werden, aber je mehr er sann, desto wehrloser fühlte er sich.

Und aus der Scham wurde Ekel.

Um sich zu retten, rannte er auf die Straße und strandete schließlich in den Räumen seines Klubs.

Dort ödete man ihn wie gewöhnlich mit Fragen nach dem Stande seines Abenteuers. Nur das Ansehen, das er genoß, verbot die sonst beliebten Hänseleien.

In dieser ereignisarmen Welt also, in der sogar der Kehricht der Geschehnisse als Sensation herhalten mußte, verlor er seine Tage.

Nicht eine Woche — nicht eine Stunde länger! — das war ihm plötzlich klar geworden.

Er machte, daß er davonkam. Auf den Straßen brütete die Frühsommerhitze. Schweißtriefend, doch fröhlich, zogen die Menschenmassen in stummer Geschäftigkeit an ihm vorbei. —

Was tun?

Sich verheiraten natürlich. Am heimischen Herdfeuer ein neues, streng abgegrenztes Dasein beginnen.

Wie gerne! — Aber mit wem? — Ein abstrapaziertes Herz vermag nicht mehr in rascherem Tempo zu schlagen, wenn irgendeine junge, schöne Mädchenblume

sich ihm in den Weg stellt — höchstens die Sinne melden sich noch.

Etwa in die Bäder reisen und den männerjagenden Müttern die Cour machen, um vor den Augen der Töchter Gnade zu finden?

Etwa auf den Gütern herumziehen, um beim sommerlichen Lämmerhüpfen die jungen Schloßfräulein ihren Lieblingsleutnants abspenstig zu machen?

Pfui Teufel!

Ratlos kehrte er nach Hause zurück und verdämmerte ein paar Nachmittagstunden hinter geschlossenen Vorhängen, auf der heißen Chaiselongue ausgestreckt.

Gegen Abend brachte der Postbote einen Brief. Alicens Handschrift ...

Ja richtig — Alice! Wie hatte er sie nur so vergessen können! Der Besuch bei ihr war ja das erste, was ihm oblag.

Mit einem Aufwallen warmer Dankbarkeit für ihre Existenz erbrach er das Kuvert.

„Lieber Freund!

Da Du, wie ich annehme, vor Deiner Abreise nicht mehr Zeit finden wirst, mir persönlich Lebewohl zu sagen, so bitte, schicke mir doch den bewußten Schlüssel, den ich Dir vor Jahren einmal gab. — Du hast ihn ja nicht mehr nötig, und mir ist es ein beunruhigendes Gefühl, ihn herumliegen zu wissen.

Glaube nicht, daß ich Dir irgendwie böse bin. — Meine Freundschaft und Erkenntlichkeit bleiben Dir, wie weit und wie lange wir auch getrennt sein mögen. Wenn wir uns einst wiedersehen, werden wir beide andre sein. Mit vielen Segenswünschen auf Deinen Weg

Alice."

Er schlug sich vor den Kopf wie einer, der aus wüstem Traume erwacht.

Wo hatte er nur seine Gedanken gehabt? Er wollte in die Weite gehen, um zu suchen, und hatte dicht bei sich alles, was er brauchte.

Wo sonst in der Welt war es möglich, ein Weib zu finden, das so ganz seinen Bedürfnissen entsprach und so intim auf seine Wünsche eingelebt war, daß es ihm den schweren Übergang in das dunkle Land der Ehe zu einem heiteren Spiel gestalten konnte?

Ihre Kühle, ihre Bücherweisheit, ihr unbequemes Nichtrastenwollen — das alles freilich blieb fatal ... Aber war das nicht schon anders geworden?

Hatte er sie nicht jüngst in Träumerei versunken vorgefunden? — Und ihr Weinen — und gar ihr Kuß?

Undankbarer, der er war! Elender, der er war!

Er hatte ein Heim gesucht und des Papageis nicht gedacht, der durch ihre lieben vier Wände laut seinen Namen schrie! Es gab einen solchen Papagei auf der Welt — er aber suchte noch! Welch ein Wahnsinn! Welche Niedertracht!

Zu ihr — auf der Stelle zu ihr!

Nein doch! Ein fröhlich-schlauer Gedanke zog ihm durch den Kopf, und er fühlte sich fast als Wohltäter dabei. —

Er holte den Schlüssel von der Wand und steckte ihn in die Tasche. —

Zu ihr ... jawohl ... Aber um Mitternacht!

9

Dem Klub hatte er abgeschworen, die Theater pausierten, die Restaurants waren verödet, die Familie seines Bruders saß auf dem Lande ... So wurde es ihm nicht leicht, den Abend hinzubringen — insbesondere mit diesem großen Entschluß im Herzen und diesem kleinen Schlüssel in der Tasche.

Er trieb sich bis zehn Uhr in den Laubgängen des Tiergartens umher, horchte zerstreut auf das Getuschel der Pärchen, die die finsteren Bänke bevölkerten, schaute den ehrsam Dahinschreitenden nach und gelangte in den Menschenstrom, der das Lichtergewimmel der Vergnügungsstätten gierig umzog.

Ihm war weh und glücklich zumute. Zum erstenmal seit langer Zeit fühlte er sich wieder als ein nützliches Glied des Ganzen, als ein bescheiden dienender Bruder in dem weitverzweigten Orden menschlichen Gemeinsinnes und gesellschaftlicher Zweckmäßigkeit.

Die Zeiten hochmütiger Sondermoral waren zu Ende, die alleinseligmachende Familie nahm ihn in ihrem geräumigen Schoße auf.

Seine Skepsis freilich schwieg nicht, aber sie wurde von einem lachenden Behagen rasch wieder zugedeckt. — Er hätte den luftschnappenden Ehepaaren einen Segenswunsch nachrufen, er hätte den verstohlen Liebenden väterlich raten mögen: „Kinder, verzettelt euch nicht — heiratet lieber."

Und wenn er nun gar i h r e r gedachte! Eine milde, friedsame Zärtlichkeit, deren er sich nie für fähig gehalten hätte, quoll aus dem vertrocknenden Herzen ... Weite Paradiese taten sich auf — mit engen Grotten und dämmrigen Winkeln. Und auf einem Palmbaume saß Joko, das liebe Vieh, und sagte: „Rrricharrd!"

Unaufhörlich malte er sich aus, was in Bälde sich ereignen würde: Ihr angstvoller Aufschrei, wenn er das finstere Zimmer betrat, und sein beruhigendes Flüstern darauf: „Ich bin's ja bloß, mein Liebling. Ich bin wieder da — für immer — diesmal für immer."

Ach, das Glück alsdann! Das leise, innige Glück!

Und wiederum ging er mit sich selber scharf ins Gericht und verurteilte sein wahnsinniges Nichtsehenwollen.

Wenn nun wirklich eine Scheidung nötig wurde und die Verwandtschaft des Gatten ihr auf dem Wege des Prozesses den größten Teil des Vermögens abknöpfte, was tat das ihm — was tat das ihr? War er nicht reich, und durfte sie seiner nicht sicher sein? Im Notfalle konnte er ihr ja mit einem Federstrich dreifach vergüten, was sie dort verlor. Aber wozu alle diese Bedenken? Wenn zwei Menschen erst so zusammengewachsen sind wie sie beide, dann liegt auch ihr Eigentum, sei es viel, sei es wenig, ununterscheidbar längst auf einem Haufen. — — —

Von zehn bis halb zwölf saß er in einem Winkel des Café Bauer, las die heimische Zeitung, die er sonst nie in die Hand nahm, und freute sich wie ein Kind, wenn er im lokalen Teile oder unter den Annoncen Beziehungen zu seinem künftigen Leben entdeckte.

Herr Bromsel, der Delikatessenhändler der nahen Kreisstadt, zeigte eine neue Zufuhr frischer Oderkrebse an, die Alice gern aß. „Famos", dachte er, „so haben wir nicht nötig, sie von weit her kommen zu lassen" ... Und er empfand einen plötzlichen Appetit nach Oderkrebsen, — so sehr hatte er sich in das Bild des künftigen häuslichen Glücks hineingelebt.

Fünfundzwanzig Minuten vor Mitternacht bezahlte er seinen Chartreuse und machte sich auf den Weg. Zu Fuße. Denn erstens hatte er gerade noch genügend Zeit, und zweitens wollte er durch das Halten der Droschke vor ihrem Hause kein unnötiges Geräusch verursachen. —

Dort fand er alles so still und dunkel, wie er es sich nur wünschen konnte.

Mit klopfendem Herzen zog er den Schlüssel hervor, der aus zwei zusammenzuklappenden Teilen bestand. Der erste war für das Haustor, der zweite für die Doppeltür ihres Schlafzimmers bestimmt, von dem her — nach seiner eigenen klugen Wahl beim Wohnungsuchen — ein besonderer Ausgang nach der Hintertreppe führte.

Unangefochten kam er durch den Hausflur, unbemerkt über den Hof — bis zu den knarrenden Stufen, die er von alters her kannte und verwünschte. Und während er sie auf den Zehenspitzen hinanstieg, schwur er sich, diesen Weg nicht noch einmal zu machen. Der gute Ruf seiner Braut durfte keinem Zufall mehr anheimgegeben werden.

Schlimm genug war es schon, daß er es wagen mußte, anzupochen, falls der Riegel der inneren Tür vorgeschoben war oder der Schlüssel im Loche steckte.

Die Außentür wenigstens bot keine Schwierigkeit, denn als er, behutsam vor sich hertastend, ihre Kante ergriff, gewahrte er, daß sie sich in den Angeln drehte.

Für einen Augenblick schoß ihm der unsinnige Ge-

danke durch den Kopf, daß Alice auf ihren Brief hin sein Kommen vielleicht erwartet habe ... Gerade wollte er prüfend die Hand auf die Klinke der Innentür legen, da hörte er, aus dem Schlafzimmer an sein Ohr dringend, ein gedämpftes Zwiegespräch.

Die eine Stimme war die Alicens, die andre — der Atem stockte ihm — gehörte keiner Dienstmagd an ... Er kannte sie wohl — es war die Stimme — — Fritz Etzenbergs.

Aus! ... Und ein paarmal murmelte er halb sinnlos vor sich hin: „Aus — alles aus!"

Erschlaffend lehnte er sich gegen die Türfüllung.

Dann lauschte er.

Dieses Weib, das in wahnwitzigem Liebesgestammel sich nicht genug tun konnte, das in sehnsuchtstrunkener Innigkeit sich ganz und gar verlor, das war Alice? ... seine nüchterne, kühle, philosophisch abgeklärte Alice? —

Und der junge Tölpel daneben, der so blödsinniges Zeug vorbrachte und dem sie aus Entzücken darüber mit langen Küssen den Mund verschloß! Ob er ahnte, welch ein Glück seinen dummen zwanzig Jahren da in den Schoß fiel? ...

Aus — alles aus!

Und so verfahren, so leidenschaftslos und abgewelkt war er doch, daß er müde lächeln mußte mitten in aller Qual.

Dann stieg er fein säuberlich wieder die Stufen hinab, schloß sich das Haustor auf und stand auf der Straße — immer noch lächelnd.

Aus — alles aus!

Ihre Zukunft in den Staub getreten — wie die seine.

In diesem Augenblicke wurde ihm alles, was er an ihr verbrochen hatte, grausam offenbar.

Ihre ganze Liebe, ihr ganzes Dasein in diesen Jahren war ja nichts weiter gewesen als ein geheimes Flehen zu ihm: „Halte mich! Zerbrich mich nicht! Laß mich nicht fallen!"

Und er hatte kein Ohr dafür gehabt. Er hatte ihr

Steine statt Brot zur Nahrung gereicht — Spott statt Liebe — kaltlächelnde Zweifelsucht statt erwärmenden Menschenvertrauens — — und hatte sie obendrein auch noch verachtet, weil sie in gläubigem Emporblick sich nach seinem eigenen Bilde umzumodeln strebte.

Ja, nun war alles klar!

Ihre Absprechereien, ihr Gefühlsmangel, ihre besserwissende Skepsis, alles, was ihn erkältet und von ihr entfernt hatte, war ja nichts weiter gewesen als eine Spiegelung seines eigenen Wesens.

Was Wunder, daß der letzte Rest ihrer verlorenen, verderbten Seelenjugend sich aufbäumte gegen ihn und, um sich zu retten, sie vollends ins Verderben stürzte? —

Noch einen abschiednehmenden Blick warf er auf das dunkle, schweigende Haus, wo er die beste Hoffnung seines Lebens soeben zu Grabe getragen hatte, dann trat er eine lange, traurige Wanderung an durch endlose, mitternächtige Straßen — zwecklos, ziellos.

Wie Schemen glitten die nächtigen Erscheinungen an ihm vorbei.

Scheue Dirnen — lärmende Zecher — Benzinflammen — und wieder Dirnen — und hie und da ein einsamer Sinnierer wie er.

Ein brandig übler Geruch wie von verkohlten Pferdehufen schwebte über der Stadt ... Staubwolken wirbelten auf, wenn eine Kehrmaschine ihre kreisenden Bürsten an ihm vorüberführte.

Und stiller wurde rings um ihn die Welt. Noch um ein kleines — und er wäre als einziger übrig geblieben.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Doch da regte sich bereits das Leben des aufwachenden Tages, der über den Dachfirsten in schläfriger Halbhelle zu scheinen begann.

Auch ein Lendemain! ...

Doch nicht der seine. Damit war's vorbei ...

Indische Lilien mochten nun andre senden!

Der Lebensplan

I

An einem heißroten Spätjulitage war's, als die Cherusker zur Feier ihres Sommerfestes in Ellerntal einzogen. Die Leiterwagen hatten sie vor der Ortsgrenze stehen lassen und stelzten nun in rasch geformtem Zuge die Dorfstraße entlang, — stolz und eitel wie Schützenbrüder, vor denen einmal im Jahre die Welt sich zu neigen scheint.

Voran die in Zivil gesteckte Regimentsmusik der nächsten Garnison, — dann, von zwei bunt aufgeputzten Renommierfüchsen bewacht, das blau-weiß-goldene Banner, — dann die Chargierten, von den zwei andern Füchsen des Semesters geleitet, — und dann das Dutzend aktiver Burschen, in denen zurzeit Würde und Zucht und Schlagfertigkeit des Korps sich verkörperte. — Ein buntes Häuflein von Alten Herren, Couleurschwestern und Mitgenommenen aller Art folgte in gelockerter Ordnung, und die barfüßige Dorfjugend bildete wie überall auf Erden das johlende Ende.

Vor dem „Preußischen Adler", einem langgestreckten einstöckigen Holzhause, über das der angebaute Tanzsaal mit seinen drei Bogenfenstern mächtig hinausragte, machte man halt. — Die Fahne senkte sich, die Hörner der Militärmusik gaben wilde und dringende Signale von sich, um die niemand sich kümmerte, und der Pfarrer Rhode, ein beruhigter Fünfziger mit Korpsband und vielfach durchstochener blau-weiß-goldener Mütze, trat aus der Wirtshaustür, um die Willkommenworte zu sprechen, — da geschah es, daß einer der beiden Renommierfüchse, die mit gezogenen Schlägern rechts und links von der Fahne wie Steinbilder aufgepflanzt standen, langsam nach vorne überkippte und hinsinkend das Gesicht lautlos im Rasen begrub.

Dieser Zwischenfall bereitete naturgemäß den Einzugsfeierlichkeiten ein jähes Ende. Alle, Männer und Frauen,

drängten sich um den Daliegenden und wurden eilends von den Medizinern zurückgeschoben, die in Fülle und in sämtlichen Altersklassen vertreten waren.

Die ärztliche Weisheit des vielköpfigen Konsiliums verdichtete sich zu dem Rufe: „Ein Glas Wasser!"

Da kam auch bereits ein junges Mädel — heißäugig und wirrlockig, in der widersinnigen Fülle der Halbreife prangend — aus der Haustür gestürzt und streckte das Seidel, das sie in der Hand hielt, den Herren dar, die den Ohnmächtigen auf den Rücken gedreht hatten und ihm Fangschnüre und Halskragen lüfteten.

Wie ein junger Reitersmann aus den Tagen des Großen Kurfürsten lag er da. Mit seinem blauen, goldverschnürten Wams, den weißen, eng anliegenden Lederhosen und den mächtigen Kanonenstiefeln, deren weitgeschweifte Stulpen sich unter den straffen Schenkeln bauschten. Nicht älter als achtzehn oder neunzehn war er — lang gewachsen, breitschultrig — Wangen wie Milch und Blut, noch von keinem Flaum bewaldet, von keinem Schmiß durchfurcht — ein Muttersöhnchen vielleicht, wenn nicht der Sorgenzug gewesen wäre, der an dem halboffenen Munde entlang schmerzlich zum Kinn hinuntersank.

Der Kaltwasserguß tat seine Schuldigkeit. — Seufzend schlug der Liegende die Augen auf — zwei hübsche blaue Knabenaugen, langwimprig und noch etwas leer, als habe das Leben gezögert, sie mit dem harten Glanze des Entschlusses zu beschenken.

Ihr Blick fiel auf das junge Mädel, das, die Handballen über der wogenden Brust gegeneinander pressend, in einer Art von hilfbegieriger Ekstase auf den jungen Burschen niederstaunte, dann schlossen sie sich wieder.

„Wo können wir ihn hintragen?" fragte einer der Ärzte.

„In mein Zimmer. Ich zeige Ihnen den Weg," rief sie.

Acht kräftige Fäuste packten zu, und zwei Minuten später lag er auf einem rosageblümten Ruhebette, das, viel zu kurz für seine Maße, doch schwellend und bequem unter weißen Mullgardinen in der Ecke einer schlichten Jungfernkammer stand.

Dann wurde er noch einmal ins menschliche Leben zurückgeholt, beklopft, behorcht und peinlich verhört, und gestand endlich zögernd und errötend, daß der rechte Fuß ihn etwas schmerze — weiter wäre es nichts.

„Sind die Kanonen deine eigenen, Fuchs?“ fragte einer der Ärzte.

Er errötete noch tiefer, wandte den beschämten Blick zur Wand und schüttelte den Kopf.

Man lächelte. „Also 'runter mit dem Biest.“

Aber so viel derbe Manneskraft sich auch entfalten mochte, der Stiefel rührte sich nicht von seinem Fuße. — Nur ein leises Ächzen tat kund, wie sehr er litt.

„Da hilft nichts,“ sagte einer. „Kleines Fräulein, bitte, ein Brotmesser!“

Sie, die immer noch angstvoll und mit halbgefalteten Händen hinter den Ärzten stand, flog aus dem Zimmer und brachte das Gewünschte.

„Aber Sie werden ihm doch nicht wehe tun?“ fragte sie flehend mit großen, wilden Augen.

„Nein, nein, wir schneiden ihm bloß das Bein ab,“ scherzte der Nächststehende und entwand den Messerstiel den Fingern, die sich nicht lösen wollten.

Zwei Schnitte, zwei Risse, am Schienbein entlang — und das Leder des Schaftes wölbte sich auseinander. Vorsichtiger glitt, von sicherer Chirurgenhand geführt, die Messerschneide über das Fußblatt. — Und endlich zeigte sich das Fleisch — blutrünstig, stahlblau und geschwollen.

„Fuchs — du verfluchter — den Tod hättest du haben können,“ sagte der, welcher geschnitten hatte, und gab dem Liegenden einen väterlichen Katzenkopf. — „Aber jetzt dalli, kleines Fräulein! — Bleiwasserumschläge bis zum Abend.“

2

Sie hieß Antonie. War des Gastwirts Wiesner einzige Tochter und hatte Wirtschaft und Küche unter sich, denn ihre Mutter war vor einem Jahr gestorben.

Robert Messerschmidt hieß er. Studierte — als Arztsohn — Medizin und hoffte nach ruhmvollem Herauspauken schon zu Anfang des nächsten Semesters das Korpsband zu erhalten. Dies letzte war ihr als das wichtigste gleich zum Beginn der Bekanntschaft anvertraut worden.

Jugend hat Eile. Um vier Uhr ließen sich die Hände nicht mehr los. Um fünf Uhr fanden sich die Lippen noch dazu. Von sechs Uhr ab wurden die Umschläge nur selten, doch um so häufiger Schwüre der ewigen Treue gewechselt. Um acht Uhr folgte die feierliche Verlobung. Und als um zehn Uhr, ein wenig schwankend und in Landesvaterstimmung, die Ärzte zum letztenmal erschienen, um den Patienten zu Bett zu bringen, da war der Hochzeitstag auf heute in fünf Jahren endgültig festgesetzt worden.

Am nächsten Morgen zog der Schwarm in die Weite, um an einem andern malerisch gelegenen Orte das Fest des Katerfrühstücks zu feiern.

Toni war auf den Hügel gelaufen, der hinter dem väterlichen Hofe zum Hochplateau des Stromufers hinanstieg, und blickte mit brennend trockenen Augen hinter den Leiterwagen her, die in dem quirlenden Silberstaub der Straße allgemach verschwanden und von denen einer ihr Lebensglück in die Ferne trug.

Geliebt hatte sie bisher noch jeden, der ihr in die Quere gekommen war. Bis in das zwölfte, vielleicht in das zehnte Jahr zurück. Aber diesmal war es anders, ganz anders. Diesmal war es wie ein Axthieb, von dem man nie wieder aufsteht. Oder wie die Brustkrankheit, an der die Mutter sich allgemach ins Grab hineingejubelt hatte.

Sie selber freilich schlug nach dem Vater und war stark und stämmig wie er.

Auch sein Vorausrechnen und Pläneschmieden hatte sie geerbt, und wie er zu dem Erwerb von Äckern und Wiesen und Obstgärten zäh spinnend Jahre der Arbeit und des Nachdenkens hinopfern konnte, so sann und plante sie an ihrem Lebensschicksal, das ihr bis gestern abend freilich noch zwischen den Fingern zerronnen war, das aber von

heute ab in der Seele eines fremden, jungen Burschen festgeankert lag für alle Zeit.

Gelernt hatte sie nicht viel. Was man bei einer alten Gouvernante und einem bequem gewordenen Ortspfarrer eben lernen kann. Aber sie las, was ihr zu erraffen nur irgend möglich war, — von der zerschlissenen Homerpliete, die ihr Pastors Emil geliehen hatte, bis zu den schundhaftesten Kriminalromanen, an denen ihr Vater in seinen seltenen Mußestunden sich erbaute.

Und das Gelesene wob sie weiter. Wob es in die eigene Zukunft hinein, die jedes Glück, jeden Wahn, jede Untat geduldig in sich aufnahm.

Daß sie schön war, wußte sie. Und wenn es ihr nicht die Untertanenschaft ihrer Spielgefährten verraten hätte, so wäre sie durch die langen Blicke und scherzenden Huldigungen der reisenden Gäste frühzeitig darüber belehrt worden.

Wie streng ihr Vater sie auch hielt, wie bissig er dazwischenfahren konnte, wenn einer der Einkehrenden allzu vertraulich mit ihr scherzte, — daß sie sich in den Wirtszimmern zu tun machte, um lächelnd und knickend an den vornehmeren der Gäste vorbeizuhuschen, liebte und förderte er, denn es ließ sich in bar herzählen, wieviel er daran gewann.

Auf seinen kurzen, fleischigen O-Beinen, mit seinem argwöhnisch abtaxierenden Blinzeln, seinem Geiz und seinem Schimpfen stand er zwischen ihr und der Welt und ließ nur so viel davon an sie heran, als ihm im Augenblick nützlich und ungefährlich schien.

Dem Verkehr mit dem Geliebten mußte sein Aufpassen verhängnisvoll werden. — Jeder Brief an sie wurde von ihm vorher erbrochen und genau durchgeprüft, und von jedem, den sie hätte wagen wollen, am Postschalter heimlich in Empfang zu nehmen, würde er noch an demselben Tage erfahren haben.

Wie also ihn täuschen, ohne daß eines andern Mitwisserschaft bedrohlich über ihr hing?

Sie setzte sich in die Pfeifenkrautlaube, aus deren

Dickicht man zwischen den Stämmen der Obstbäume hindurch weit hinaus über den Strom bis in die russischen Wälder sah, und ließ ihr siebenzehnjähriges Hirn an die Arbeit gehen. Und während der Sommerwind mit den noch grünen Früchten spielte und hoch über dem Wasser die weißen Reiher ihre leuchtenden Flügel spannten, ersann sie einen Plan, den ersten von unzähligen, mit denen sie sich den Geliebten fürs Leben zu erobern gedachte. —

An demselben Nachmittag wandte sie sich an ihren Vater mit der Bitte, ob sie die Tochter des Kreisarztes für ein paar Wochen zu sich einladen dürfe.

„Ich wußte gar nicht, daß du mit d e r befreundet bist," sagte er aufhorchend.

„Aber doch sehr, Vater," erwiderte sie ein wenig gekränkt. „Wir sind doch zusammen eingesegnet worden."

Der Alte rechnete blitzschnell, welche Vorteile aus einem solchen Besuch herausschauen könnten. Die Kreisstadt war vier Meilen entfernt, und wenn man den Schützen- und den Kriegerverein, in deren Vorstand der Physikus von Einfluß war, zum Festefeiern langsam hergewöhnte — — — — —

Die Freundin war willkommen und kam acht Tage später an, überrascht und gerührt, in Toni, die ihr, als sie bei Pastor Rhode in Pension gewesen war, manchen bösen Streich gespielt hatte, eine so anhängliche Seele zu finden.

Zwei Monate später wurde Toni von ihr zu einem Herbstbasar nach der Stadt geladen, wohin sie allein sonst niemals hätte reisen dürfen, und konnte bei dieser Gelegenheit den ersten Brief des Geliebten unauffällig an sich bringen.

Was er schrieb, klang nicht verheißungsvoll. Sein Vater sei krank, die einstmals blühende Praxis gleite in die Hand eines andern hinüber und die Mittel zum Weiterstudieren würden knapp. Wenn es so weitergehe, müsse er das Studium an den Nagel hängen und irgend etwas beginnen, was ihm im schlimmsten Falle ermögliche, Mutter und Schwester vor dem Hungern zu bewahren.

Diese Fernsicht war nicht nach Tonis Sinn. Sie fühlte sich so stolz auf ihn, daß sie den Gedanken nicht zu fassen vermochte, ihn um des Broterwerbs willen in eine niedrigere Klasse hinabsteigen zu sehen. Sie sann und sann, wie sie ihm Geld schaffen könne, aber es fiel ihr nichts ein. So mußte sie sich damit begnügen, ihm Mut zuzusprechen und ihn auf ihre Liebe zu verweisen, die schon die Mittel finden würde, ihn über jede Not hinwegzutragen.

Die Briefe schrieb sie zur Nachtzeit und sprang aus dem Fenster, um sie heimlich in den Postkasten zu schaffen. Es dauerte Monate, ehe ihr seine zweite Nachricht in die Hände fiel. Dem Vater gehe es besser, aber das Leben im Korps sei kostspielig — immer dringlicher trete die Frage an ihn heran, ob er nicht das — eben errungene! — Burschenband wieder ablegen müsse, um kläglich als Kamel dahinzuleben.

In Tonis Phantasie stand das Bild des Geliebten so ganz von dem Glanze der blau-weiß-goldenen Dreiheit durchleuchtet, sein Verlangen nach dem Bande war ihr so sehr zum eigenen geworden, daß der Gedanke, ihn jetzt, da alles Sehnen erfüllt war, wie jeden Spießer grau in grau herumlaufen zu sehen, ihr unausdenkbar erschien. Und das schrieb sie ihm auch. — —

Der Frühling kam, und Toni blühte zu voller Mädchenreife heran. Aus dem drallen Halbkinde, das mit dem täppischen Kleinkram naiver Drolligkeiten um sich warf, war eine gedankenvoll in sich geschlossene, sichere Worte wählende und ebenso sicher schweigende Jungfrau geworden, die mit gefälliger Herablassung zwischen den Gästen umherging und von der verzweifelten Bewunderung, die sie entfachte, nichts zu gewahren schien. Die Kohlenglut ihrer Augen brannte ins Leere, und der lächelnde Kußmund lächelte an Fremden und Freunden vorbei.

Im Mai starb Roberts Vater.

Sie las es in einer der Zeitungen, die auf dem Wirtshaustische lagen, und schon im ersten Aufzucken wurde ihr

klar, daß in diesem Augenblick ihre ganze Zukunft auf dem Spiele stand. Denn wenn er von nun an, unter das Joch der Familiensorgen gebeugt, ganz hoffnungsleer dahinschlich, würde binnen kurzem kein Gedanke mehr für sie und ihre Liebe übrig sein. Nur falls ihre Verheißungen sich erfüllten und er sich daran gewöhnte, in ihr eine Stütze zu finden, durfte sie hoffen, ihn sich erhalten zu sehen.

Im hintersten Winkel eines selten geöffneten Schubfaches lagen die Schmucksachen der toten Mutter, die sie selbst einst erben sollte, — Broschen und Ringe, eine Halskette und ein mit Rubinen besetzter Goldkamm, der von Gott weiß woher in das schlichte Wirtshaus geraten war.

Das alles entwendete sie ohne Besinnen und schickte es als Muster ohne Wert — denn eine richtig aufgegebene Sendung hätte sie später belasten können — zum Zweck des Weiterstudierens an ihn ab. — Die paar hundert Mark, die als Erlös zu erwarten waren, mochten bis zu den großen Ferien reichen. — Was aber dann? —

Und wieder spann und plante sie lange, heiße Nächte hindurch.

Des Pastors Rhode Ältester, ein schwächlicher, schmal aufgeschossener Sekundaner, der in schüchterner Inbrunst hinter ihr herlief, kam zum Pfingstfeste heim und strich in der Abenddämmerung um das Gasthaus herum, wie er seit Jahren zu tun pflegte.

Diesmal brauchte er nicht lange zu warten.

Wie's auf der Schule ginge? Schlecht. — Ob er zu Michaeli versetzt würde? Kaum. — Dann würde sie sich seiner schämen müssen, und das möchte sie nicht; dazu hätte sie ihn zu gern.

Der lange Bursche zappelte wie unter Rutenstreichen. Er könne nichts dafür. Die Brustschmerzen. Und das Wachstum. Und so.

Nun rückte sie mit ihrem Vorschlag heraus: „Du müßtest dir für die großen Ferien einen Lehrer hernehmen, Emil, der dir arbeiten hilft."

Papa wäre ja da.

„Ach! Papa hat zu tun. Nein, einen Lehrer für dich allein, einen Studenten oder Kandidaten. — Wenn du mich lieb hast, dann bittest du Papa darum. Vielleicht wählt er sich einen aus seinem ehemaligen Korps, damit er abends Unterhaltung hat. Nicht wahr, du bittest ihn? Sitzengebliebene Sekundaner mag ich nicht."

In derselben Nacht ging ein Brief an den Geliebten ab: „Gib auf das schwarze Brett acht. — Unser Pastor wird einen Ferienlehrer suchen. Sorge dafür, daß Du die Stelle erhältst. Denn ich bange mich nach Dir."

3

Wiederum war es ein Spätjulitag — gerade ein Jahr nach jenem denkwürdigen Einzuge — da saß er in der Postkutsche und lüftete die umflorte Mütze zu ihr nieder. Sein Gesicht war von frischen Schmissen zerfetzt, und schräg über die Brust hin zog sich siegreich der blau-weiß-goldene Streifen.

Sie hielt mit beiden Händen die Staketen des Zaunes umfaßt und fühlte, daß sie sterben würde, wenn sie ihn nicht bekäme.

An demselben Abend verließ sie das Haus nicht mehr, wiewohl er zwei Stunden lang mit dem langen Emil — und dann auch ohne ihn — im Sande der Dorfstraße hin und her spazierte. Am nächsten aber stand sie hinter dem Gartenzaun.

Zwischen die Staketen hindurchgeschoben, trafen sich ihre Hände.

„Schläfst du zu ebener Erde?" fragte sie flüsternd.

„Ja."

„Bellt der Hund dich noch an?"

„Ich weiß nicht, ich denke."

„Hast du ihn so weit an dich gewöhnt, daß er still ist, wenn du zum Fenster 'rausteigst, dann komm nach der Laube oben in unserem Obstgarten. Ich werde von morgen ab jede Nacht um zwölf auf dich warten. Laß mich ruhig warten. Erst muß der Hund still sein."

Drei Nächte lang saß sie bis zum Morgengrauen auf der Holzbank im Dunkel des Rankengewirrs und starrte in den blauen Dämmer hinab, der das Dorf in seinen Mantel hüllte. Von Zeit zu Zeit schlugen drunten die Hunde an. Auch der Schäferspitz des Pfarrhofes war in dem Chor. Sie kannte sein heiseres Gekläffe wohl. Vielleicht verlegte er in diesem Augenblicke dem Geliebten den Weg zu ihr.

In der vierten Nacht endlich, als sein Kommen kaum noch zu erhoffen stand, schleiften unsichere Schritte den Abhang hinan.

Sie lief ihm nicht entgegen. Sie kauerte sich im dunkelsten Winkel der Laube zusammen und kostete in herzklopfender Seligkeit die Augenblicke, als er tastend am Blattgewirr entlang sich auf sie zuschob.

Dann blieb sie an seinem Halse, an seinem Munde hängen, fordernd und gewährend, leblos und zu den Gipfeln alles Lebens steil emporgerissen.

Von nun an war sie Nacht für Nacht mit ihm zusammen. Gesprochen wurde zwischen ihnen nicht viel. Auch wie er nun aussah, wußte sie kaum. Denn in die Lichtlosigkeit des breitblättrigen Gerankes fand nicht einmal der Mondstrahl seinen Weg, und beim ersten Morgengrauen glitten sie auseinander. Sie hätte statt seiner einem Fremden im Arme liegen können und wäre dessen nicht gewahr geworden.

Schattenhaft wie beim nächtlichen Kommen und Gehen schlichen sie auch am Tage umher.

„Ich weiß nicht, was mit dem jungen Kerl los ist," hörte sie eines Mittags den Pfarrer, der zum Frühschoppen eingekehrt war, zu ein paar andern Herren sagen. „Er tut seine Pflicht. Mein Junge kommt auch vorwärts bei ihm. Aber er ist wie aus einer andern Welt. Er sitzt bei Tisch und sieht uns kaum. Er spricht, und man fühlt: er weiß nicht, was er spricht. Entweder er ist blutarm, oder er dichtet."

Auch sie selber sah die Welt seit langem nur durch blaue Schleier, hörte die Stimmen der Umgebung wie

aus weiter Ferne und fühlte fremde, heiße Schauer durch die erschlaffenden Glieder rinnen.

Als beim Beginn des Frühherbstes der Abschied nahte, dachte sie endlich daran, mit ihm über die Zukunft zu reden, die bis dahin wie alles sonst auf Erden versunken gewesen war.

Seine Mutter beabsichtige nach Königsberg zu ziehen, erzählte er, um sich durch Halten von Pensionären ihren Unterhalt zu verdienen. So sei ihm die Möglichkeit gegeben, an eine Fortsetzung der Studien zu denken, obgleich er nicht daran glaube, daß er durchzwingen werde, denn seine Mittel würden bald wieder erschöpft sein, und neue Hilfsquellen ließen sich nirgends erblicken.

Das alles berichtete er in verdrossenem und gequältem Tone wie ein längst Hoffnungsloser, den nur die Angst vor dem Sichfallenlassen auf seinem Wege weiterpeitscht.

Mit flammenden Worten sprach sie ihm Mut zu, wies auf die Aussichten hin, die, spärlich zwar, sich allenfalls zu bieten schienen, und berechnete jeden Pfennig, der ihm noch blieb. Den Dank für jene erste ausschlaggebende Hilfe wies sie mit Achselzucken zurück. Gäbe es nur bald wieder etwas zu raffen! — Aber wie und woher? Der argwöhnische Vater hätte jeden Fehlbetrag in der Kasse am ersten Tage bemerkt und den Täter erforschen lassen.

Vor allem galt es Zeit gewinnen. Auf ihren Rat hin sollte er nun, da er das Band hatte, Königsberg mit dessen kostspieligem Korpsleben zum Winter verlassen und sich in dem großen Berlin neue Daseinsmöglichkeiten zu schaffen suchen. Das übrige mußten Glück und Findigkeit herzutragen.

In einer kaltnebeligen Septembernacht nahmen sie Abschied, — fröstelnd aneinandergeschmiegt, die Herzen voll von wirr durcheinanderschießenden Hoffnungen, die sie in sich entzündet hatten, ohne rechten Grund, nur weil ohne Hoffen kein Weiterleben denkbar schien.

Und wenige Wochen später war alles zu Ende.

Denn Toni erhielt Gewißheit, daß sie Mutter werden würde.

4

Also ins Wasser.

Daß der Vater sie auf die Straße setzen würde, war klar. Und ebenso klar ein rasches Sinken und Verkommen.

Nein, nicht ins Wasser! Wozu hätte der junge Kopf sich in Listen und Erschleichungen geübt, wenn er unter dem ersten schweren Schlage sich hilflos beugen sollte? Wozu sonst waren die schönen langen Nächte da, als um die Gedanken kühn zu unerreichbar scheinenden Zielen hinauszuschnellen?

Nun gerade nicht ins Wasser. Der Hochzeitstag in fünf — und jetzt gar schon in vier Jahren — war ohnehin verspielt. — Und die lange, lange Zeit konnte ausgenutzt werden — so klug und erfinderisch, daß auch der Geliebte mit hinübergeschleppt wurde!

Zuerst einen Vater für das Kind! Gescheit durfte er nicht sein. — Willensstark durfte er nicht sein. — Jung auch nicht, denn Jugend will tändeln. — In guten Verhältnissen auch nicht, denn wer seiner gewiß ist, liebt es zu wählen.

Ihr Blick fiel auf einen ehemaligen Gasthofbesitzer, einen ducknackigen Vierziger, feuchtäugig, fahl und mit schwarzen Schmalzhaaren, der vor einem Jahre bankrott gemacht hatte und nun bei seinen Kollegen herumsaß, um sich eine Stelle zu suchen, wie er angab.

Der Vater hatte ihn gern, weil sein Unglück der eigenen Wohlhabenheit einen wirksamen Hintergrund bot, und ließ ihn manchmal wochenlang im Hause wohnen, obwohl unbezahlte Gastfreundschaft sonst nicht seine Sache war.

Das Verfahren ging nach Wunsch. Am ersten Tage machte Toni ihm schöne Augen. Am zweiten segelte er in ihrem Fahrwasser einher. Am dritten kehrte sie sich kurz um und stellte ihn zur Rede. Am vierten verzieh sie ihm. Am fünften gab sie ihm das erste Stelldichein. Und am sechsten reiste er ab aus Gewissensbissen, sie verführt zu haben.

Noch an demselben Abend — denn Zeit war nicht zu

verlieren — gestand sie mit Zittern und Erröten dem Vater, daß sie von einer unbezwinglichen Neigung zu Herrn Weigand — so hieß der Bankrotte — ergriffen sei, und wurde, wie nicht anders zu erwarten, mit Hohn und Schmach zur Tür hinausgejagt.

Die nächsten Wochen zerflossen in Tränenströmen, denen der Vater scheltend aus dem Wege ging. Dann, als der richtige Augenblick gekommen war, folgte das zweite — schwerere — Geständnis. Diesmal war das Zittern und Erröten nicht geheuchelt, diesmal rannen echte Tränen, denn Vaters Peitschenschläge taten weh. — Doch als Toni vor dem Schlafengehen, auf dem Bettrand sitzend, die blutigen Striemen mit Brunnenwasser wusch, da lächelte sie schon wieder, denn sie wußte, daß der Plan gelingen würde.

Und richtig trat zwei Tage später Herr Weigand — ein wenig fahler, ein wenig ducknackiger als sonst, aber im übrigen nicht unfroh, wie es schien — zur Tür herein und wurde zu einer längeren Unterredung in Vaters Kontor geladen, einer Unterredung, die damit endete, daß zwei glücklich Liebende einander in die Arme sanken, während der Vater, vor Wut am ganzen Leibe zitternd, mit zerstückelten Zigarren nach ihnen warf.

Der Verlobung folgte das Aufgebot auf dem Fuße, und einen kurzen Monat später konnte Herr Weigand von derselben Giebelstube, in der er solange als kaum geduldeter Gast gehaust hatte, als Schwiegersohn Besitz ergreifen. — Nicht für die Dauer, doch so lange bis — mit dem Gelde des Alten natürlich — irgendeine vielversprechende Pachtung gelungen war.

Toni beteiligte sich mit Eifer und Energie an jedem neu auftauchenden Unternehmen, fuhr hin und her, besichtigte, prüfte Hoffnungen und Gefahren, wich aber im letzten Augenblicke stets wieder zurück, um eine günstigere Gelegenheit vorsichtig abzuwarten.

Um so heftiger war sie darauf erpicht, das noch nicht gefundene Heim im voraus auszustatten. Sie fuhr nach Königsberg und hatte lange Unterhandlungen mit Möbel-

händlern und Lieferanten aller Art. Ihres leidenden Zustandes wegen behauptete sie, nur in den Polstern der zweiten Klasse reisen zu können, und rechnete dem Vater die Preise dafür an, wählte aber in Wahrheit die vierte und quälte sich dort stundenlang, eingepfercht zwischen Marktweibern und polnischen Juden, nur um ein paar Mark beiseite zu bringen. Auf ihren Ausgabezetteln standen üppige Mahlzeiten mit blutbildendem Rotwein und belebenden Likören, in Wahrheit nährte sie sich von den vertrockneten Butterbroten, die sie bei ihrer Abfahrt haufenweise in den Koffer gepackt hatte.

Kein ersparter Straßenbahngroschen war ihr zu schlecht, und doch konnte sie die Rabatte, die sie beim Einkauf der Möbel einzuheimsen verstand, nach Hundertmarkscheinen berechnen.

Das alles schickte sie jubelnd dem Geliebten nach Berlin und durfte sicher sein, ihn auf Monate hinaus versorgt zu wissen.

So hatte sich das große Unglück schließlich als ein Segen erwiesen. Denn ohne diese unverhoffte Hilfe wäre er wohl schon am Beginn seines Weges liegen geblieben.

Die Monate gingen hin. — Das Hausgerät stand wartend in den Lagerspeichern, das Haus aber, zu dem es gehörte, war noch immer nicht gefunden.

Als sie ihr Stündlein nahen fühlte — den Angehörigen schien es noch weit hinaus zu liegen — verdoppelte sie ihre Fahrten und wählte mit Vorliebe harte und holprige Wege, die Frauen in gesegneten Umständen sonst ängstlich zu vermeiden pflegen.

So wurde sie eines Tages zwei Meilen jenseits der Kreisstadt, in einem federlosen Fahrzeug sitzend, von Wehen überfallen und ließ sich, alle ihre Kräfte beherrschend, nach dem Hause des Physikus schaffen, dessen Tochter jetzt mit großer Liebe an ihr hing.

Dort gab sie einem Mädchen das Leben, das sein zweifelhaftes Daseinsrecht urkräftig in die Welt hinausschrie.

Als der alte Arzt — dem diese Bescherung plötzlich ins Haus gefallen war — gutmütig lächelnd neben ihrem Bette stand, packte sie inbrünstig seine beiden Hände und flüsterte, Todesangst in Augen und Stimme: „Nicht wahr, Herr Sanitätsrat, es ist doch zu früh geboren?"

Der Arzt stutzte, wurde ernst und betrachtete sie lange. Dann kehrte sein Lächeln wieder, und indem er die Rechte beruhigend über ihren Scheitel gleiten ließ, sagte er: „Ja, ja, man sieht's. Die Nägel sind noch unausgebildet, auch das Gewicht ist zurückgeblieben. Das unvernünftige Fahren trägt die Schuld. Es ist sicher eine Frühgeburt."

Und er schrieb die Bescheinigung, die sie brauchte, um ihr Geheimnis zuerst vor denen sicherzustellen, die sich als dessen Mitwisser betrachteten. Für das Geschwätz der Fremden hatte sie kaum ein Achselzucken. Soweit schon fühlte sie sich erstarkt durch Schuld und Schweigen.

Und war doch nur ein neunzehnjähriges Kind.

5

Als Toni vom Wochenbette aufgestanden war, fand sich die Brotstelle, die sie und ihr Mann seit Monaten gesucht hatten, überraschend schnell, und zwar in der Kreisstadt selber, deren angesehenster Gasthof, „Hotel Germania" genannt, von den Erben des kürzlich verstorbenen Besitzers zur Pachtung ausgeboten wurde. Ein Palast im Vergleich zum väterlichen Heimwesen, mit fünfzehn Logierzimmern, Bierkneipe, Weinrestaurant, Materialwarenhandlung und Fuhrhalterei.

Bis zu solcher Höhe emporzuschauen, war dem durch sein Unglück verschüchterten Weigand bisher undenkbar gewesen, und auch jetzt vermochte er die Fülle des sich über ihn ergießenden Glückes nur zu begreifen, indem er sich fabelhafte Gewinste herausrechnete — voll Schadenfreude, daß seine lauernden Gläubiger leer ausgehen würden, denn das Geschäft sollte vorsichtigerweise auf den Namen des Vaters geführt werden.

Als dann der Einzug vollzogen war und der neue Betrieb sich einzurenken begann, erwies er sich, entgegen seiner laschen und fahrlässigen Natur, als ein höchst zäher und umsichtiger Geschäftsmann, der jeden Groschen auf die hohe Kante legte und durchaus nicht geneigt schien, sich von seiner Frau unkontrollierbare Abzüge gefallen zu lassen.

Toni, die geglaubt hatte, als Hausherrin mit dem Kassenschlüssel nach Belieben schalten zu können, sah sich um ihre beste Hoffnung betrogen, denn die Zeit nahte heran, in der die bei den Möbeleinkäufen gemachten Ersparnisse zu Ende gehen mußten.

Und wieder sann und spann sie heiße, schwere Nächte lang, während neben ihr der Mann, dessen unabänderliche Nähe sie mit Gleichmut duldete, den Dunst des zünftigen Animierrausches hell schnarchend ausschlief.

Eines Tages sagte sie zu ihm: „Damit ich für Amanda" — so hieß das kleine Mädchen, das in seiner Wiege fröhlich gedieh — „ein paar Groschen zurücklegen kann, mußt du mir irgend etwas aussetzen."

„Was denn?" erwiderte er. „Vorläufig gehört ja alles dem Alten."

„Ich wüßte schon, was," meinte sie träumerisch lächelnd. „Den Verdienst am Champagner, den möcht' ich wohl haben."

Er lachte laut auf. In einer kleinen, ärmlichen Kreisstadt wird nicht viel von dem teuren Champagner getrunken — allenfalls an Kaisers Geburtstag oder wenn ein tollkühner Handlungsreisender für einen zögernden Geschäftsfreund etwas Extraes draufgehen läßt.

Und wie einer müßigen Laune stimmte er zu.

Alsbald fuhr Toni nach Königsberg und kaufte dort allerhand phantastischen Tand. Chinesische Laternen, Goldpapierfächer, Zeugblumen, bunte Vasen und farbige Lichtschirme. Damit schmückte sie das Zimmer, das neben der Honoratiorenstube lag, so daß es, wenn die verschleierten Lichter ein glührotes Halbdunkel schufen, eher einem rätselhaften Tempelraume des fernen Ostens als dem Aufenthalt einer ehrsam-nüchternen preußischen Gastwirtin glich.

Dort setzte sie sich allabendlich mit ihrem Nähzeug nieder und wartete in Frieden, bis ihre Zeit gekommen war.

Die Herren, die in der Honoratiorenstube tranken, Amtsrichter, Gutsbesitzer, Ärzte — und was wohl sonst an Vornehmheit in einer kleinen Stadt sich zusammenfindet, — bemerkten alsbald den magischen Lichtschein, der, wenn Herr Weigand zwischen den Gastzimmern und der Familienwohnung hin und her ging, durch die halbgeöffnete Tür drang, und begannen neugierig zu werden. Um so neugieriger, als die junge Wirtin, von deren Reizen Wunderdinge erzählt wurden, sich den Gästen noch niemals gezeigt hatte.

Eines Abends, als allgemeine Heiterkeit herrschte, verlangte man stürmisch, in das geheimnisvolle Zimmer geführt zu werden.

Herr Weigand erklärte verlegen, er müsse vorerst seine Frau um Erlaubnis fragen, und kehrte mit der freundlichen Botschaft wieder, die Herren würden willkommen sein. Zögernd, beklommen beinahe, wie über die Schwelle eines verdächtigen Hauses, traten sie ein.

Da stand, von rotem und blauem Lichtschein glorienhaft umstrahlt, die junge, üppigschlanke Frau mit den lockenden Glutaugen und den herzförmig herabgebogenen Lippen, reichte jedem die verstohlen zuckende Hand und sprach zu jedem halbleise Worte, die ihn aus dem Häuflein der Gleichgültigen emporzuheben schienen. Dann, immer zaghaft, immer bescheiden, lud sie zum Sitzen ein und bat um die Erlaubnis, zur Feier der Stunde ein Glas Champagner servieren zu dürfen.

Wer später die zweite Flasche bestellte — ob der dicke Herr von Loffka oder der immer selige Amtsgerichtsrat Rittling — ist unklar geblieben; jedenfalls endigte der kurze Besuch erst morgens um drei Uhr mit wilder Bezechtheit und einem Konto von achtzehn Flaschen Champagner, von denen die Hälfte französische Marken trug.

Toni ließ sich lange bitten, ehe sie ihr Zimmer dem Drängen der Herren zum zweitenmal öffnete. — Vorerst

müsse sie Sicherheit haben, daß man ihre Gegenwart zu respektieren wisse und sie und ihr Haus nicht in einen schlechten Ruf bringe. Als aber der Landrat selber, ein fünfzigjähriger reicher Junggeselle mit den Manieren eines gekränkten Frauenhelden, als Fürbitter auftrat, wagte sie nicht mehr nein zu sagen.

Die Champagnergelage nahmen ihren Fortgang. Nur mit dem Unterschiede, daß Toni, wenn eine gewisse Siedehitze der Stimmung erreicht war, sich züchtig in ihr Schlafzimmer zurückzog. So erreichte sie, daß ihre Person bis auf weiteres ohne Makel blieb, ja, daß sie sogar wegen ihrer Zurückhaltung gepriesen wurde.

Das Feuer jedoch, das sie in den Köpfen der mißvergnügten Akademiker — die sich von den vollen Tafeln des Lebens ins Hungerland verbannt erschienen —, in den Sinnen der vollblütigen Landjunker entzündet hatte, brannte weiter und schuf einen Dunst heimlich begehrenden Wahnsinns um sie herum.

Allmählich wurde es der Gipfel aller Vornehmheit und alles feinschmeckerischen Genießens, bei der „Germania" — so lautete ihr Spitz- und Kosename, wiewohl sie eher braunhäutigen Römerinnen glich — eine Flasche Sekt getrunken zu haben, und wer sich zu ihrem Kreise nicht zugelassen sah, der verfluchte seine Niedrigkeit und sein verfehltes Leben.

Natürlich konnte es — allen Vorsichtsmaßregeln zum Trotz — nicht ausbleiben, daß ihr Ruf sich verschlechterte. Die Tochter des Kreisarztes zog sich von ihr zurück, und die Frauen der Gleichgestellten folgten. Aber niemals wagte das Gerede sich so weit an sie heran, um sie der Liebesbeziehungen zu diesem oder jenem ihrer Anbeter zu bezichtigen. Man wollte sogar wissen, daß der Landrat, durch ihre dauernden Weigerungen außer Fassung gebracht, mit Inbrunst in sie dringe, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen und hierauf die Seine zu werden. Daß sie selber dieses Gerücht verbreitet hatte, um dem Bekanntwerden gelegentlicher Vertraulichkeiten die Spitze abzubrechen, das freilich ahnte man nicht.

Und noch viel weniger konnte man ahnen, daß in ihrem Namen ein Königsberger Bankhaus an jedem Ersten eine beträchtliche Summe nach Berlin absandte, vollauf ausreichend, um einem strebsamen Mediziner zur Weiterführung seiner Studien zu verhelfen.

Die Nachrichten, die sie von dem Geliebten empfing, blieben spärlich.

Um den Verkehr mit ihm nicht ganz entbehren zu müssen, hatte sie sich einen sinnreichen Notbehelf erdacht.

Das Haus jedes Gewerbe- und Handeltreibenden wird von Berlin aus mit Geschäftsofferten überschwemmt, die sich in dauerndem Strome über die kleinen Städte und das platte Land ergießen. Von diesen gedruckten Anpreisungen, die zumeist achtlos beiseite geworfen werden, sammelte sie die redseligsten und schickte sie mitsamt den sorgsam hergerichteten Kuverts an Richard ab. Daß sie nach etlicher Zeit zum zweitenmal wieder ankamen, davon merkte ihr Gatte nichts, und ebensowenig merkte er, daß kleine, kaum sichtbare Bleistiftpunkte unter gewissen Worten standen, die, aneinandergereiht, einen durchaus verständlichen und von dem Inhalt der Anerbietungen recht sehr verschiedenen Sinn ergaben. — — —

Die Jahre gingen dahin. Ein paar gescheiterte Existenzen waren an Tonis Wege liegen geblieben. Ein paar Beleidigungen aus Frauenmunde hatten vor Gericht ihre Sühne erfahren, sonst war nichts Bemerkenswertes vorgefallen.

In ihrem Herzen schwelte mit nie geminderter Glut das eine große Gefühl, das ihr Wollen stetig heizte, das jeder Tat Sinn und Bedeutung und jeder Untat ihre Sühne gab.

Amanda blühte derweilen zu einem holden, blauäugigen Kinde heran. Sanft und schmiegsam und das Ebenbild des Mannes, der es ihr in heißer Liebesnacht als heimliches Geschenk gegeben hatte.

Daß es zugleich auch das Ebenbild des andern Mannes schien, der ducknackig und dienerhaft, mit stumpfsinnigem Fleiße, Zigarren lutschend, daneben herging, war ein

Witz des Schicksals, das uns Menschenkinder zu foppen scheint, indem es uns züchtigt.

Nie hing ein Vater mit größerer Liebe an seinem leiblichen Sprößling als dieser Platz haltende Zufallsmann an dem fremden Kinde, auf das ihm nicht einmal das gutwillige Gewährenlassen seines Weibes ein erborgtes Recht gab. Aber je sorgsamer sie die Kleine von ihm fernzuhalten suchte, mit desto zäherer Abgötterei biß er sich an ihr fest.

Zu ihrem Schrecken mußte Antonie sich eingestehen, daß keine noch so reichliche Abfindungssumme ihn jemals bestimmen würde, in eine Scheidung zu willigen, die ihn für immer von diesem Kinde trennte. Und in ihre Nächte hinein leuchteten wie Dolchklingen, wie Rinnsale vergossenen Blutes, Träume und Visionen, die aus schlechten Büchern in ihr Hirn verpflanzt schienen und die die näherschreitenden Drangsale in Wirklichkeiten umzusetzen drohten ...

Eines Tages fand sie in dem Papierkorb, den sie nach jeder Post zu durchforschen pflegte, eine Geschäftsanzeige, in der ein neues Schreibmaschinensystem dem kaufenden Publikum ans Herz gelegt wurde.

„Viele staatliche Anstalten," so hieß es darin, „gebrauchen in ihren Bureaus unsere bewährten Fabrikate, die auch der strengsten Prüfung gewachsen sind. — Selbst über das Weltmeer ist ihr Ruf bereits gedrungen. Soeben noch hat das chilenische Staatsministerium ein Dutzend Stück der Type ‚Excelsior' durch Kabeltelegramm bei uns bestellt. Derart erfolgreich verbreitet sich unsere Erfindung über die Welt. Und noch immer ist ihr Siegeszug nicht beendet. Selbst in Japan —" und so weiter.

In dieser Anpreisung fanden sich bei sehr genauem Hinsehen fünf Worte mit schwachen Bleistiftpunkten bezeichnet.

Sie lauteten: „Staatliche — Prüfung — soeben — erfolgreich — beendet."

Von diesem Tage an öffnete sich das Zimmer mit den buntverschleierten Laternen den gierigen Freunden

nicht mehr. Von diesem Tage an sah sich der freigebige Landrat um jede Hoffnung betrogen.

6

Wie also den Mann beiseite schaffen?

Ein offener Scheidungsvorschlag wäre Dummheit gewesen, denn er hätte bei jedem späteren, weniger rückhaltlosen Versuche den Argwohn der Umgebung geradeswegs auf sie gelenkt.

Weigands Wandel war vorwurfsfrei. Seine Vergangenheit gesühnt — ihn zum schuldigen Teil stempeln zu wollen, vergebliche Mühe. Als einzige Hoffnung blieb eine gelegentliche Untreue, bei der er sich vielleicht ertappen ließ. Das Verlangen nach Wechsel, der Reiz des Lockend-Verbotenen mußte selbst diesen nassen Klotz zum Lodern bringen.

Antonie, die der Kellnerinnenfrage bisher nicht die mindeste Beachtung geschenkt hatte, reiste nach Königsberg und mietete die schönsten Frauenzimmer, die auf dem Stellenmarkte zu finden waren. Eine nach der andern kam — eine schnurrende Polenkatze, ein weißblondes, lächelndes Schwedenkind, eine Venus, eine Germania — diesmal eine stilgerechte —, sogar eine angebliche Tscherkessenfürstin ließ sich fangen. Und eine nach der andern zog wieder ab, ohne daß Weigand einen andern Blick als den des Herrn auf sie geworfen hätte.

Entmutigt ließ Antonie den Gedanken fallen.

Was aber nun?

Vor keiner Niedrigkeit war sie zurückgescheut. Stück um Stück hatte sie Ehrgefühl, Selbstachtung, Wahrheitsliebe, Rechtlichkeit und Stolz dem Moloch ihrer Liebe zum Opfer gebracht. Nur dem Strafgesetzbuch war sie bisher im Bogen aus dem Wege gegangen. Denn gelegentliche kleinere und größere Hausdiebstähle zählte sie nicht.

Jetzt mußte auch das Verbrechen, das blutige, todbringende, mit Reue und Richtschwert drohende Verbrechen in ihr Leben treten. Denn anders wurde sie den Mann nicht los.

Die Gegenden längs der östlichen Grenze werden von jüdisch-polnischen Hausierern durchzogen, die in ihrem Rucksack russische Drops, kandierte Früchte, bunte Bänder, Bastspielzeug und andre freundliche Dinge tragen, die dafür sorgen, daß sie dem jungen Volke stets willkommen sind. Aber auch ernsteren Bedürfnissen zeigen sie sich gewachsen. Auf dem Grunde ihres Sackes verkriechen sich Liebestränke und Mutterkornlatwergen, und dringt man sehr heftig in sie, so findet man gar manchen unter ihnen, der sich bereit fühlt, mit dem bewußten weißen Pulver zu dienen, das man Altsitzern gern in die Biersuppe schüttet. Oder mit jenen kleinen rundlichen Scheiben, die der Volksmund „Krähenaugen" nennt und die die bösen Apotheker nur deshalb nicht verkaufen wollen, weil sie lieber das kostbare Strychnin daraus bereiten.

Oft sieht man jene wohltätigen Männer im Zwielicht hinter Gartenzäunen und an Waldrändern mit weiblichen Gestalten zusammenstehen, die eilends von dannen huschen, wenn man des Weges daherkommt. Oft auch werden sie zu traulicher Zwiesprache ins Innere des Hauses gebeten, besonders wenn Mann und Dienstboten auf dem Felde zu tun haben. — Ihnen zufällig auf einsamer Landstraße zu begegnen, fällt nicht schwer, denn den Wochenmärkten strömen sie zu wie die Fliegen dem Aase.

Und eines Abends zu Anfang Mai brachte Toni von einem harmlosen Spaziergang ein Schächtelchen mit Arsenik und ein paar harte Rädchen mit nach Hause, die lustig in der Tasche klapperten. — An ihrem Halse rann in kalten Tropfen der Schweiß herab, und ihre Beine zitterten so sehr, daß sie noch vor der Tür auf einem Seifenfaß zusammensank.

Was ihr wäre, fragte ihr Mann.

„Ach, das macht der Frühling!" erwiderte sie und lachte.

Alsbald bemerkten ihre Anbeter — und nicht bloß diese —, daß sie schöner wurde von Tag zu Tag. Ihre Augen, die unter niedergesunkenen Brauen leicht etwas

Scharfes, Spähendes erhielten, wurden wie rollende Feuerflammen, und ihre Wangen färbten sich mit einem dunkelrosigen Blütenton, der nach Hals und Stirn zu in ein fast unirdisches Leuchten überging.

So überraschend wirkte ihre Erscheinung nun, daß mancher, der sie seit langem nicht gesehen hatte, mit erstarrendem Blicke an ihr hängen blieb und voll Bewunderung fragte: „Was ist mit Ihnen geschehen, Frau?"

„Ach, das macht der Frühling!" erwiderte sie und lachte.

Die Wahrheit war, daß sie Arsenik aß.

Sie hatte erfahren, daß jeder, der sich erst einmal an dieses Gift gewöhnt hat, die Gaben so weit steigern könne, daß er fähig werde, dasselbe Quantum ohne Schädigung zu sich zu nehmen, das einem andern, Unvorbereiteten, unweigerlich den Tod bringt. Und von der Suppe, die sie ihrem Manne demnächst zu würzen gedachte, wollte auch sie gegessen haben. Dazu fühlte sie sich um der zu beweisenden Unschuld willen verpflichtet.

Aber ihr Unglück brachte es mit sich, daß sie sich eines Tages in der Dosis vergriff und mit nicht zu beherrschenden Qualen am Boden liegen blieb.

Der alte Physikus erkannte sofort die Merkmale einer Arsenikvergiftung, verordnete die üblichen Gegenmittel und führte die schon Bewußtlose voll Sorgfalt ins Leben zurück. Die ausgebrochenen Giftreste wären hinreichend gewesen, einen starken Mann auf der Stelle ins Jenseits zu befördern, erklärte er mit bedenklichem Kopfschütteln und erstattete die vom Gesetz gebotene Anzeige.

Polizeibeamte und Gerichtspersonen gingen aus und ein. Haussuchungen wurden gehalten, Protokolle unterschrieben und heimliche Gerüchte heimlich nachgeprüft.

Im Publikum, das die Romantik liebt, ließ die Meinung, einer der zurückgewiesenen Verehrer habe Rache geübt, sich nicht mehr zum Schweigen bringen, der Verdacht der Behörde aber blieb an der Kellnerin hängen, einem rothaarigen, plumpen und liederlichen Nickel, das die Reihe der Schönheiten vor kurzem abgelöst hatte und

an dessen frecher Garstigkeit die Männerwelt, selig, von so viel nobleren Genüssen endlich erlöst zu sein, sich mit Behagen gütlich tat. Der Scharfsinn des untersuchenden Richters hatte in ihrer Zugehörigkeit zum Hause und ihrer anscheinenden Vertrautheit mit dessen Herrn einen Fingerzeig gefunden und wich nicht mehr von der einmal genommenen Fährte, die nur, weil noch irgend ein paar kleine Beweismittel fehlten, vor der Welt und insbesondere vor der Verdächtigten selber geheimgehalten wurde.

Antonie aber kränkelte hin. Ihr Körper verfiel. Ihr Magen blieb schwach. Wenn der Schlag geführt wurde — und vieles drängte dazu, ihn nicht mehr lange hinzuzögern —, dann würde sie nicht mehr imstande sein, das Gift mit dessen Opfer schwesterlich zu teilen. Dafür aber wäre alsdann auch der Verdacht endgültig von ihr ab und einer andern auf den Hals gewälzt.

Daß diese andre geopfert werden mußte, das war klar.

Doch wenn von dem eigenen Gewissen ein allmähliches Verschmerzen und Auffaugen der Übeltat jemals erzwungen werden sollte, dann durfte das nicht geschehen ... Was auf der Welt zu viel ist, muß verschwinden, was tot ist, war nie gewesen — so weit geht Menschenkraft. Aber eine Unschuldige mit ins Verderben ziehen und leiden wissen ohne Besserung, ohne Ende, um eigenen Vorteils willen, mit solchen Schrecknissen beladen schleppt sich keine schuldige Seele zu einem friedlichen Vergessen hin.

Das einfachste wäre gewesen, die Rote vorher zu entlassen. Dann aber hätte die umherschweifende Suche gar bei den Verehrern halt gemacht, von denen insbesondere einer mit unvorsichtigen Äußerungen nur so um sich geworfen hatte. Und wenn er sich nicht zu reinigen wußte, was dann?

Noch eine Hoffnung gab es: Den unabwendbaren Tod des Mannes auf einen Unfall, eine Unvorsichtigkeit hinausspielen. Und dieser Weg mußte vorerst beschritten werden.

In Tonis Händen befand sich auch das andre Gift, die Brechnußfrüchte, „Krähenaugen" genannt, die der polnische Hausierer ihr zugleich mit dem Arsenikpulver in

die Hand gedrückt hatte. — Von ihnen mußte Hilfe kommen, wenn man nur recht mit sich zu Rate ging. — —

Eines Tages, als die kleine Amanda zusammen mit andern Mädchen auf dem Hofe spielte, fand sie, zwischen den leeren Petroleumfässern verstreut, mehrere niedliche, silberhaarige Scheiben, nicht viel größer als ein Zehnpfennigstück, von denen viel Vergnügen zu erwarten stand. Aufjauchzend brachte sie sie der Mutter, die, ein Strickzeug in der Hand, das Treiben der Kinder nicht einen Augenblick außer acht gelassen hatte.

„Was ist das, Mama?" fragte sie.

„Ich weiß nicht, mein Herzchen."

„Dürfen wir damit spielen?"

„Was wollt ihr damit spielen?"

„Pinkewerfen wollen wir spielen."

„Nein, das nicht. Aber einen Puppenwagen werde ich euch zimmern. Da können das die Räder sein."

Die Kinder stimmten zu, und Amanda holte eine Stickschere, um damit die Naben zu durchbohren. Aber die Räder erwiesen sich als so hartholzig, daß die Scherenspitze daran abglitt.

„Bitte Vater, daß er einen kleinen Bohrer dazu nimmt."

Amanda sprang an das offene Fenster, hinter dem der, um dessentwillen das alles geschah, ruhevoll Monatsrechnungen ausschrieb.

Tonis Atem stand still. — Wenn er die giftigen Früchte kannte, ging der Plan zuschanden. Aber dies Wagnis war nicht zu umgehen gewesen.

Ein Augenblick der Musterung. Und noch einer: Nein, er kannte sie nicht. Und freute sich an ihnen. Nicht einmal der Gedanke, zur Vorsicht zu mahnen, fuhr ihm durch den Sinn.

Er rief nach dem Laden hin einem Lehrling, daß er ihm den Handwerkskasten bringen möge. Der blauschürzige Bursche kam, und Toni gewahrte deutlich, daß er wohl eine Sekunde lang das Auge auf den Früchten ruhen ließ. Damit war für künftig neben den Kindern auch noch ein eidesfähiger Zeuge gewonnen.

Weigand bohrte die Löcher für die Achsen und warf vier von den Früchten — die andern behielt er — den Kindern mit einem Scherzwort in die Schürze.

„Jetzt hat er sich selbst das Todesurteil gesprochen," dachte Antonie, während sie mit zitternden Händen ein altes Spielzeug für die neuen Räder zurechtschnitt.

Nichts fehlte mehr, als ihm die nötige Dosis, mit Zimt zerrieben und gesüßt — so war ihr beim Kauf gesagt worden — in einen Reisbrei zu tun, und alles war erledigt.

Aber das Schicksal, das ihr in dieser heiklen Sache von Anfang an feindlich gesinnt gewesen war, hatte es anders beschlossen.

An demselben Abende kam der Apotheker, ein sonst wenig ängstlicher Mann, leichenblaß zu Weigand ins Kontor gerannt und zeigte ihm eine der Früchte: — Die habe er seiner kleinen Marie, als sie gerade daran knabberte, noch glücklich aus der Hand genommen.

Das übrige ergab sich von selbst. Von dem Puppenwagen wurden die Räder gelöst, die andern Stücke sorgfältig gesammelt und alle zusammen dem Apotheker mitgegeben, der sie in seinem Giftschrank begrub.

„So muß also doch die Rote heran," dachte Toni.

Sie sann und sann, aber nichts fiel ihr ein, die Kellnerin von dem Verderben zu retten, das längst schon, zum Griffe ausholend, über ihr hing.

Jetzt gab es kein Bedenken mehr. Die Bahn mußte durchmessen werden bis ans Ende. Ob der Fuß über Leichen ging, ob man selber als Leiche am Ziele liegen blieb, gleichviel — nur weiter! Das verlangte der Lebensplan, der das eigene Schicksal mit dem des Geliebten für alle Zeit verkettete.

Der alte Physikus, der am nächsten Morgen in Bestürzung über das gerade noch verhütete Unheil zum Gasthause geeilt war, sagte zu ihr: „Sie sehen wahrhaftig aus, Frau Toni, als hätten Sie auch von d i e s e m Gifte was zu schlucken gekriegt."

„Ich werde sicher noch dran glauben müssen," er-

widerte sie mit einem matten Lächeln. „Ich hab's in den Gliedern: Es gibt bald wieder einen Unglücksfall im Haus."

„So werfen Sie das rote Biest doch endlich mal 'raus," rief er.

„Die ist es nicht! Ich schwör', die ist es nicht," verteidigte sie voll Eifer und glaubte damit wunder welch ein gutes Werk vollbracht zu haben.

Dann wartete sie, ob die Polizei daran denken würde, sich auch die Krähenaugengeschichte einmal näher anzusehen. Gegen abermalige Haussuchungen, mochten sie sich selbst bis in ihre eigenen Räume erstrecken, war sie gewappnet. Sie hatte in das runde Medizinschächtelchen, auf dessen Grunde das Arsenik lag, einen doppelten Boden geklebt und kohlensaure Magnesia darüber geschüttet. Nun stand es auf ihrem Toilettentische, jedem Blicke bloßgestellt und darum jedem Mißtrauen enthoben.

Bis zum Abend wartete sie, aber niemand kam. Und doch lag es nahe, zwischen diesem und jenem ersten Falle einen Zusammenhang zu wittern. Wie dem auch sein mochte, morgen sollte die Tat geschehen. Warum auch länger warten? Der Qual der Unentschlossenheit, die bei jedem neuen Bedenken das Herzblut zum Erstarren brachte, mußte ein Ende gemacht werden. Zudem konnte der gestrige Fund dem nötigen Irreführen nur von Nutzen sein.

Morgen also. — Morgen!

Weigand war früh zu Bette gegangen. Sie aber saß hinter der Tür zur Bierstube und lauschte durch den heimlich geöffneten Spalt nach der Kellnerin hinaus, in deren Nähe sie sich schon den ganzen Abend über zu schaffen gemacht hatte. Warum? wußte sie selber nicht. Nur eine dumpfe Hoffnung lebte in ihr, als müsse noch irgend etwas geschehen, womit sie die Ahnungslose und sich selber rettete.

Die Uhr schlug eins. Die Gastzimmer hatten sich geleert. Nur ein kleines Häuflein halbtrunkener Ladenjünglinge war zurückgeblieben, das sich so handgreiflich wie möglich mit der Roten unterhielt.

Sie wehrte sich halb im Ernst und halb im Scherz.

„Geht ihr man hübsch die frische Nachtluft schlucken," sagte sie. „So 'n Volk wie ihr will ich ja gar nicht."

„Du willst wohl bloß Barone und Grafen," höhnte einer. „Dir ist wohl selbst der Herr Landrat noch zu schlecht."

„Wer mir zu schlecht ist, das ist meine Sache," erwiderte sie. „Ich hab' die Auswahl, ich kann haben, wen ich will."

Man lachte sie aus, und sie wurde wütend.

„Wenn ihr poveres Gesindel was zu wetten hättet, dann wettete ich mit euch auf jedes Geld der Erde, daß ich in acht Tagen — was sag' ich? — in drei Tagen jeden Mann verführe, den ich verführen will. Ihr braucht mir nichts wie den Namen zu sagen."

Antonie fuhr hoch auf und sank dann mit geschlossenen Augen gegen die Stuhllehne zurück. Ein Traum von Glück rieselte lösend an ihr herab. Gab es wirklich noch Rettung in der Welt? ... Was den Schönen, den Feinen nicht gelungen war, das sollte dies grobknochige Scheusal zuwege bringen?

Keine Mörderin werden! Mensch bleiben mit einer Menschenseele und einem Menschengesicht! ...

Doch jetzt nicht weinen! Nicht erschlaffen! — Alle Kraft, alle Ruhe, alle Schlauheit mit eisernem Griffe zusammenreißen! Denn jetzt galt's!

Als die letzten Gäste sich entfernt hatten — auch in der Wirtschaft war alles zur Ruhe gegangen — rief sie mit ein paar Worten scherzenden Vorwurfs die Kellnerin zu sich herein.

Eine längere, im Flüsterton geführte Unterredung folgte, an deren Schlusse die Rote mit wegwerfendem Achselzucken erklärte, das alles sei nur ein Kinderspiel für sie.

Und ahnte nicht, daß dieses Spiel ums eigene Leben ging.

7

In zagendem Nichtglaubenwollen harrte Antonie der Dinge, die nun kommen sollten.

Am ersten Tage ereignete sich nicht mehr und nicht weniger, als daß die Rote ihrem Herrn laut schimpfend ein Bierglas vor die Füße warf, worauf er ihr im Zorn den Platz aufkündigte.

Tonis neuerstandene Hoffnung sank zusammen. Das Frauenzimmer hatte geprahlt. Und ärger als alles: wenn die Tat jetzt noch geschah, so mußte sich das heimliche Ansinnen als Waffe gegen sie selber kehren. Die Rote wäre schön dumm gewesen, wenn sie die einzige Möglichkeit der Entlastung sich nicht zunutze gemacht hätte.

So schlecht hatte Tonis Sache noch niemals gestanden.

Als aber am Abend Weigand ihr erklärte, die Person hätte, wie es schiene, auch ihre brauchbaren Seiten, und auf ihre inständigen Bitten hin habe er sich herbeigelassen, die Kündigung noch einmal zurückzunehmen, da wagte sie wieder zu atmen.

In den folgenden Tagen ließ nicht das mindeste sich bemerken. Höchstens, daß Weigand, wenn er von der Kellnerin sprach, in eigentümlicher Weise den Blick zur Seite wandte. Und dies konnte nur günstig gedeutet werden.

Fast eine Woche war schon verflossen, da trat sie zu ungewohnter Stunde — um Eßmarken zu wechseln, wie sie vorgab — an Toni heran und raunte ihr dabei die Worte zu: „Wenn Sie heut nachmittag mal in meiner Kammer nachsehen wollten, Madamchen!“

Sie folgte der Weisung gern. Als ein ertappter und unschädlich gemachter Sünder schlich der arme Ersatzmann die Treppe hinunter — seinem Weibe nach, das er hell weinend vor dem Ehebette knien fand. Sie ließ sich auch nicht trösten und nicht erweichen, sie stieß ihn von sich und weinte, weinte, weinte.

Weigand hatte niemals geahnt, daß er so heiß geliebt worden war. Um so härter brach nun der Groll der Betrogenen hervor ... Scheidung — Scheidung auf der Stelle.

Er bat und bettelte und beschwor. Umsonst. —

Dann steckte er sich hinter den Schwiegervater, der sich um die junge Wirtschaft in diesen Jahren nicht viel gekümmert hatte und zufrieden war, wenn die sechs Prozent, mit denen er das entliehene Kapital verzinst haben wollte, rechtzeitig einliefen.

Der Alte kam auf der Stelle angereist und nahm die widerspenstige Tochter energisch ins Gebet ... Der blühende Betrieb — und das gefährdete Geld — und ob sie glaube, daß er ihr je einen Pfennig Zuschuß zahlen werde? — er ziehe das Kapital zurück und lasse sie verhungern samt ihrem Kinde.

Toni würdigte ihn kaum einer Antwort.

Der Prozeß schritt rasch voran, da die prompte Zeugenschaft der Roten jeden Einwand erstickte.

Ein Vierteljahr später lud Toni ihre Siebensachen auf die Bahn, nahm das Kind, dem der verlassene Vater mit leisem Hundewinseln hinterher sah, bei der Hand und fuhr nach Königsberg, wo sie sich eine kleine Wohnung einrichtete, um der Vereinigung mit dem Geliebten in Ruhe entgegenzusehen.

Der hatte sich in einem Kirchdorfe nahe der Grenze eine Praxis gegründet, die, wie er schrieb, nur langsam in Zug kommen wolle und ihn gerade darum zwinge, Tag und Nacht auf dem Posten zu sein. Sobald er Klarheit darüber erlangt habe, daß die Zukunft für Weib und Kind gesichert sei, würde er sie holen kommen.

So saß sie also da und harrte des kommenden Glückes. Und weil sie sonst nicht viel zu tun hatte, so vergnügte sie sich stundenlang damit, sich auszumalen, wie er hereinstürmen würde — durch jenen Gang — durch diese Tür, — hoch und schlank und ungestüm und feurig, sie an das wildpochende Herz zu reißen. Und immer noch, ob sie sich tausendmal sagen mochte, daß dies ein widersinniges Hirngespinst sei, sah sie seine Brust von dem blau-weißgoldenen Bande umschlungen und das blaugoldene Käppi in das wellige Blondhaar gedrückt.

Einsame Witfrauen — sie mögen auch gar geschieden sein — finden im Lande der guten Herzen leicht Anschluß

und Verkehr. Aber Antonie wich allen aus, die sich ihr zugesellen wollten. Im Banne ihres großen, heimlichen Lebensplanes hatte sie die Gewohnheit angenommen, die Leute um sich her nur daraufhin anzuschauen, ob und wie weit sie ihr nützen könnten. Und von diesen hier nützte ihr niemand mehr. Was sie erlebt hatten, was sie wert waren und was sie vorzustellen trachteten — denn sie sah sie durch und durch — das alles erschien ihr so harmlos und unerheblich, daß es vor dem Nachglanz der Höllenflammen, durch die sie selber unversehrt geschritten war, zu nichts zerstob.

Geschmückt und wartend Tag um Tag, lebte sie in Stille und sehr bescheiden von den Mitteln, die ihr geschiedener Mann, um sich selbst über Wasser zu halten, mit Taglöhnerfleiß aus der Gastwirtschaft herausarbeitete.

Dann starb plötzlich ihr Vater. — Wie man sagte, aus unverwundenem Ärger darüber, daß sie sich dummerweise hatte scheiden lassen.

Sie begrub ihn als untadelhafte Tochter und sah mit einem Male, daß sie reich war.

Da schrieb sie dem Geliebten: „Quäle Dich nicht einen Tag länger, denn wir sind in der Lage, uns das Leben zu wählen, das uns gefällt."

Er depeschierte zurück: „Erwarte mich morgen."

In freudiger Angst rannte sie vor den Spiegel und durfte sich, wie tausendmal zuvor, beruhigten Herzens bekennen, daß sie wieder schön war. Die Folgen des Giftes waren verwunden — Schuld und Erniedrigung hatten keine Schandmale in ihr Gesicht gebrannt. Als eine Herrin stand sie vor sich da. — Selbstsicher, gütig und offen schien ihr Wesen — nur der starre und doch wildernde Blick mochte verraten, daß hier viel zu verschweigen war.

Diese Nacht durchwachte sie, wie sie schon viele durchwacht hatte. Plan auf Plan wollte das erhitzte Hirn zutage wälzen und mußte sich erst immer wieder darauf besinnen, daß es nun nichts mehr zu planen gab.

8

Auf dem Tische stand ein Chrysanthemenstrauß. Astern und Georginen füllten die Vasen auf Schrank und Kommode — farbenlaut und duftlos.

Antonie trug ein schwarzes Spitzenkleid, das von der besten Schneiderin der Stadt in Eile für diesen Tag gefertigt worden war. Festlich wollte sie dem Geliebten entgegentreten und doch die Trauer nicht roh beiseite werfen. — Dem Kinde aber hatte sie ein weißes Wippröckchen angezogen mit weißseidenen Strümpfchen dazu und lichtblauen Schleifen auf den Achseln. Wie der Genius selbst des seiner wartenden Glückes sollte es dem Vater entgegentreten.

Von der Küche her dufteten die auserlesensten Herbstgerichte — Ente mit Äpfeln und Schmorkohl und ein Traubenkuchen, wie nur sie ihn zu bereiten verstand. Zwei Flaschen edlen Rheinweins standen vor dem Fenster in der kalten Luft. Mit Sekt mochte sie ihn nicht willkommen heißen. Die Erinnerung an das süße Prickeln — und an manches andre sonst — bereitete ihr Übelkeiten.

Wenn er um sechs Uhr früh aus seinem Grenzdorf abgefahren war, mußte er mittags eingetroffen sein.

Und sie wartete, wie sie sieben Jahre lang auf ihn gewartet hatte. In der Frühe waren es noch sieben Stunden gewesen, und jetzt konnten es höchstens sieben Minuten sein. Und jetzt — schellte die Klingel.

„Das ist der neue Onkel," sagte sie zu Amanda, die staunend und geschmeichelt an ihrem Putz herumhantierte, und wunderte sich, wie kalt und klar es plötzlich in ihr wurde. Mit dem Kinde an der Hand ging sie ihm in den Korridor entgegen, den ein blauglasiges Lämpchen matt erhellte.

Ein Herr trat ein. Ein fremder Herr. Ganz fremd. Wäre sie ihm auf der Straße begegnet, sie hätte ihn nicht erkannt.

Alt war er geworden — vierzig — fünfzig — hundert Jahre alt — und hatte doch noch keine achtundzwanzig.

Und dick war er geworden. Ein Bäuchlein trug er, rund und bequem. Und seine von Schmissen durchzogenen Backen glänzten in rötlicher Fülle. Und seine Augen schienen klein und verwachsen.

Auch wie er sagte: „Da bin ich nun," war's nicht dieselbe Stimme mehr, hell und ein wenig klirrend, wie sie sich ihr all die Zeit über im Ohr erhalten hatte. Ein mehliges Gurgeln lag darin, als wenn er Klöße verschluckt hätte.

Doch als er sie jetzt bei der Hand nahm und sie anlächelte, kam etwas freundlich dahergehuscht, etwas Liebes, Stilles, Leeres, ohne Arg und ohne Ahnung.

Wo war ihr dies Lächeln doch eben noch begegnet? Richtig. Amanda hatte es. — Ein Erbstück sonder Zweifel.

Und um dieses leeren Lächelns willen hatte sie ihn wieder lieb, den Fremden.

Sie half ihm den Paletot ablegen. Zwei mächtige, rotgefütterte Gummigaloschen trug er an den Füßen — die richtigen Landarztgaloschen — und stellte sie beim Ausziehen sorgsam nebeneinander mit den Spitzen gegen die Wand.

„Zu ordentlich ist er geworden," dachte sie.

Dann traten sie alle drei miteinander ins Zimmer. Als Toni ihn im Tageslichte wiedersah, fiel ihr als erstes auf, daß er das blau-weiß-goldene Band nun richtig nicht mehr trug, und es hätte auf dem vorgewölbten Bauche wohl auch komisch dreingeschaut. Aber der Mangel enttäuschte sie doch. Ihr war, als habe ihr Freund den Nimbus verloren, um dessentwillen sie so lange dienend zu ihm aufgeschaut hatte.

Er seinerseits betrachtete sie in unverhohlener Bewunderung.

„Sieh mal an! Mit dir kann man ja sich sehen lassen," sagte er tief aufatmend, und fast schien's, als ob in diesem Atemzuge eine lange und schwer getragene Last von seiner Seele niederfiele.

„Er hat gemeint, sich meiner schämen zu müssen," schoß es ihr empörerisch durch den Kopf. Und wie in Abwehr schob sie die Kleine rasch zwischen sich und ihn.

„Hier ist Amanda," sagte sie. Und mit einem bitteren Lippenhochziehen fügte sie hinzu: „Vielleicht erinnerst du dich?"

Aber er ahnte nicht einmal, was sie ihn fühlen lassen wollte.

„Dir hab' ich ja auch was mitgebracht, Kleinchen!" rief er mit der Fröhlichkeit eines, der sich an wichtige Dinge noch rechtzeitig erinnert, trabte mit gemäßigtem Schwunge zur Tür hinaus und brachte einen flachen, mit rosaseidenen Bändern umwundenen Pappkarton zurück, den er umständlich öffnete, worauf eine Lage in Stanniol gewickelter Pralinees zum Vorschein kam, aus der sich Amanda einen herausheben durfte.

Damit schien er die Beziehungen zu seinem Kinde vorerst für abgetan zu halten.

Antonie fühlte ein Kopfweh hochsteigen, wie es sich nach der Arsenikvergiftung ab und zu noch immer vorfand.

„Du wirst hungrig sein, lieber Robert," sagte sie.

Oh, das könne er nicht leugnen. „Wenn man seit morgens um vier Uhr auf den Beinen ist, weißt du, und nichts wie ein Paar warme Würstchen im Leibe hat, weißt du!"

Das alles sagte er mit der gleichen Fröhlichkeit, die selbstverständlich schien und doch ein inneres Befangensein nicht ganz zu verhehlen vermochte.

Man setzte sich zu Tische, und Antonie vergaß in der Freude, es ihm behaglich zu machen, für eine Weile das widersinnige Wehgefühl, das körperlich und seelisch an ihr zerrte.

Der Wein machte ihn redselig. Er erzählte unaufhörlich und von allem, was ihm nahe lag — von seinen Doktorfahrten über Land — von den Entbindungen, deren oft zwei, drei miteinander um die Wette liefen, so daß man manchmal vierundzwanzig Stunden lang nicht von dem Wagen 'runter kam — von den Listen, mit denen Leute, denen er eben das Leben gerettet hatte, ihn um die paar Groschen Honorar zu prellen suchten, und viele andre Dinge noch. Auch von den gemütlichen Skatpartien

erzählte er, mit dem Amtsvorsteher und dem katholischen Pfarrer. Und wie ulkig es wäre, wenn der zahme Star des Gastwirts auf den Karten herumspazierte.

Jedes Wort war vergnügliches Wohlsein und schwungloses Sichbescheiden.

„An die gemeinsame Zukunft denkt er gar nicht," raunte ein quälerischer Argwohn ihr zu.

Aber nun kam es: „Du solltest es wirklich erst einmal versuchen, dich dort einzuleben, Toni. Leicht ist der Posten ja nicht. Aber wir können Gott sei Dank beide einen Puff vertragen, und wenn es uns nicht gefällt, dann ziehen wir ein Haus weiter."

Das klang so einfach und untrüglich, daß ihr Mißtrauen rasch wieder verschwand.

Nein, der versagte nicht. Der hielt fest, was er ergriffen hatte.

Und mit der wiederkehrenden Sicherheit erwachte sogleich auch der Ehrgeiz, den sie immer für ihn gehegt hatte.

„Wie wär's, wenn wir nach Berlin zögen oder sonst irgendwohin, wo eine Universität ist?" fragte sie.

„Am Ende gar auf die Professur losschweben?" rief er, während seine Fröhlichkeit einen Stich ins Spöttische erhielt. „Nein, Tonichen, dazu bringt mich dein ganzer schwerer Geldsack nicht. Ich habe mich genug gerackert in der verfluchten Medizinerquetsche. Mein Einkommen hab' ich, und höher versteig' ich mich nicht."

Ein widriges Gefühl kroch in ihr hoch. Ihr war, als röche sie muffige Hinterstubenluft und abgestandenes Blumenwasser.

„Darum also!" schoß es ihr durch den Kopf. „Darum das alles!"

Nach Tische, als Amanda, die mit ihnen beiden hatte anstoßen dürfen, ihren kleinen Rausch ausschlief, saßen sie neben den Geranien des Fensterbrettes einander gegenüber und schwiegen. Er blies aus seiner Zigarre blaue Wirbel in die Höhe und schien nicht übel Lust zu haben, gleichfalls ein Nickerchen zu machen.

Sie, in den Korbstuhl zurückgelehnt, ließ die Augen mit unablässigem Prüfen und Forschen auf ihm ruhen. Bald war es ihr, als hasche sie von dem schlanken, blassen Burschen, dem ihre Liebe gegolten hatte, ein sinnverwirrendes Überbleibsel, bald stieg der feindselige Zweifel: „Darum also, darum das alles," vereisend in die Höhe. Und dann wiederum legte sich ihr eine Angst beengend um die Brust, als lebe dieser Mann irgendwo in einer fremden Welt, die sie selber, pilgernd ein ganzes Leben lang, nie mehr erreichen würde. — — — Als hätten sich Mauern auferbaut, als wären Tore zugeschlossen, die aus Erdentiefen bis zum Himmel reichten. Während er dasaß, von einem Wolkenmantel blau umhüllt, schien er weiter und weiter zurück in die Ferne zu weichen.

Da plötzlich, als sei eine Eingebung über ihn gekommen, gab er sich einen Ruck, und seine Züge wurden ernst, fast feierlich. Er legte die Zigarre auf das Blumenbrett und zog ein Bündel von gelben Bogen und blauen Heftchen aus der Brusttasche.

„Ich hätte es schon lange tun sollen," sagte er, „denn unsere Briefe kontrolliert ja nun keiner mehr. Aber ich verschob es bis auf das erste Zusammensein."

„Was denn?" fragte sie, von einer unbehaglichen Neugier gepackt.

„Nun — Rechnung legen."

„Was für Rechnung?"

„Ich hoffe, du hältst mich nicht für undankbar oder gar unehrenhaft, meine liebe Toni. Seit sieben Jahren habe ich Wohltat über Wohltat von dir angenommen ... Das ist für mich eine sehr peinliche Lage gewesen, liebes Kind, und ich glaube kaum, daß ich, wenn diese Umstände jemals bekannt geworden wären, vor unserem Ehrengericht hätte bestehen können."

„Ach so," sagte sie, „so so ... An die Sorge hab' ich freilich nicht gedacht."

„Aber ich um so mehr ... Und nur das Bewußtsein, daß ich dir eines Tages auf Heller und Pfennig würde Rede stehen können, hat mir darüber hinweggeholfen

und mir gestattet, mich als ein anständiger Mensch zu fühlen."

„Nun, wenn es so ist, dann schieß man los," sagte sie, den Hohn hinunterwürgend, der ihr die Kehle füllte.

Zuerst kamen die Einnahmen. Mit dem Erlös des entwendeten Schmuckes begann die lange Reihe. Die Ersparnisse an Fahrgeld, an Essen und Trinken, die heimlichen Möbelrabatte folgten. Und dann ging's zu den Geschenken des Landrats, zu dem Gewinst der Sektgelage über, in denen sie Scham und Ehrgefühl markweise den betrunkenen Gästen vor die Füße geworfen hatte. Kleine Griffe in die Ladenkasse, Hinterziehungen bei Milch- und Eiereinkäufen vervollständigten die Summen — eine lange Geschichte voll Hangen und Bangen, ein nie zu entwirrendes Knäuel von Fälschungen und Diebeskniffen, von Angst und Lüge ohne Maß und ohne Ende. Keine Schuld und keine Marter blieb ihrem Erinnern so erspart.

Die Ausgaben kamen alsdann an die Reihe. Da saß er mit eifrig blätternden Händen, bald die Brauen ärgerlich zusammenziehend, wenn hier und dort ein Posten nicht gleich stimmen wollte, bald mit gesättigtem Selbstbewußtsein das Doppelkinn versteifend, wenn ihm ein neues Sparkunststück gelungen war ... Einmal und immer wieder — bis zur Ermüdung — kam es beweisend und beteuernd aus seinem Munde: „Du siehst, ich bin eben ein anständiger Mensch."

Und stets, wenn er das sagte, ging es ihr in müdem Hohne durch den Kopf: „Es hat mich auch was gekostet, daß du's bist."

Manchmal hatte sie Lust ihm zuzurufen: „Laß, laß, auf etwas mehr oder weniger Anständigkeit kommt es bei einer wie ich nicht an." Aber da sie sah, wie sehr es ihm Herzensbedürfnis war, in der blühenden Pracht der weißen Weste vor ihr dazustehen, so gönnte sie ihm das kindliche Vergnügen.

Endlich machte er Schluß, und die blauen Heftchen — für jedes der Jahre eins — stolz vor sie hinlegend, sagte er: „Hier, du kannst alles nachprüfen. Es stimmt."

„Wenn es nur stimmt!" rief sie in scherzender Drohung und legte die Büchelchen unter einen Geranientopf.

Eine Lust zu Teufeleien war über sie gekommen, die sie nicht mehr zu bändigen vermochte.

„Nun diese wichtige Sache erledigt ist," sagte sie, „fehlt noch eine andre, über die ich Gewißheit haben muß."

„Was für eine?" fragte er hoch aufhorchend.

„Wie hast du's in dieser langen Zeit mit der Treue gehalten?"

Er wurde sehr verlegen. Die Tiefquarten auf seiner linken Backe glühten auf wie dicke, rote Schnüre.

„Am Ende hat er irgendwo eine Braut," dachte sie mit einer Art von wehleidigem Groll, „eine, die er um meinetwillen sitzen läßt."

Aber das war es nicht. Durchaus nicht.

„Tja, da kann nun nichts helfen," stotterte er. „Gebeichtet muß sein. Und schließlich bist du ja sogar inzwischen verheiratet gewesen."

„Das zu leugnen würde mir schwer fallen," entgegnete sie.

Und dann kam es ans Tageslicht: In den ersten Berliner Semestern hatte ihm eine Kellnerin sehr nahe gestanden und dann, als er in der chirurgischen Klinik Amanuensis geworden war, eine barmherzige Schwester, die sogar hatte geheiratet sein wollen. „Aber da kam sie schön bei mir an," erläuterte er mit beruhigender Entschiedenheit. Und was das litauische Dienstmädchen beträfe, das jetzt um ihn sei, so würde er es selbstverständlich schon morgen früh entlassen, damit das Haus sich auslüften könne, ehe sie selber darin einzöge.

Dies war der Augenblick, in dem ein Verlangen, halb spöttisch und halb mitleidig, über sie kam, ihm die Arme um den Hals zu werfen und „Du dummer Junge" zu ihm zu sagen.

Sie tat es nicht, und im nächsten Augenblick war die Wallung verflogen. Nur ein ärgerliches Neidgefühl blieb

in ihr — darüber, daß er ihr alles, alles bekennen durfte. „Wenn ich dasselbe täte?“ fuhr es ihr durch den Kopf. Mochte er schaudernd und schweigend von dannen gehen, was galt ihr das viel? Sie hätte doch einmal reden dürfen. Oder vielleicht auch würde er auflodernd in dankbarer Liebe — — nein doch, das war Wahnsinn. Keine Macht des Himmels und der Erde brach die Tore auf, schleifte die Mauern, die zwischen ihnen ragten bis in die Ewigkeit.

Und wenn nur bei allem das Gefühl des höhnenden Dünkels nicht gewesen wäre, das jeden Wunsch nach seelischem Sichanschmiegen zunichte machte und ein dumpfes, widersinniges Bedürfnis nach Rache schuf — Rache dafür, daß er so tüchtig und so treu, so wahrheitsliebend und so „anständig“ ihr gegenübersaß — so gar nicht zu dem Spießgesellen tauglich, dessen sie für sich bedurfte ...

Um die Dunkelstunde begann er unruhig zu werden. Er wolle noch mal zu seiner Mutter hinauf und dann noch einen kurzen Sprung nach der Korpskneipe machen. Um acht Uhr müsse er abreisen.

„Es wäre besser, du bliebest bis morgen,“ sagte sie mit einem Nachdruck, der ihn stutzen machte.

„Weswegen?“

„Wenn du das nicht fühlst,“ sagte sie achselzuckend.

Aber es ging nicht, es ging beim besten Willen nicht. Er habe eine gerichtliche Obduktion vor, bei der er dem Kreisarzt assistieren müsse. Ein kleiner Besitzer sei plötzlich gestorben und, wie es schiene, eines nicht ganz natürlichen Todes. „Wahrscheinlich hat da mal wieder so 'n Liebespulverchen gewirtschaftet,“ fuhr er fort, „womit man dortzulande überflüssige Leute unter die Erde betet. Es ist wirklich schauderös, daß man als ordentlicher Mensch zwischen solchem Gesindel leben muß. Und wenn du's nicht magst, kann ich dir's eigentlich nicht verdenken.“

Sie war bleich geworden, lächelte schwach und hielt ihn nicht mehr zurück.

„In acht Tagen bin ich wieder da,“ sagte er, in seine Galoschen fahrend, „und dann können wir in Gottes Namen die Verlobung steigen lassen.“

Sie nickte zwei-, dreimal, erwiderte aber nichts.

In der schon geöffneten Tür streckte er ihr den Mund zum Kusse hin, und gleichmütig legte sie ihre Lippen darauf.

„Wenn du inzwischen die Karten drucken lassen willst,“ rief er von der Treppe noch einmal fröhlich zurück.

Und dann verschwand er ...

„Ist der fremde Onkel schon fort?“ fragte Amanda, die in ihrem Zimmerchen über Schularbeiten saß und die er beim Abschiednehmen ganz vergessen hatte.

Die Mutter nickte.

„Wird er bald wiederkommen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Das glaub' ich kaum,“ entgegnete sie. — —

In dieser Nacht riß sie den Lebensplan entzwei, den sie in tausend andern gewoben hatte, und als der Morgen gekommen war, schrieb sie dem Geliebten ihrer Jugend den Scheidebrief. — — —

Das Sterbelied

Die Glocke des Hotels klang in matten, erzitternden Schlägen zur Strandpromenade hernieder.

„Es ist Essenszeit, Nathanael," sagte die rundlichschlanke, junge Frau, die, ein Buch zwischen den Fingern, neben einem in wollene Tücher gepackten, formlos zusammengekauerten menschlichen Etwas stand, das sich nunmehr mühsam auseinanderfaltete, länger wurde und emporwuchs, so daß eine Männergestalt zum Vorschein kam, hohlbrüstig, schmalschulterig, dünnbeinig, mit schlotternden Kleidern angetan — eine jener Gestalten, die in den Wintermonaten zu Tausenden die Gestade der Riviera bevölkern.

Die Mittagsglut des Januar brannte auf die gelbgraue Felsenmauer hernieder, in die die Strandpromenade von Nervi hineingehauen ist und die sich unterhalb des schmalen Pfades in zackig aufgetürmtem Geklüfte schwärzlich zum Meere abdacht.

Auf dem lichtblauen Spiegel funkelte ein silbernes Maschenwerk von Sonnenstrahlen. Eine solche Lichtfülle lag über dem Bilde ausgegossen, daß selbst die schwarzen Zypressen, die kerzenförmig jenseits der Gartenmauern in die Höhe stiegen, von innen heraus zu leuchten und zu flimmern schienen.

Die Brandung schwieg, nur in müdem Atemholen gurgelte und seufzte das mit kleinen, irisierenden Bläschen besäte Wasser zwischen den Felsenlöchern, in die aus rostigen Röhren gezähmte Quellen sich ergossen.

In die am Strande reglos hockenden Gäste brachte die Frühstücksglocke neu pulsierendes Leben.

„Wer ißt, gesundet," heißt der Wahlspruch all jener Müden, deren welkem Arme die Gabel zum Munde zu führen oft eine schwere Arbeit ist. Wen aber nur der Wunsch nach wohligem Sichgehenlassen hierher zum Lande des ewigen Frühlings zog, der kann zitternd vor Hunger in der sonnig zehrenden Luft die Stunde der Mahlzeit kaum erwarten.

Die junge Frau schob mit zartem Drucke die hagere, faltige Hand des Kranken unter ihren Arm und geleitete ihn sorglich in einen der kühlen, engen Wege hinein, die zwischen hohen Gartenmauern aufwärts zur Straße des Städtchens führen und in denen selbst an wärmsten Tagen ein tückischer Zugwind sein Wesen treibt.

„Hast du dir auch den Mund bedeckt?" fragte sie, mühsam ihren federnden Gang dem Schleichen des Kranken anpassend.

Ein wortloses Brummen unter dem dicken Plaid hervor war die Antwort.

Sie reckte ein wenig den Hals in die Höhe — ein runder, fester, sehr weißer Hals mit zwei Querfältchen, die sich rosig in das quellende Fleisch hineinschnürten — und sog, die Augen schließend, mit inbrünstigem Aufatmen die süßlich aromatischen Düfte ein, die aus den benachbarten Gärten über den Weg herfluteten, ein wunderliches Gemisch, als käme es aus der Kräuterstube eines Apothekers. — Ein verirrter Sonnenstrahl glitt über die straffe, kurzbogige Wange, die fast milchig schimmerte und von dem mattroten Geäder durchzogen war, wie es durchwachte Nächte auf dem verblaßten Antlitz vollblütiger Blondinen zurücklassen.

Eine lachende Gruppe zog leichtfüßig an ihnen vorüber — weißbehoste Engländer mit ihren Damen. — Die Federkrausen, deren Zipfel der Zugwind flattern ließ, ringelten sich in zärtlicher Schmiegsamkeit um die schlanken Hälse, und auf den rötlichen Häuptern wippten schmalrandige Hütchen, gelackt und gefirnißt wie die Zylinder deutscher Postillione.

Die junge Frau warf einen wehmütigen Blick hinter den Glücklichen her und drückte den Arm des leidenden Mannes fester.

Andre Gruppen folgten. — Es war nicht schwer, dies Paar zu überholen.

„Wir werden die Letzten sein, Maria," murrte Nathanael, vorwurfsbereit wie alle Kranken.

Aber die junge Frau hörte ihn nicht. Sie lauschte einem

leisen Geplauder, das zwischen den engen Mauern, wie von einem Schalltrichter aufgefangen, sich von weither verständlich machte. — Es wurde französisch geführt, und sie mußte ihre sämtlichen Kenntnisse zu Hilfe nehmen, damit ihr beim Übersetzen kein Wort verloren ginge.

„Ich hoffe, Ihr Onkel ist nicht bedenklich krank, Madame?"

„Durchaus nicht, mein Herr. — Aber er liebt sein Behagen. Und da das Gehen ihm lästig fällt, so zieht er es vor, seine Tage im Lehnstuhl zu verbringen. Und ich bin dazu da, ihm Gesellschaft zu leisten." Ein launenhaftes, schmollendes „voilà" schloß diese Erklärung.

Eine kleine Pause entstand, dann fragte die Männerstimme: „Und frei sind Sie nie, Madame?"

„Fast nie."

„Und ich darf nicht auf das Glück hoffen, Ihnen je wieder am Strande zu begegnen?"

„O doch!"

„Mille remerciments, Madame." Es war ein eigentümlich weicher, verhaltener Ton in diesem nichtssagenden Danke. Es schwirrte darin wie von geheimen Wünschen und unausgesprochenen Bekenntnissen.

Frau Maria, obwohl sie nicht aussah, als sei sie bewandert in dem Getriebe des „Flirt" und der „Avancen", machte daraufhin eine kurze, schüchterne Wendung — doch, wie beschämt oder ertappt, zog sie den Hals blitzschnell wieder zurück.

Also die beiden waren's. Waren's wirklich.

Und hatten sich richtig kennen gelernt.

Sie — die zarte, elegante Französin mit dem fremdartig langen Taillenschnitte, der sie so schlank machte, daß sie wie ein Vögelchen über den Boden hinzugleiten schien. — Oder war ihre Gangart daran schuld? Oder der feingewölbte Schulterbau? — Wer konnte es wissen? ... Sie aß nicht an der gemeinsamen Tafel, sondern à part in einer Ecke des Saales in Gemeinschaft eines alten, gichtlahmen Herrn mit weißem Stoppelbart und rotgeliderten Augen. Wenn sie den Saal betrat, ließ sie einen

lächelnden Blick über den langen Tisch hingleiten, ohne doch jemand anzuschauen oder zu grüßen. Sie berührte die Speisen kaum — so schien es wenigstens Frau Marias handfestem Appetit —, aber noch bevor die Suppe kam, knabberte sie bereits an den Datteln des Nachtisches herum, wobei die Armbänder ihrer spinnenfeinen Gelenke eine liebliche Musik vollführten. — Sie trug einen Trauring, doch daß sie die Gattin des alten Herrn nicht war, daran hatte die Art ihres Verkehrs mit ihm — die Art verzogener, doch streng bewachter Kinder — schon früher keinen Zweifel gelassen.

Und er? Er — Frau Marias Gegenüber, ein brünetter, junger Mann mit schwarzen, schwermütigen Augen — „Italieneraugen" nannte man dergleichen oben im Pommerschen —, mit auffallend weißen, langen Händen und einem schmalen, welligen Zweizipfelbart, der an den Wangen so kurz geschnitten war, daß nur die Haut selbst bläulich dunkel zu leuchten schien. — Er hatte noch nie mit ihr gesprochen, wahrscheinlich, weil er nicht Deutsch verstand, aber er ließ nicht selten seine Blicke mit einer Art von lächelnder Rührung, die ihr höchst tadelnswert erschien und sie mit Beklommenheit erfüllte, auf ihrem Antlitz ruhen. — So war's gekommen, daß, wenn sie sich zu Tische rüstete, ihre Gedanken vornehmlich an ihm hängen blieben und daß sie sich vor dem Öffnen der Speisesaaltür nicht selten fragte: „Ob er schon da ist oder erst kommen wird?"

Seit einigen Tagen nun hatte dieser junge Mann eine gewisse Neigung verspürt, über die linke Achsel weg nach jenem Seitentische hinzuschielen, wo die junge Französin saß. — Und etliche Male war dieser Blick — wenn auch flüchtig zwar — doch immerhin, er war von ihr erwidert worden. — Und noch mehr! — Sie hatte ihn beobachtet, prüfend, in lächelndem Erwägen, wie es schien, und das Auge nicht von ihm gewandt, während zwischen Fisch und Roastbeef ihre Finger eine Weinbeere nach der andern zwischen die leckermäulig sich öffnenden Lippen schoben. Das freilich konnte er nicht wissen, denn er drehte

ihr ja den Rücken zu, aber Frau Maria wußte es und war dadurch ein wenig befremdet worden.

Und sie hatten sich wahrhaftig kennengelernt! —

Nun schwiegen sie beide. Sie glaubten sich augenscheinlich jetzt erst in Gehörweite gekommen.

Dann eilten sie an dem schleichenden Paare vorüber. — Die Dame schaute, Steinchen vor sich herscharrend, zu Boden; der Herr grüßte — tief, ernst mit diskretem Seitenblick, wie es einem Table d'hote-Nachbarn geziemt.

Frau Maria errötete. — Das geschah ihr oft, allzuoft ... Und sie schämte sich dessen ... So kam's, daß sie bereits errötete, wenn sie nur fürchtete, erröten zu müssen.

Der Herr sah es und lächelte nicht ... Sie wußte ihm Dank dafür und errötete noch tiefer, denn er hätte ja lächeln können.

„Wir werden die Omelette wieder kalt essen müssen," brummte der Kranke in sein Schaltuch hinein.

Diesmal verstand sie ihn.

„Dann soll man uns frische machen," erwiderte sie eifrig.

„Ach du!" grollte er. „Dazu fehlt dir ja der Mut! — Du hast ja immer Angst vor den Kellnern!"

Mit einem klagenden Lächeln sah sie zu ihm auf.

Ja, sie hatte Angst vor den Kellnern. Das war nicht wegzuleugnen. Mit diesen fettlockigen, schwarzbefrackten Herren zu verkehren, die sich kaum die Mühe gaben, ihr schlechtes Französisch und noch schlechteres Italienisch zu verstehen, war ihr eine ewige Quelle der Furcht und des Verdrusses. Und wenn sie gar wagten, sie anzulächeln! — —

Aber seine Sorge war unnütz. — Das Dejeuner brachte keine Omelette, sondern gebackene Makkaroni, in Wasser abgekocht, mit langen Käsefäden dazwischen, etwas, was er nicht essen durfte.

Frau Maria mischte ihm sein mittägliches Getränk, heiße Milch mit Kognak, und war glücklich, zu sehen, mit welcher Inbrunst er die belebenden Dämpfe einsog.

Ihr gegenüber saß bereits der brünette Herr und ließ bisweilen einen Blick aus seinen Samtaugen über sie hingleiten. Sie fühlte diesen Blick mehr noch als sonst und wagte noch weniger als sonst, ihm zu begegnen. Ein eigentümliches Gefühl, aus Wohlsein und Übelwollen gemischt, erfaßte sie, ohne daß sie Ursache gehabt hätte, sich über eine mehr als schickliche Aufmerksamkeit zu beklagen.

Sie strich sich mit zwei Fingern über die schweren Flechten, die sich in flimmerndem Rotblond madonnenhaft über die Schläfen zogen, ohne eine Spur von Brenneisen oder Wickeln, schlicht und langsträhnig, wie es sich für eine norddeutsche Pfarrersfrau geziemt. — Sie hätte die Finger gern an den Lippen angefeuchtet — das einzige Toilettenkunststück, das sie kannte — aber das wäre bei Tische nicht angebracht gewesen.

Er trug einen gelben, weichseidenen Hemdkragen mit violetten Peitschchen gemustert. — Ein Veilchenstrauß steckte in seinem Knopfloch. Der duftete bis über den Tisch herüber.

Nun betrat auch die junge Französin den Saal; sie hielt den alten Onkel sorglich am Arme und sprach mit anmutiger Plapperhaftigkeit zu ihm empor.

Den Herrn drüben durchzuckte es — er kniff die Lippen zusammen und drehte sich n i c h t um. Ebensowenig kümmerte sich die Dame um ihn. — Sie rollte das Brot zwischen ihren nervösen Fingern, spielte mit den Armbändern und ließ die Speisen vorübergehen.

Der weite, cremefarbene Seidenmantel, den sie inzwischen angelegt hatte, erhöhte die zarte Geschmeidigkeit ihres Leibes. Ein Wesen, gewoben aus Sonnenlicht und Morgentau, unnahbar in ihrer heiteren Vornehmheit, so erschien sie Frau Maria, deren Hände von früher Arbeit her zur Röte neigten und deren Schulterbreite ihrer Treuherzigkeit nicht nachstand.

Als das Fleisch kam, erholte sich Nathanael ein wenig. Er litt es, daß sie ihm das Plaid über der Brust zusammensteckte, und belohnte sie mit einem zufriedenen Lächeln. Ihre Schwester Anna fand, daß er in solchen Augen-

blicken mit dem Heiland Ähnlichkeit habe. Die in blauen Höhlen steckenden Augen leuchteten in geisterhaftem Scheine, eine zarte Rosenröte färbte die Backenknochen, und selbst das Blondhaar, das auf den eingesunkenen Wangen wucherte, erhielt einen höheren Glanz.

Dankbar für sein Lächeln preßte sie ihm den Arm. — Sie war ja mit so wenigem zufrieden. —

Das Frühstück hatte geendet. Der Herr drüben machte seine stumme Verbeugung und erhob sich.

„Wird er sie grüßen?" fragte sich Frau Maria mit etlicher Beklommenheit.

Nein. — Er ging von dannen, ohne nach dem Ecktisch hinübergeschaut zu haben.

„Vielleicht haben sie sich wieder erzürnt," dachte Frau Maria.

Die Dame schaute ihm nach. Ein leichtes Lächeln glitt um ihre Mundwinkel — überlegen, spöttisch beinahe. — Dann, während ihre Augen noch an der Tür hingen, neigte sie sich mit einer sehr eifrigen Frage zu dem alten Herrn hinüber.

„Sie mag ihn nicht," folgerte Frau Maria und empfand eine leise Genugtuung, wie wenn ihr jemand etwas, was sie verloren geglaubt, zurückgebracht hätte.

Er war schon lange fort, — doch seine Veilchen dufteten noch immer.

Frau Maria ging zu ihrem Zimmer empor, um für Nathanael einen wärmeren Mantel zu holen. — Als sie heraustrat, sah sie auf dem halbdunkeln Korridor die Lichterscheinung der Französin sich entgegenkommen und die Tür öffnen, die links neben ihrem eigenen Zimmer lag.

„Also wir sind Nachbarn," dachte Frau Maria und erschien sich geschmeichelt durch ihre Nähe. — Sie hätte sie gern gegrüßt, aber sie wagte es nicht.

Dann geleitete sie Nathanael zur Strandpromenade hinunter. — Die Stunden glitten dahin.

Er liebte es nicht, wenn man mit Fragen oder Erzählungen sein Hinbrüten unterbrach. — Diese Stunden waren die des Gesundens. Hier kostet jeder Atemzug

Geld, er muß auch ausgenutzt werden. Hier ist Atmen Religion und Kränkerwerden Sünde.

Frau Maria sah träumerisch aufs Meer hinaus, das jetzt im Nachmittagssonnenschein eine tiefere Bläue annahm ... Ein leichtes Schaumgekräusel umspielte das Gestein ... In weiten Bogen streckten rechts und links die Schattenarme des Gebirges sich über die Flut hinaus. Vom fernen Horizonte, doch schon hoch aus der Luft her, kam von Zeit zu Zeit ein silbernes Leuchten, wenn die Sonne sich in unsichtbaren Schneefeldern spiegelte.

Da lagen die Alpen — und jenseits der Alpen, tief in Nebel und Winter vergraben, die Heimat.

Dorthin wanderten Frau Marias Gedanken, wanderten zu einem spitzgiebligen, unter Schneelasten ächzenden Häuschen, am Rande des eisbedeckten Flusses, der so tief im Gebüsche lag, daß die niederhängenden Erlenzweige mit in die Eisdecke hineinfroren und erst vom Frühling wieder freigegeben wurden.

Und hundert Schritt davon stand die weiße Kirche mitsamt dem stattlichen Pfarrhof. — Aber was ging sie der Pfarrhof an, mochte sie auch dort großgezogen sein und nun selber als Herrin darin schalten?

Jene Hütte — „das Witwenhaus", wie es im Munde der Leute hieß — barg alles, was ihr am Vaterlande lieb und teuer war. — Dort saßen am grünen Kachelofen — o wie vermißte sie ihn hier trotz Palmen und mittäglicher Sonnenglut! — vor der dampfenden Kaffeekanne die alte Mutter, „Fru Farrerin selig", wie die Leute sagten — und die drei älteren Schwestern, lieb und blond und hager und schon halb oder ganz verblüht. Dort saßen sie alle, weltverloren, in Dürftigkeit und Mühsal, jede nur lebend durch der Andern Liebe. — Vier Jahre waren verflossen, seit der Vater hinausgetragen worden war und die Seinen den Pfarrhof hatten verlassen müssen.

Das war das Ende alles Glückes und aller Jugend. — In die Stadt ziehen konnten sie nicht, denn sie besaßen kein Vermögen, und die Leistungen der ärmlichen Gemeinde, freie Wohnung, Holz und sonstige Deputate,

waren mit Geld nicht abzulösen. So hieß es denn stillsitzen und verkümmern.

Der cand. theol. Nathanael Pogge kam, mit mächtigen Empfehlungen versehen, die Probepredigt zu halten.

Als er zur Kanzel emporschritt, lang und schmächtig, mit flacher Brust und schmalen Schultern, da sah sie ihn zum erstenmal. — Die magere, sommersprossige Hand, die das Gesangbuch hielt, zitterte wie in Fieberangst, aber das blaue Auge leuchtete in gottseligem Feuer. — Zwar seine Stimme klang hohl und heiser, und oft mußte er Luft schöpfen mitten im Satze, aber was er sagte, war streng und klug und fand Gnade vor den Augen der Gemeinde.

Mit ihm siedelte seine Mutter in das Pfarrhaus über, eine kleine, kribblige Dame, energisch und vielgeschäftig, die sich über bisherige Mißwirtschaft beklagte und freundlichem Verkehren auszuweichen schien.

Aber ihr Sohn fand den Weg zum Witwenhause dennoch, er fand ihn öfter und öfter, und es war nur ungewiß, um welche von den vier Schwestern er sich bewerben würde.

Daß sie, die jüngste, es war, auf die sein Auge fallen sollte, hätte sie sich niemals träumen lassen. Aber an Neinsagen war nicht zu denken. Sie hätte ihm eher die Hände küssen müssen dafür, daß er sie der Mutter abnahm und sie selbst aus einer hoffnungslosen Lage befreite. — Vielleicht hätte sie ihr Glück eher einer der Andern gegönnt, wenn es ein Glück zu nennen war, einer mißtrauischen Schwiegermutter untertan zu sein und die Wärterin eines kränkelnden Mannes zu spielen, — aber sie nahm es dafür! — Und schließlich blieb ja das Witwenhaus, zu dem man hinüberschlüpfen konnte, um sich satt zu lachen oder sich auszuweinen, wie die Stunde es mit sich brachte, denn daheim war beides nicht gern gesehen.

Und sie liebte ihn ja.

Gewiß! — Wie hätte sie ihn nicht lieben sollen? Sie hatte es ihm ja am Altare geschworen. — Zudem wurde sein Zustand schlimmer von Tag zu Tag und ihrer Liebe immer bedürftiger.

Immer öfter mußte sie zur Nachtzeit aufstehen, ihm den Isländisch-Moos-Tee zu wärmen, immer atemloser sank er nach den Sonntagspredigten in der Sakristei zusammen! Bis der Blutsturz kam, der die Übersiedlung nach dem Süden zur Notwendigkeit machte.

Ach, und mit welchen Sorgen war sie ins Werk gesetzt worden! Ein Vertreter mußte gestellt werden — Ausrüstung, Reisekosten verschlangen volle Monatsgehälter! — Vierzehn Franken Pension kostete jeder Tag, und hierzu kamen Extraausgaben für Kognak, Wein, Milch, Heizung und Apotheke — der Arzt, der täglich sich einfand, gar nicht gerechnet. Es war zum Verzweifeln!

Aber er genas ja. — Wenigstens war es sinnlos, zu denken, daß er nicht genesen würde! — Was hätten sonst alle Opfer für einen Zweck gehabt?

Er genas. Wenn nicht an Sonnenschein und Meer und Rivieraluft, an ihrer Liebe mußte er gesunden. Und diese Liebe, die ihr vom Himmel als Pflicht gesandt worden war, umgab ihn wie ein warmes, weiches Tuch, das sich den Gliedern anschmiegt, ohne sie zu beengen, und selber nachgebend bei leisester Regung, gegen jeden rauhen Einfluß eine Schutzwehr bildet, besser als eine Mauer von Stein und ein Mantel von Feuer ...

Die Sonne sank dem Meere zu. — Ihr Licht nahm einen gelben Metallglanz an, hart und verletzend, ehe es sich in um so weichere Violett- und Purpurfarben abschattete ... Die Piniengruppen am Strande schienen von schwefligem Lichte übergossen, und die Klarheit ihrer Umrisse tat dem Auge weh ... Wie eine schwere, geschlossene Masse, bereit hinabzustürzen, neigte sich das Laub der Gärten über die zerbröckelnden Mauern ... Von den Bergen her erhob sich ein launenhaft blasender Wind, der den nahenden Abend verkündete.

Der Kranke schauerte fröstelnd. Maria war im Begriffe, ihn an den Heimgang zu mahnen, da fiel ihr Blick auf eine Männergestalt, die sich in etlicher Entfernung zwischen sie und die sinkende Sonne geschoben hatte und von deren Lichte wie von einem goldgelben Kranze umgeben war.

Sie erkannte den brünetten Herrn, ihr Gegenüber.

Ein Gefühl der Unruhe überkam sie, doch sie vermochte den Blick nicht von ihm zu wenden ... Stets, wenn er in ihre Nähe geriet, erfüllte sie eine seltsame Ahnung wie von einem unbekannten Lande — bald stärker, bald schwächer — und in diesem Augenblicke erst wurde sie sich darüber klar.

Es ließ sich schwer in Worte fassen, was sie fühlte. — Es war, als fürchtete sie sich vor ihm — und doch — sie fürchtete sich nicht — denn was ging er sie an? — Sie interessierte sich nicht einmal für ihn — sicherlich nicht! — Sein Auge, sein Veilchenduft, die geschmeidig elegante Art seiner Bewegungen vermochte gerade eine dumpfe Neugier in ihr zu erwecken ... Streng genommen war er ihr auch gar nicht sympathisch, und wäre ihre Schwester Liese hier gewesen, die eine etwas spöttische Gemütsart besaß, so hätte sie ihr vielleicht geholfen, sich über ihn lustig zu machen ... Die ängstliche Unruhe, die er ihr einflößte, mußte aus andrer Quelle stammen.

Hier im Süden war alles anders, so viel reicher, farbiger, lebendiger, als die Heimat es bot ... Sonne, Meer, Häuser, Blumen, Angesichter — alles leuchtete in heißeren Farben ... Dahinter mußte irgend etwas stecken, irgendein Geheimnis, das ihr bislang verschlossen geblieben war.

Sie fühlte dieses Geheimnis überall ... Es lag in dem schwülen Dufte der Mispelbäume, in dem tändelnden Wiegen der Palmenzweige, in dem sinnlos verschwenderischen Wuchern und Blühen ringsherum; es lag in dem langgezogenen Singsang der Männer, in dem kosenden Gelächter der Frauen; es lag in der jähen Stirnröte, die sie selbst nach Tisch überflammte, in der wohligen Schlaffheit lag es, die ihr zur Unzeit die Glieder löste und sich bis ins innerste Mark ihrer Knochen hineinschlich.

Dies Geheimnis, das sie fühlte, witterte und in sich einsog mit allen Organen und das sich nirgends greifen, anschauen und erkennen ließ, dies Geheimnis höheren Lebens hing in irgendwelcher Weise mit dem Manne zu-

sammen, der dort, von Licht umflossen, auf äußerster Felsenkante stand und nach dem alten Wartturm hinspähte, welcher unwahrscheinlich wie eine Ballettdekoration sich auf den Strandpfad hingepflanzt hatte.

Nun bemerkte er sie.

Einen Augenblick lang schien es, als wolle er sich ihr nähern, um sie anzureden — als Tischnachbar hätte er sich das wohl erlauben dürfen —, aber die hastige Art, in der sie sich nach ihrem Kranken wandte, mußte ihn davon zurückhalten.

„Das fehlte noch," dachte Frau Maria. „Auch noch Bekanntschaften anknüpfen."

Doch als sie neben ihrem Manne heimwärts schritt, überraschte sie sich in Gedanken darüber, was sie ihm auf eine etwaige Ansprache hin wohl erwidern könnte.

„Mein Französisch reicht schon aus," sagte sie sich, „im Notfalle hätt' ich es wagen dürfen." — —

Der folgende Tag brachte eine Verschlechterung.

„Dergleichen kommt oft vor," äußerte der Arzt, ein hagerer Phthisiker mit Lebemannsmanieren und mit jener gleichgültigen Verbindlichkeit ausgerüstet, die Ärzte bei hoffnungslosen und voraussichtlich schlechtbezahlten Fällen anzunehmen lieben.

Wenn man ihn hörte, so mußte man des Glaubens sein, daß der landläufige Verlauf einer Schwindsucht aus lauter Besserungen bestände.

„Und falls in der Nacht etwas passiert?" fragte Maria angstvoll.

„So warten wir ruhig den Morgen ab," erklärte er mit der Bestimmtheit eines Mannes, der seine Nachtruhe ungern gestört sieht.

Nathanael mußte im Bette bleiben, und Frau Maria sah sich genötigt, die Kellner um Heraufbringen des Essens anzugehen.

So vergingen etliche Tage, während deren sie das Lager des Kranken kaum verließ. Und wenn sie nicht nach Hause schrieb oder aus dem Gesangbuch vorlas oder auf dem Spiritusbrenner schleimlösende Tränke kochte, träumte sie schweigend zum Fenster hinaus.

Ihre schöne Nachbarin hatte sie nicht mehr zu Gesicht bekommen. Mit desto größerer Aufmerksamkeit horchte sie zur Tür des Nebenzimmers hin, um irgendeinen Laut, ein Wort zu erhaschen, das sie in das unbekannte Bereich dieses lichten Menschendaseins hätte hineinführen können.

Ein leises Trällern weihte den Morgen ein. Dann folgte ein lachendes Geplauder mit dem Zöfchen, begleitet von dem Klirren erhitzter Brenneisen und dem Plätschern ausgerungener Badeschwämme. Bisweilen gab's auch einen kleinen Disput, der sich um Schleifen, Locken, Schuhzeug und dergleichen drehte, was sie nicht verstand. Ihr Französisch, das sich an der „Histoire de Charles douze", den „Aventures de Télémaque" und andern erhabenen Dingen großgezogen hatte, fand hier ein Ende.

Gegen halb elf Uhr schlüpfte die Dame zum Zimmer hinaus. Darauf hörte man sie drüben an die Tür des alten Onkels pochen, dem sie noch vom Korridor aus mit einem Scherze „Guten Morgen" wünschte.

Von nun an beherrschte die Kammerkatze das Gebiet, räumte auf, sang, klirrte abermals — und länger als zuvor — mit den Brenneisen, hüpfte hin und her — wahrscheinlich vor dem Spiegel — und empfing die liebenswürdigen Aufmerksamkeiten etlicher Kellner.

Um die Mittagzeit wurde es still und blieb still bis zur Dämmerstunde. Dann kehrte die Dame zurück. Allerhand Liederchen voll Sehnsucht und dreivierteltaktiger Schwärmerei, wie man sie wohl singen mag, wenn man mit vollem Herzen auf ein rotleuchtendes Meer hinausschaut, während rings die Orangenblüten duften und die Eukalyptuszweige rauschen, bewiesen Frau Maria, daß auch in jenem sonnigen Geschöpfe das weiche, mädchenhafte Schmachten wohnte, das ihr selber, solange sie denken konnte, eine Quelle träumerischen Glückes war. — Sie liebte sie noch mehr um dessentwillen und liebte sich in ihr.

Um halb sechs Uhr pochte die Zofe. — Dann begann ein Flüstern und Gelächter wie zwischen zwei Backfischen, das aufs neue in dem Klirren der Brenneisen und dem

Knistern seidener Röcke ein Ende fand. — Ein Duft von unbekannten Essenzen und Parfüms drang um diese Stunde durch die Türspalte, und Frau Maria sog ihn mit Inbrunst in sich ein.

Die Dinerglocke erklang — und man entfernte sich.

Um zehn Uhr ertönte drüben ein fröhliches „Bonne nuit, mon oncle."

Angeline, so hieß die Zofe, empfing ihre Herrin schon an der Tür, leistete ihre abendlichen Dienste, jetzt einsilbiger als vorhin, und trollte sich hinaus, von den Kellnern begrüßt, die am Treppengeländer auf sie lauerten.

Dann folgte drinnen ein kurzes Abendgebet, lässig und halb schmollend gestammelt wie von einem Kindermunde.

Um elf Uhr wurde das Schlüsselloch dunkel. Und während Marias schwerster Dienst begann, erhob sich drüben ein friedlich stilles Atmen, das während der ganzen Nacht nicht einmal stockte.

Dieses Atmen war ihr ein Trost während der fürchterlich schleichenden Stunden, deren lähmendes Einerlei nur von angstvollen Krisen unterbrochen wurde.

Wie ein Gruß aus schwesterlich reiner Seele drang es zu ihr her, ein Gruß aus dem gelobten Lande des Glücks, wo man tags lachen, abends singen und nachts schlafen darf. — — —

Nathanael liebte die Sterbelieder.

Er behauptete, daß sie ihn lustig stimmten. — Je mehr er die Hölle verhöhnen und die Leiden der letzten Stunde verlachen hörte, desto mehr fand er sich in eine Art grimmigen Humors hinein. — Er, der Seelenhirte, mußte bereit sein, kühn wie ein Schlachtenheld den dunkeln Weg zu beschreiten, den er so oft den zitternden Kandidaten des Todes gewiesen hatte. — Das war ihm ein Ehrenpunkt geworden.

Diese arme, furchtsame Seele, die niemals imstande gewesen war, einem kläffenden Hunde standzuhalten, spielte mit den Schrecken des Todes wie ein stiernackiger Gladiator.

„Lies mir ein Sterbelied — aber ein kräftiges," sagte er mehrfach am Tage, — auch in der Nacht, wenn er nicht schlafen konnte ... Er verlangte danach wie ein Kind nach Wiegengeschaukel.

Häufig war er ungehalten, wenn sie in ihrer Verwirrung, blind von zurückgehaltenen Tränen, ein falsches wählte ... Wie ein literarischer Feinschmecker, der seine Horazische Ode oder sein Goethesches Liebesgedicht gleichsam im Munde zerfließen läßt, so verkostete er seine Lieblinge.

Da war eines: „Ich eile meiner Heimat zu," worin von dem Jenseits als einem Hochzeitsaal und einem „gläsernen Meer der Seligkeiten" gesprochen wurde. Ein andres: „Freu dich sehr, o meine Seele", das an der irdischen Welt kein gutes Haar ließ und um baldigen Heimgang bat. Oder jenes hold einfältige: „Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin", das einen lächelnden Schlaf verhieß ... Alle aber wurden überstrahlt durch jenes frohmütige: „Gottlob, die Stund' ist kommen", das wie ein Siegesschrei stolz und beinahe spöttisch auf die Drangsal der tief unten liegenden Erde zurückwies.

In diesen frommen Lügen benebelte sich der Lebensdrang des armen Fleisches wie in einem Morphiumrausch, um im nächsten Augenblicke schon wieder riesengroß und glückverlangend dazustehen und mit gierigen Augen in die süße, sündige Welt hinauszustarren, die leider so gar nicht dem Jammertale gleichen wollte, von dem die Lieder verächtlich sprachen.

Frau Maria las gehorsam, was er verlangte. Hoch vor dem Gesicht hielt sie das schmale Gesangbuch, nur bemüht, ihr Schluchzen hinunterzuwürgen, denn an die Qualen, die er seinem angstvoll hoffenden Weibe bereitete, dachte er nicht.

Warum verlangte er nach dem Tode, da er doch wußte, daß er nicht sterben d u r f t e?

Noch nicht! — Jetzt noch nicht! — Jetzt, da mit einem Male ein ganzes Leben zwischen ihnen lag, das ungelebt geblieben war. — Ja, selbst ungeahnt bisher!

Sie konnte es nicht mit Namen nennen, dieses neue, reiche Leben, aber sie fühlte es nahen Tag um Tag. Es wehte ihr seinen Odem ins Gesicht und ließ eine bräutlich süße Angst durch ihre Adern schauern. — —

Es war am vierten Tage seiner Stubenhaft ... Der Arzt hatte für morgen Erlaubnis zum Ausgehen versprochen.

Die Genesung war sonnenklar.

Sie saß am weitgeöffneten Fenster und sog mit zitternden Nasenflügeln den duftigen Rauch der brennenden Pinienzapfen auf, der von fernen Herdfeuern her in bläulichen Wellen dahergezogen kam.

Die Sonne war im Untergehen. — Ein unbekannter Vogel saß unter ihr in dem Orangengezweig und ließ wie trunken von Licht und Duft ein schläfriges Zirpen hören, das in einem leisen Flötentone endigte.

Nun, da die schwere Angst der letzten Tage von ihr genommen war, kam aufs neue die süße Erschlaffung über sie, die sie sich nicht zu deuten wußte.

Die Nachbarin war schon heimgekehrt, sie öffnete ihr Fenster und schloß es wieder, um es alsbald aufs neue zu öffnen ... Dazu sang sie von Zeit zu Zeit ein paar kurze Töne, fast wie der unbekannte Vogel da unten.

Dann klirrte ihre Tür, und Angelines Stimme rief in Jubeln und Lachen: „Une lettre — madame — une lettre."

„Une lettre — de qui?"

„De lui!"

Schweigen. Langes Schweigen.

Wer war der „Er"? — Jemand in der Heimat sicherlich. Es war die Stunde des Postboten.

Doch die Stimme der Zofe sollte alsbald die Aufklärung bringen.

„Oh, sie habe es schlau angefangen — sie habe ihn im Korridor angelächelt und ihn gegrüßt, bis er den Mut gefunden, sie anzureden. Und soeben habe er ihr mitsamt einem Louis dies Kuvert in die Hand gedrückt und gesagt, er müsse ihrer Herrin eine wichtige Nachricht geben, da er aber nie Gelegenheit finde, mit ihr zu reden — — —

„Tais-toi donc — on nous entend!“

Von nun an gab es nur wieder Flüstern und Kichern.

Maria fühlte, wie eine fliegende Hitze vom Nacken her ihr Antlitz überflutete.

Lauschend und mit klopfendem Herzen saß sie da.

Was in aller Welt konnte er ihr geschrieben haben? Denn daß „er“ es war, daran zweifelte sie nicht. —

Sollte er ihr seine Liebe erklärt und um ihre Hand gebeten haben?

Ein dumpfes Schmerzgefühl, dessen Grund sie nicht kannte, legte sich beklemmend auf ihre Brust.

Und dann lächelte sie, — wie Entsagende wohl lächeln, obwohl es hier nichts zu entsagen gab.

Übrigens — es war unmöglich! Wem ein solcher Antrag wird, der plaudert nicht hinterher mit einem Dienstmädchen, der flieht in einen einsamen Winkel, kniet nieder und betet zum lieben Gott, daß er Gnade und Erleuchtung gebe zu einem so schicksalschweren Schritte.

Und jetzt schickte sie in der Tat die Zofe fort, deren Pantöffelchen schlürfend auf dem Korridor verhallten.

Dann ertönte ein leises, seliges Lachen und eine Stimme, die in verhaltenem Jubel und schelmenhaft triumphierend ausrief: „O comme je suis heureuse! comme je suis heureuse!“

Frau Maria fühlte ihr Auge feucht werden. Ihr wurde wohl und weh ums Herz, sie hätte sie küssen und segnen mögen, denn nun lag es ja klar am Tag, daß er gekommen war, um sie zu werben.

„Wenn sie nicht betet, so will ich's für sie,“ dachte sie und faltete die Hände. — — Da ertönte hinter ihr eine Stimme, hohl wie das Schollern hinabsinkender Erde und knarrend wie Sargstricke: „Lies mir ein Sterbelied, Maria!“

Ein Schauder überlief sie. — Sie fuhr hoch auf. Und sie, die bisher stets ohne Zaudern und Murren das Gesangbuch zur Hand genommen hatte, sank vor seinem Bette nieder und, mit den zehn Fingern seinen mageren Arm umklammernd, rief sie: „Erbarm dich! — Ich kann nicht — ich kann nicht!“ ...

Drei Tage vergingen. — Der Kranke hatte es vorgezogen, im Bette zu bleiben, wiewohl ja die Genesung mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts ging.

Frau Maria kochte ihm seine Tees, reichte ihm seine Tropfen und las ihm seine Sterbelieder. — Jener Versuch der Auflehnung war der einzige geblieben.

Von ihrer Nachbarin hörte sie wenig mehr. — Es war, als ob jener Brief ihrer geschwätzigen Heiterkeit ein Ende gemacht habe. — Das Glück, zu dem sie sich jubelnd bekannt hatte, schien von kurzer Dauer gewesen zu sein.

Und wenn Frau Maria ihren Träumen überlassen blieb, so bangte und fürchtete sie mit ihr. — Gewiß hatte der Onkel Schwierigkeiten gemacht, seine Einwilligung verweigert oder gar Trennung der Liebenden verlangt.

Der brünette Herr mochte abgereist sein; — wer konnte es wissen?

„Welch merkwürdige Augen er hatte!“ dachte sie bisweilen, und dabei pflegte sie stets ein wenig zu schauern, denn ihr war, als ob sein dunkler, heißer, verschleierter Blick sie von neuem umfinge.

„Ob er ein guter Mensch sein mag?“ fragte sie sich, und obwohl sie diese Frage gern bejaht hätte, ein Etwas gab es, das sie davor zu warnen schien. — Und ein andres Etwas in ihr kehrte sich nicht daran, sondern verlangte nur das eine: Glücklich sollen sie werden, so glücklich, wie sie selber nie gewesen, so glücklich, wie — — — und hier lag eben das Geheimnis. — — — — — — — — —

Es war an einem Sonntagabend, dem letzten im Januar.

Nathanael lag zwischen seinen Decken und atmete schwer. Das Fieber war merkwürdig gering, aber der Luftmangel plagte ihn um so mehr.

Die Lampe brannte auf dem Tisch, — eine mühsam erkämpfte Leselampe, die schon zweimal zugunsten höher bewerteter Gäste verschwunden gewesen war ... Nach der Seite des Bettes hin hatte Maria einen aus ihrer Brieftasche stammenden Bogen roten Löschpapiers über die porzellanene Glocke gehängt, der als Lichtschirm dienen

mußte ... Ein rosenfarbener Schimmer ergoß sich von ihm aus über das Lager des Kranken, färbte die roten Decken noch röter und ließ einen lügnerischen Schein von Gesundheit auf seinen Wangen erblühen.

Die Flaschen und Fläschchen auf dem Tische glitzerten mit verdächtiger Freundlichkeit, als sei von der Miene dessen, der sie verordnet hatte, etwas an ihnen hängen geblieben.

Das alte schmale Gesangbuch lag zwischen ihnen, und die Jahreszahl 1795 schimmerte goldig mitten in dem zerzausten, fahlgescheuerten Deckelleder. —

Im Hause war die Stunde des Zubettgehens gekommen. Die spätesten der Gäste hatten, vom Lesezimmer heimkehrend, sich im Korridor „Gute Nacht" gewünscht. Angeline war entlassen worden. Ihr Kichern verklang vom Treppengeländer her, und der letzte ihrer Anbeter schlich auf Zehenspitzen vorüber, die Lichter auszudrehen.

Aus dem Nebenzimmer erscholl kein Laut mehr. — Sie schlief gewiß, doch ihr Atem war nicht zu hören.

Frau Maria saß vor dem Tische und starrte mit schwerem Kopfe in das weiße Lichtfeld ... Ihr fehlte Schlaf ... Doch schläfrig war sie nicht ... Mit doppelter Kraft erzitterte jeder Nerv in ihrem Leibe.

Ein Wunsch des Kranken rief sie an seine Seite.

„Das Kissen hat eine Beule," sagte er und versuchte, sich auf die andre Seite zu werfen.

Ach, diese Seegraskissen! Sie lockerte, sie glättete, so gut es ging, aber sein Haupt fand keine Ruhe.

„Das ist nun wieder eine Nacht voll Pein und Furcht des Fleisches," sagte er mühsam, an jedem Worte kauend.

„Willst du trinken?" fragte sie.

Er verneinte. „Das Zeug — es ist bitter, das Zeug — aber sieh mal — diese Angst — da ist nun die Luft und erfüllt alles ringsum — — man sagt — — zehn Meilen in die Runde geht die Luft — — und so einer — wie ich — — kann nicht genug davon bekommen — — siehst du: so habgierig bin ich."

Ein Scherz aus seinem Munde war ihr so ungewohnt, daß sie beinahe darüber erschrak.

„Ich möchte dich darum bitten — das Fenster zu öffnen," fuhr er fort und fügte stolz auf seinen Einfall noch einmal hinzu: „Denn siehst du — so habgierig bin ich."

Sie widersetzte sich ihm: „Die Nachtluft — der Zugwind." — Aber da wurde er schon unwirsch.

„Wenn du mir in meiner Not — nicht einen so kleinen Gefallen tun kannst — dann weiß ich —"

„Verzeih mir," bat sie, „es geschah zu deinem Besten."

Sie stand auf und öffnete die mit Läden bedeckte Glastür, die auf einen schmalen Balkon hinaussah.

Das Mondlicht flutete ins Zimmer.

Mit den Händen die Brust zusammenpressend, sog sie den ersten würzigen Strom der Nachtluft ein, der kühlend ihr heißes Angesicht liebkoste.

„Ist's gut so?" fragte sie zurückgewandt.

Er nickte. „Gut so!"

Dann trat sie auf den Balkon hinaus. — Sie konnte sich nicht satt trinken an Luft und Mondlicht.

Doch erschrocken fuhr sie wieder zurück. — Wie eine Erscheinung war's, was sie soeben geschaut hatte.

Auf dem Nachbarbalkon stand, in weite, weiße Spitzengewänder gehüllt, eine Frauengestalt und starrte mit weitgeöffneten Augen zum Monde empor.

Sie war's, ihre Freundin.

Leise trat sie wieder hinaus und betrachtete sie voll Scheu und Neugier.

Das Mondlicht lag voll auf dem zarten, schmalen Antlitz, das wie von innen heraus zu leuchten schien. Das Auge strahlte in sehnsüchtigem Glanz. Ein Lächeln, verzückt und angstvoll zugleich, ließ die Lippen erbeben, und auch die Hände, die das Gitter umklammert hielten, bebten wie in Angst und Erwartung.

Maria hörte, wie ihr eigenes Herz zu pochen begann ... Ein heißer Strom stieg ihr zum Angesicht empor.

Was war das? Was bedeutete das?

Einen solchen Blick, ein solches Lächeln hatte sie noch nie im Leben gesehen ... Und doch schien ihr beides

längst vertraut ... So muß das Weib aussehen, — das — das —

Ihr blieb keine Zeit, den Gedanken auszudenken, denn ein Hustenanfall rief sie in Eile an das Bett zurück.

Seine Hand winkte, die Tür samt den Läden zu schließen. — Es wäre besser gewesen, sie nicht zu öffnen. Besser vielleicht auch für sie.

Dann setzte sie sich neben sein Kissen und hielt ihm den Kopf, bis er sich beruhigt hatte.

Gänzlich ermattet sank er zurück. Seine Hand tastete nach der ihren. In zerstreuter Liebkosung streichelte sie seine müden Finger.

Ihre Gedanken weilten bei dem weißen Bilde draußen. Das wehmütige Glücksgefühl, das sie in der Sorge der letzten Tage beinahe eingebüßt hatte, wogte mit nie gekannter Kraft in ihr empor.

Und nun begann der Kranke zu reden.

„Du bist immer gut zu mir gewesen, Maria," sagte er, „du hast immer Geduld mit mir gehabt —"

„O sprich nicht so," stammelte sie.

„— und ich wünschte — ich könnte ebenso ruhig wie du — vor Gottes Throne sagen: Vater, die Pflicht, die du mir hienieden auferlegt, die hab' ich treu erfüllt."

Ihre Hand bebte in der seinen ... Ein widriges Gefühl erstickte die Weichheit ihrer Stimmung ... Seine Worte hatten sie wie ein Vorwurf getroffen.

Erfüllung der Pflicht! So hieß das große Gesetz, dem alle Wesen untertan waren um Gottes willen. Dieses Gesetz hatte ihre Hand in die seine gefügt, hatte sie begleitet bis in das keusche Schweigen des Brautbettes hinein und Wache gehalten Jahr um Jahr an ihrem Herde wie in ihrem Herzen, so daß ihr selbst die Liebe nicht schwer geworden war, die anbefohlene und vor Gottes Angesicht beschworene.

Und er? Nie hatte er etwas andres gewollt — etwas andres gekannt. Ein Mehr wäre ihm lästig, vielleicht sogar sündlich gewesen.

Aber es gab ein Mehr! — Sie wußte es nun; — sie

hatte es gelesen in jenem von Sehnsucht feuchten, im Mondlicht verlorenen Blicke.

Ein Großes, Wonniges, Allgewaltiges gab es, vor dem sie nun zitterte wie ein Kind vor der Finsternis und das sie ersehnte mit aller Kraft ihrer Fibern.

Ihr Auge heftete sich starr auf die purpurne Tafel des Löschblattes, das, vom Lampenschein durchleuchtet, aussah wie dunkelglühendes Erz.

Wie lange sie so dagesessen hatte, wußte sie nicht. Vielleicht waren es Minuten, vielleicht auch Stunden. Oft genug hatte sie der Morgen in solchem Brüten überrascht.

Der Atem des Kranken ging schwerer, seine Finger umschnürten fester die ihren. — „Ist dir schlecht?" fragte sie.

„Mir ist ein bißchen angst," erwiderte er, „darum lies mir ein — —"

Er hielt inne, denn er fühlte an ihrer Hand, wie sie zusammenzuckte. „Das heißt, wenn du nicht magst — —" meinte er, verletzt in seinem ärmlichen Krankenegoismus, der überall Nichtbeachtung witterte.

„O ich mag — gewiß — ich mag alles — was — dir — —"

Sie eilte zum Tische, schob die glitzernden Flaschen beiseite, ergriff das Gesangbuch und las aufs Geratewohl, was sie aufschlug.

Aber sie mußte innehalten, denn es war ein Bittgebet um Regen, das sie begonnen hatte.

Da — während sie blätternd suchte, hörte sie im Nebenzimmer leise, ganz leise die Korridortür sich bewegen und fliegende, ängstliche Schritte vom Fenster her durch das Zimmer gleiten.

„Chut!" flüsterte eine zitternde Stimme.

Und die Tür schloß sich wie mit einem matten Schmerzlaut. — —

Was war das?

Eine Ahnung, die ihr die Röte der Scham heiß ins Gesicht trieb — der Scham über sich und ihren Verdacht — stieg in ihr auf ... Und das Flüstern begann von neuem, hastig, heiß, halberstickt in Bangen und Freude.

Eine hellere, die sie kannte, und eine fremde, dumpfere Stimme, mit sonoren Manneslauten durchsät, ließen sich unterscheiden.

Die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen. Das Gesangbuch entglitt ihren Händen ... In dumpfer Betäubung starrte sie nach der Tür.

Das gab es? ... Das war möglich auf dieser Welt? Möglich unter Menschen, die vornehme Kleider tragen, die christlich und sorgsam erzogen sind, zu denen man aufschaut als zu Höherstehenden?

Es gab eine Macht auf Erden, die dieses zarte, lichte, edelgeartete Wesen so sehr aller Würde, aller Scham, aller Weiblichkeit vergessen ließ, daß sie um Mitternacht die Tür öffnete vor einem Manne, der ihr nicht angetraut war im Angesichte Gottes?

Wenn d a s sich ereignen konnte, was stand dann fest auf dieser Welt? Wo blieb dann der Glaube an Ehrgefühl, an Treue, an Gottes Gnade und an den eigenen Wert?

Ein Entsetzen erfaßte sie, so atemraubend, daß sie am liebsten hell aufgeschrien hätte.

Mit scheuem Seitenblicke wandte sie sich zum Bette des Kranken. — Gott gebe, daß er nichts hörte!

Sie schämte sich vor ihm ... Sie hätte rufen, singen, lachen mögen, nur um dieses Flüstern zu übertönen, das wie in glühenden Wellen an ihrem Ohre brandete.

Aber nein, er hörte nichts.

Aus glanzleeren Augen starrte er zur Decke empor, nur mit dem Atmen beschäftigt, in dem sein Brustkasten sich hob und senkte wie eine mühsam arbeitende Maschine.

Auch daß sie ihm vorläse, schien er nicht mehr zu erwarten. — Sie trat an sein Bett, und ängstlich nach der Tür hinhorchend fragte sie: „Willst du schlafen, Nathanael?“

Er senkte bejahend die Lider und hauchte: „Aber — — lesen — —!“

„Soll ich's nicht lieber leise?“ fragte sie.

Er tat wie vorhin. „Aber lesen; — nicht einschlafen!“ In seinen Augen flackerte die Angst.

„Nein, nein,“ stammelte sie.

Er winkte, daß sie nun gehen könne, und vertiefte sich von neuem ungestört in die Arbeit des Atmens.

Maria ergriff ein Gesangbuch.

„Du sollst ein Sterbelied lesen,“ sagte sie zu sich, denn das Versprechen wollte gehalten sein, und als hätte sie sich selbst nicht verstanden, wiederholte sie: „Du sollst ja ein Sterbelied lesen.“

Aber ihr Ohr lauschte nach der Tür hin, und während die goldenen Ziffern der Jahreszahl 1795 spukhaft in dem Leder auf und nieder tanzten, hörte sie es wieder, was sie hören wollte. Es war wie das Flüstern des Windes, der schmeichelnd um eine verbotene Tür streicht. Und vernahm auch einzelne Worte: „Je t'aime — follement — j'en mourrai — je t'adore — mon amour — mon amour.“

Maria schloß die Augen.

Wieder war es ihr, als strömten glühende Wellen auf sie ein. — Und jetzt schämte sie sich nicht mehr.

Es lag etwas in alledem, was jeden Vorwurf schweigen hieß, was diese ungeheuerliche Tat verständlich machte ... Ja, wenn man vor Liebe toll wird, wenn man fühlt, daß man dran sterben muß! —

Das gab es also? ... Das war nicht bloß Geschwätz aus verlogenen Romanen?

Und ihr Geist wanderte zurück und verglich ihre eigene Liebe mit dem, was sie heute erlebte. — — Wie sie zurückgebebt war vor seinem ersten Kuß und nach seinem Fortgehen die Knie der Mutter umklammert und geschluchzt hatte in Angst und Qual, dem fremden Manne folgen zu müssen. — Und wie am Abende der Hochzeit dieselbe Mutter ihr ins Ohr geflüstert hatte: „Ertrage, mein Kind, und bete zu Gott, denn das ist unser Frauenlos.“

Und das war es, was sie bis heute für Liebe gehalten hatte!

O, die Glücklichen dort! — Die Glücklichen!

„Maria!“ tönte es hohl vom Bette her.

Sie schrak empor. „Wa — was?“

„Ach — du lieſt — ja nicht."

„Ich leſ' — ja, ich leſ'!"

Ihre Hände wühlten voll Angſt in den rauhen, aneinanderklebenden Blättern. Ein modriger Geruch von welkem Laube, gegen den ihre Sinne ſonſt immer ſtumpf geweſen, drang ihr daraus entgegen. — Es war ein Geruch wie von dumpfen, lichtloſen Stuben, von frühem Herbſt und geflickten Alltagskleidern.

Doch ſie fand, was ſie ſuchte: „Kyrie eleiſon! — Chriſte eleiſon! — Lieber Gott, Vater im Himmel, erbarme dich über uns."

Ihre Lippen plapperten tonlos her, was ihre Augen ſahen, aber Herz und Sinne beteten ein ander Gebet: „Vater im Himmel, der du die Liebe biſt und die Barmherzigkeit, rechne ihnen beiden die Sünde nicht an, die ſie an ſich begehen ... Segne du ſie in ihrer Liebe, wenn ſie auch deinen Segen nicht begehren. — Sende deine Treue in ihre Herzen, damit ſie nimmer voneinander laſſen und dankbar bleiben für das Glück, das du ihnen beſcheréſt! ... Die Glücklichen, ach, die Glücklichen!"

Tränen ſtürzten aus ihren Augen. Sie bückte ſich nieder und preßte ihr Angeſicht gegen die raſchelnden Blätter, um ihr Weinen zu verbergen. —

Ihr war zumute, als verſtünde ſie plötzlich die Sprache, die Sonne und Meer, Blütenhecken und immergrünende Bäume, Vogelgeſang und Menſchenlachen in dieſem Lande ewigen Frühlings ſprachen, als hätte das Geheimnis, nach deſſen Offenbarung ſie rang bei Tag und bei Nacht, vor ihren Augen ſich entſchleiert.

Und in jähem Wechſel des Gefühls erkältete ſich ihr Herz gegen das ſündige Paar, für das ſie ſoeben noch gebetet hatte. — — Es wurde ihr fremd ... Es verſank in Nebel. — — Wie aus weiter Ferne verhallte das Flüſtern an ihrem Ohr.

Ihr eigenes Leben war es, um das es ſich jetzt handelte ... Grau und mürriſch in ihrer armſeligen Pflichterfüllung lag die Vergangenheit hinter ihr. Licht und lachend ſchaute die neugeborene Welt ihr ins Angeſicht.

Sie hatte ihm Liebe geſchworen. Sie hatte ihn betrogen. Sie hatte ihn darben laſſen an ihrer Seite.

Jetzt, da ſie wußte, was Liebe war, mußte ihm vergolten werden, tauſendfach ... Auch ſie konnte lieben bis zur Tollheit, bis zur Anbetung und um daran zu ſterben ... Und ſie wollte es, ſie mußte es, das fühlte ſie; ſonſt würde ſie ſterben aus Hunger danach.

Ihr Herz tat ſich auf. Fluten von Zärtlichkeit, ſtürmiſch, rauſchend, übermächtig brachen daraus hervor.

Und ob er all ihre Liebe verlangte? ... Ob er ſie verſtand? Oder ob er ſie verdiente? — Was tat das ihr?

Sie mußte geben, geben ohne Maß und Ziel, ohne Berechnung und ohne eigenen Willen, nur um nicht zu erſticken unter all ihrem Reichtum.

Und ob er geknickt und verkümmert und kleinlich und elend war, ein ſchwachgeborener Leib, eine verſtumpfte Seele! ... Und ob er dalag, mager und keuchend, ein Knochenhaufe, der ſich nicht regen kann, halb ſchon aufgelöſt in Staub und Moder — was tat das ihr?

Sie liebte ihn! ... Liebte ihn mit der neuen, großen Liebe, weil er auf der weiten Welt der einzige war, der ihr gehörte; — d e r Anteil an Glück und Licht und Leben, den ihr das Schickſal zugewieſen hatte.

Sie ſprang auf und breitete nach ihm die Arme aus.

„Du mein einziges — du mein alles!" flüſterte ſie, die Hände unter dem Kinne faltend, und ſtarrte ihn an.

Seine Bruſt ſchien beruhigt. Friedlich lag er da.

Weinend vor Glück ſtürzte ſie vor ihm nieder und küßte ſeine Hände. — Und dann, als er alles ruhig geſchehen ließ, kam langſam ein Erſtarren über ſie ... Auch hatte ſie ein ungewiſſes Gefühl, daß ſeine Hand nicht war wie ſonſt.

Unfähig zu rufen, zu atmen, ſah ſie auf ihn nieder.

Sie fühlte ſeine Stirne, ſie taſtete nach ſeinem Herzen. Alles war ſtill, alles kalt. — — Da wußte ſie genug.

Die Klingel — die Kellner — der Arzt — wozu? Es half ja doch nichts mehr. — Sie kniete nieder — und wollte beten — — nachholen, wenn möglich.

Eine Vision stieg vor ihr auf: Das Witwenhaus — die Mutter — der Kachelofen — die Schwestern, altjüngferlich, mit den hölzernen Häkelhaken klappernd — und sie selbst daneben, das Blondhaar mit Wasser glattgestrichen, ein Schleifchen vor der Brust, mit offenem Munde in die Schneefelder hinausstarrend — erstickend, erstickend unter all ihrer Liebe, denn der einzige, den ihr das Schicksal beschert hatte, konnte die nicht mehr brauchen. — — —

Aus dem Nebenzimmer klang das Geflüster wie zuvor, eintönig, stockend, in glühenden Wellen an ihr Ohr getragen.

„J'en mourrai — — je t'adore — mon amour."

Das war sein Sterbelied.

Sie fühlte: es war auch das ihre.

Die leidende Dritte

Madame Nelson, die schöne Amerikanerin, war, mit einer phänomenalen Stimme und solider italienischer Technik ausgerüstet, aus Paris herübergekommen, hatte sich im Fluge in die Herzen der Berliner Kunstfreunde hineingesungen — wenn man eine Mischung von Snobtum, Sich-imponieren-lassen und Nachbeterei als „Herz" bezeichnen kann — und war alsbald mit großer Gage und langen Gastspielfristen an eine unserer vornehmen Opernbühnen gefesselt worden. Ich spreche aus Vorsicht im Plural, damit man sich nicht um einen Nachschlüssel bemüht.

Nun hatten wir sie. Vor allem hatte sie unsere Lebewelt. Nicht jene Finanzbürschchen, die mit zu hohem Kragen und zu kurzen Hosen die Boudoirs unsicher machen, nicht jene Träger alter Namen, welche abends, nachdem sie die Uniform auf den Nagel gehängt haben, Einglas und Armband in allerhand halb- und drittelwertigen Salons spazieren führen — nein, jene würdereichen Männer mittlerer Jahre, die im Westen ihre Palais haben, deren Gattinnen man die Hand drückt und deren Festen man durch zwei bis drei liebenswürdigerweise gesungene Lieder die letzte Politur verleiht.

Dann machte sie ihren ersten dummen Streich, indem sie sich mit einem italienischen Operntenor zusammen auf Reisen begab — „Kunstreisen" hieß es offiziell —, aber da die Jahreszeit — Ende August — schlecht gewählt war und da sie ferner mit einigen Kratzwunden, die die nachreisende Gattin des Tenors ihr beigebracht haben sollte, wieder auf der Bildfläche erschien, so glaubte niemand daran.

Im nächsten Winter ruinierte sie einen x . . schen Botschaftsrat und Magnatensohn so gründlich, daß er sich mit Hinterlassung einiger nicht ganz waschechter Wechsel in eine wenig besuchte äquatoriale Gegend verflüchtigte.

Aber die Revanche für ihn übernahm im Winter darauf ein pechschwarzer rumänischer Geiger, der sie prügelte

und sie zwang, ihren Schmuck ins Auktionshaus zu tragen, wo er von dem dereinstigen Geber zur Hälfte des Preises wieder angekauft wurde, um nun den straffen Leib einer kleinen, dummen Ballettratte zu zieren ... Wirtschaft, Horatio!

Mit ihrer Stellung in der Gesellschaft war es nun freilich einigermaßen vorbei; aber Berlin vergißt ja so rasch, und als sie wieder tugendhaft wurde und zu ihren alten Neigungen, den Herren mittlerer Jahre mit umfangreichem Palais und umfangreicher Gattin, zurückkehrte, da fanden sich nicht wenige Häuser — keine von der strengen Observanz, versteht sich —, die die strahlende Blondine mit dem berühmten Namen und den duftig bescheidenen Toiletten — Marke Paquin à zehntausend Franken — gerne durch ihre Räume rauschen ließen.

Zu derselben Zeit entwickelte sich in ihr ein bemerkenswerter Geschäftssinn. Ihre Verbindungen an der Börse, die ihr erlaubten, ohne jedes Risiko mitzuspielen — welcher galante Vermittler läßt eine so schöne Frau verlieren? — legten den Grund zu einem freundlichen Vermögen, das nach einer erfolgreichen Tournee durch die Vereinigten Staaten beträchtliche Dimensionen annahm und sich durch eine gelungene Spekulation in Dresdner Terrainwerten als ein rocher de bronze stabilisierte.

Übrigens wäre es ungerecht, zu verschweigen, daß ihr letzter Verehrer, Herr Kommerzienrat Wormser, der bekannte Wollspinner, an diesem reißenden Anwachsen ihres Bankdepots einen nicht zu unterschätzenden Anteil hatte.

Herr Wormser hielt auf seinen guten Ruf. Er legte Wert darauf, daß seinen illegitimen Neigungen der Stempel höchster Eleganz nie fehlte, und war rege dafür tätig, daß ihnen bei Gelegenheit von Rennberichten und Premierenplaudereien eine möglichst große Verbreitung gegeben wurde. Auf eine Dosis Bosheit kam es ihm dabei nicht an, wenn er sich nur mit der Dame seines Herzens durch eine sinnige Anspielung verbunden sah.

Nun gab es freilich auch eine Frau Wormser. Aus

guter Frankfurter Familie. Anderthalb Millionen Mitgift. Modern bis in die nervösen, stets leise suchenden Fingerspitzen.

Diese Frau war von so hohen gesellschaftlichen Idealen getragen, daß sie eine unstandesgemäße Liaison ihres Gatten als eine Beleidigung des allgemeinen und des eigenen guten Geschmacks niemals verziehen haben würde. Madame Nelson hingegen fand ihren vollen Beifall. Sie genoß sie als den prunkvollsten Schmuck, der für das eheliche Heim zurzeit zu haben war. Figürlich gesprochen, natürlich ... Oh! Es ging alles in korrektesten Formen zu ... Man streifte einander bei großen Wohltätigkeitsfesten mit einem wohlwollenden Blicke und sorgte dafür, daß man nicht nach gleichen Modellen gekleidet war.

Dann kam das Haus Wormser ins Wanken. Es war gerade kein ernsthaftes Debacle, aber zu den guten Sachen, die über Bord geworfen werden mußten, gehörte — auf Verlangen der hilfreichen Frankfurter — auch Madame Nelson.

Und sie wartete. Wartete wie die Jungfrau auf die Liebe, wie der Mann am Meridianrohr auf seinen Stern. Sie fühlte, der ihre sollte noch aufgehen.

So lagen die Dinge, als eines Tages Herr von Karlstadt sich ihr vorstellen ließ. Großindustrieller von Weltruf. Geadelt. Nicht unbedeutender Sohn eines großen Vaters. Jemand, der auf dem Liebesmarkte bisher nicht zu finden gewesen war, dem man aber nachsagte, daß beachtenswerte Frauen um seinetwillen Torheiten begangen hatten.

Alles in allem ein Mann, der das allgemeine Interesse in ganz andrem Maße in Anspruch nahm als Herr Wormser und seinesgleichen.

Aber auch Frau Nelsons Name war durch künstlerische Erfolge wieder in die Höhe gegangen, und als Nachrichten über die vollzogene Tatsache durchzusickern begannen, konnte man in der Gesellschaft nicht recht zur Entscheidung kommen, wer von den beiden durch diese Verbindung mehr an Glanz gewann und wen man glücklicher zu preisen hatte.

Wie dem auch sein mochte, die Weltgeschichte war um ein berühmtes Liebespaar reicher geworden.

Aber so wie es eine Frau Wormser gegeben hatte, so gab es auch eine Frau von Karlstadt ...

Und sie gerade ist es, von der ich erzählen will.

* * *

Geistig wie körperlich gehörte Mara von Karlstadt nicht zu denen, die die öffentliche Beachtung gebieterisch an sich reißen. Feinfühlig bis zur Hautlosigkeit, ein wenig Genießerin, ein wenig Schwärmerin, kokett gerade nur so weit, als es der gute Ton verlangt, und rettungslos in ihren Mann verliebt. Verliebt bis zu dem Grade, daß sie die Erfolge, die ihm, dem aus der Junggesellenzeit her Verwöhnten, bei guter Gelegenheit zu erblühen pflegten, als eine unvermeidliche Folge ihrer glücklichen Wahl, wehmütig grollend zwar, doch immerhin mit einigem Stolze hinnahm.

Da sie als Tochter eines süddeutschen Großgrundbesitzers in Einsamkeit erzogen worden war, hatte sie erst allmählich gelernt, mit Sicherheit durch die Salons zu gleiten, ein gespanntes Lächeln auf den Lippen, das viele als Spott auslegten, das aber nur der Rest alter Schüchternheit war. Zart, brünett, mit feinem Kameenprofil, die Haare glatt in die Schläfen gestrichen, mit einem gebrochenen Halbglanz in den etwas kurzsichtigen Augen, so schlüpfte sie mitten durch, ohne daß andre als die Freunde des Hauses viel von ihr Notiz nahmen.

Und diese Frau, die in der Stille ihres Daseins vollkommene Genugtuung empfand, die zufrieden war, wenn sie um Mitternacht in ihren Wagen steigen konnte, ohne daß *ein* forschender Blick, *ein* tastendes Wort sie gestreift hatte, sah sich plötzlich und ohne zu ahnen warum, in den Mittelpunkt einer verstohlenen und beinahe kränkenden Aufmerksamkeit gerückt. Sie fühlte, daß man in Gesellschaft hinter ihr hertuschelte, sie sah von ihrer Loge aus stets mehrere Gläser auf sich hingesteuert.

Dann begannen die Reden der Freundinnen von An-

deutungen zu schillern, und in den Ton der Freunde mischte sich eine Art von zärtlichem Bedauern, das ihr weh tat, wenn sie es auch noch nicht zu deuten vermochte.

In dem Benehmen ihres Mannes war vorläufig noch keine Änderung zu verspüren. Klub und Geschäfte hatten ihn stets dem Hause ferngehalten, und wenn jetzt zwei oder drei weitere Stunden der Abwesenheit hinzukamen, so ließ sich das alltäglich auf die gleiche harmlose Weise erklären, oder vielmehr blieb es unerklärt, weil niemand danach fragte.

Dann aber fanden die anonymen Briefe sich ein, — duftende, lederdicke mit herausgeschnittenen Kronen und dünne, linierte mit dem Abdruck schmutziger Finger.

Die zuerst gekommenen warf sie ins Feuer, die folgenden reichte sie ihrem Manne.

Der angehende Vierziger, der eine gebieterische Schroffheit in sich großgezogen hatte, richtete sich kerzengerade empor, knotete den buschigen Bismarckbart und sagte: „Nun, und wenn's wahr wäre? ... Was verlierst du dabei?"

Sie brach nicht in Verzweiflungstränen aus, sie warf mit keinen Zornausbrüchen um sich, sie verließ nicht in schweigender Hoheit das Zimmer, nichts wurde wund und zerbrach in ihr, sie erschrak nicht einmal, sie dachte nur: „Ich hab' ihm ja schon so vieles verziehen, schließlich warum nicht auch dies?"

Und wie sie früher geteilt hatte, ohne sich entwürdigt zu fühlen, so wollte sie auch diesmal teilen.

Aber bald merkte sie, daß die Logik ihres Herzens sich nicht als stichhaltig erwies.

Früher hatte ein Schleier von Sorge und Rücksicht sorgfältig bedeckt, was sie als Schwäche an ihm empfand, die Gefahr der Entdeckung hatte eine schweigende und ahnende Mitwisserin aus ihr gemacht, die, wenn alles vorüber war, erleichtert aufatmen konnte in dem Gedanken: „Ich bin die einzige, die einen Argwohn hatte."

Diesmal schien die ganze Welt zur Zeugenschaft geladen.

Denn nun verstand sie alles, was sie in jüngster Zeit gequält hatte — wie ein unaufgeklärter Makel, wie ein Schmutzfleck im Gesichte, den jeder sieht, nur der nicht, der ihn trägt. Nun wußte sie, was die lächelnden Hinweise der Freundinnen, was die trostreichen Gelüste der Freunde ihr zu sagen hatten, nun erkannte sie, warum die allgemeine Aufmerksamkeit sich beleidigend an ihre Fersen heftete.

Sie war ja „die Frau von dem, der die Nelson —" und so weiter.

Und eine Scham bemächtigte sich ihrer, so martervoll, als wäre sie selbst die Urheberin der Schmach, mit der die Welt sie zu überhäufen schien.

Diese Empfindung war nicht plötzlich gekommen. Zuerst hatte sie nur als eine stechende Neugier in ihr gezittert: „Wie wird es heute werden?", als selbstquälerische Erwartung, die eines gewissen Flagellantenreizes nicht entbehrte.

Mit zuckenden Nerven und zusammengekrampftem Herzen betrat sie am Arme ihres Mannes allabendlich — denn es war hohe Saison — die fremden Räume.

Und es war immer dasselbe. Dasselbe Hinübergleiten der Blicke von ihr zu ihm und wieder zu ihr zurück, derselbe mitleidige Hohn auf den sich abwendenden Gesichtern, dieselbe heuchlerische Schonung im Gespräch, dasselbe plötzliche Stocken bei verfänglichen Themen, sobald sie in der Absicht, zuzuhören, sich einer Gruppe entgegenwandte, dasselbe Am-Pranger-stehen Abend für Abend, Nacht für Nacht.

Und wenn es nicht gewesen wäre, sie hätte es dennoch empfunden.

Es gab so viele Frauen in den Salons mit Männern an der Seite, deren Liebschaften Stadtgespräch waren. Selbst Frau Wormser, ihre Vorgängerin, war mit süffisantem Lächeln, herablassende Scherze machend, über die zahlungsfähige Unmoral ihres Gatten hinweggeschritten, und die Welt hatte sich mit Hochachtung vor ihr geneigt, wie immer, wenn sie eine kalte Schnauze wittert, der sie nichts anhaben kann.

Warum gerade ihr dies Martyrium?

Und sie begann — halb wider Willen — sich zu verkriechen, sagte diese und jene Einladung ab und verbrachte die freiwerdenden Abende im Kinderzimmer, den Schlaf ihrer Knaben zu belauschen und Träume von wiederkehrendem Glück zu spinnen. Eine Erkrankung des älteren bot den Vorwand, ganz zu ihnen überzusiedeln, und ihr Gatte hielt sie nicht zurück.

Zu einer Aussprache zwischen ihnen beiden war es nie gekommen, und da er stets rücksichtsvoll, fast herzlich blieb und bissige Worte nicht in der Richtung ihres Wesens lagen, so entgleiste der Friede des Hauses fortan nicht mehr.

Alsbald schien es ihr auch, als ob die zudringliche Beachtung der Welt sich langsam wieder sänftigte. Entweder war man über den kritischen Zustand ihrer Ehe hinweg zu aktuelleren Ereignissen übergegangen, oder sie selbst hatte sich, ohne zu wissen wie, der neu geschaffenen Sachlage angepaßt.

Sie lebte wieder geselliger, und die Scham, am Arme ihres Mannes der Öffentlichkeit entgegenzutreten, schien einschlafen zu wollen.

Was aber nicht einschlafen wollte, war das Verlangen, zu wissen, wie das Weib beschaffen war, in dessen Händen zurzeit sein Leben lag ... Wie sie das teure Gut verwaltete, das ihr vom Schicksal anvertraut worden ... Und wann und wie sie selbst es einst zurückerhalten würde.

Sie warf die letzte Scheu von sich und forschte die Freunde aus. Dann, als sie mit einem Lächeln mitleidigen Nichtwissenwollens heimgeschickt wurde, wandte sie sich an die Freundinnen. Die waren freilich redseliger; aber was sie erfuhr, vermochte sie nicht zu glauben. So weit entwürdigte er sich nicht, als Nummer in die Reihe zahlender Lüstlinge zu treten. Es war klar, um ihrem Kummer zu schmeicheln, verleumdete man jenes Weib und ihn mit ihr.

Um verstohlen zu beobachten, fuhr sie verschleiert ins Theater, wenn Frau Nelson sang. Als Schatten kauerte sie im dunkeln Grunde einer Loge, die sie sich heimlich

hatte besorgen lassen, und folgte mit einer Art von schmerzlicher Wollust den Ekstasen der Liebe, die die Glückliche im Vollbewußtsein siegender Körperschönheit vor der atemlosen Menge sich entfalten ließ.

Mit diesem Aufwärtsschleudern ihrer leuchtenden Arme warf sie sich auch an *seine* Brust! Mit dieser Beuge ihres weichgeschwellten Beines lag sie auch vor *seinen* Knien!

Und in ihr erwachte ein ehrfürchtiger, entsagender Neid vor einem Menschenwesen, das so viel zu geben hatte, vor dem sie selber nichts war wie ein dunkles, dürftiges Gespenst, durch Mutterschaft ermüdet, durch Leiden aufgezehrt ...

Um dieselbe Zeit erschien ein kalifornischer Grubenfürst auf der Bildfläche, mit dem ihr Mann in vielfacher Geschäftsverbindung stand. Er führte seine smarte Tochter in die Gesellschaft ein und gab selber eine Reihe von üppigen Diners, bei denen er eine möglichst gewählte Gesellschaft zu vereinigen strebte.

Gerade als das Ehepaar in den Wagen steigen wollte, um zu einem seiner Feste nach dem „Bristol" zu fahren, kam eine Nachricht, die Herrn von Karlstadt zwang, auf der Stelle nach seinen Fabriken abzureisen. Er bat seine Frau, ihn zu vertreten, und sie weigerte sich nicht.

Man war beinahe vollzählig, und die Grubentochter machte mit sachgemäßer Anmut die Honneurs, da öffneten sich die Türen des Empfangsaales zum letztenmal und herein schwebte — Madame Nelson.

Der erstarrende kleine Kreis wandte seine Blicke in fragendem Entsetzen Frau von Karlstadt zu, während die Grubentochter mit großer Geste die Vorstellung erledigte.

Gehen oder nicht? — Niemand fand sich, ihr zum Ausgang hin den Arm zu reichen. Ihre Füße waren gelähmt. Und sie blieb.

Man setzte sich zu Tische. Und da das Schicksal in solchen Fällen seine Arbeit nie halb tut, so ereignete es sich, daß Madame Nelson der Platz ihr gegenüber angewiesen wurde.

Die Gesellschaft schien ihr Dank dafür zu wissen, daß sie nicht genötigt worden war, die Zeugenschaft eines Eklats zu übernehmen, und überhäufte sie mit Zeichen zarter Erkenntlichkeit. Langsam gewann sie die Fassung wieder. Sie wagte beobachtend um sich zu schauen, und siehe da! Madame Nelson gefiel ihr.

Ihr Französisch war tadellos, ihre Manieren nicht minder, und wenn der Kalifornier sie mit ins Gespräch zog, was seiner Unschuld ein hartnäckiges Vergnügen bereitete, so beobachtete sie die Taktik, mit bescheidener Zurückhaltung gerade so weit an ihr vorbei zu sprechen, daß der Nichtwissende ahnungslos blieb und der Wissende seine Unruhe schwinden fühlte.

Um ihr für diese Erleichterung der fatalen Situation zu danken, wandte sich Frau von Karlstadt beim Sprechen bisweilen flüchtig auch an sie — hierfür war Frau Nelson wieder voll Dankbarkeit — ihre Blicke begannen friedlich aufeinander zu ruhen, ihre Worte kreuzten sich, die Stimmung wurde unbefangener von einer Viertelstunde zur andern, und als die Tafel aufgehoben wurde, war der staunende Kreis zu dem Ergebnis gekommen: „Sie weiß nichts."

Die Kunde dieses eigenartigen Zusammenseins verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Die Freundinnen kamen, sie um ihrer Geistesstärke willen zu beglückwünschen, die Freunde priesen ihre Hoheit, sie kostete die ausgestandene Erniedrigung wie einen Triumph. Nur ihr Gatte ging eine Zeitlang mit bösem Gewissen und zorniger Stirn um sie herum.

Monate verflossen. Die Sommerruhe legte sich dazwischen, aber die Erinnerung an jenen Abend wühlte verwirrend in ihr weiter. Langsam wuchs ein Gedanke groß, der vielleicht als Urgrund die Eitelkeit hatte, der aber in seiner Betätigung nichts wie leidende Liebe war: Sie wollte angesichts der Öffentlichkeit die Beziehungen ihres Mannes legitimieren.

Als die Gesellschaftssaison von neuem begann, schrieb sie Frau Nelson einen Brief, in dem sie sie „sowohl aus Be-

wunderung für ihr Talent wie aus dem Wunsche heraus, einem widerwärtigen Gerüchte die Spitze abzubrechen", freundlichst einlud, auf einer demnächstigen Soiree bei ihr zu singen.

Madame Nelson, der diese Wiederaufrichtung ihres brüchigen Renommees nur zu willkommen war, beging die Unvorsichtigkeit, „ja" zu sagen; auch in die Bedingung, daß „niemand" von dem Plane etwas erführe, willigte sie nach einigem Zaudern.

Es sei mir erlaubt, über diesen peinlichen Abend mit gebührender Schonung hinwegzugehen. Äußerlich ereignete sich nichts Bemerkenswertes. Das Fest nahm einen glänzenden Verlauf. Frau Nelson sang drei bezaubernde Lieder, bei denen ein erster Künstler sie begleitete. Zum Büfett führte sie ein Freund des Hauses, den die Wirtin kurz vorher darum gebeten hatte. Eine Anzahl reiner Toren umgab sie mit hoffendem Augenaufschlag. Höchstes Entzücken herrschte. Schade, daß der Hausherr gezwungen war, eines abscheulichen Kopfwehs wegen sich — wenn auch unauffällig — vor der Zeit zurückzuziehen.

Diesen Abend hat die Berliner Gesellschaft, die in den heiligen Tiefen ihrer Moral dadurch gekränkt wurde, dem Hause Karlstadt nie vergessen. Ich glaube, in gewissen Zirkeln erinnert man sich auch heute, nach Jahren, noch daran.

Die erste Folge war der offene Bruch zwischen den beiden Eheleuten.

Frau Mara ging nach der Riviera, wo sie bis zum Frühling blieb.

Hierauf wurde eine notdürftige Versöhnung zustande gebracht, die sich äußerlich als haltbar erwies.

Auch in gesellschaftlicher Beziehung kam man einigermaßen ins Geleise, nur wurde fortan von dem Karlstadtschen Hause mit einem entschuldigenden und um Entschuldigung bittenden Lächeln gesprochen.

Frau Mara fühlte das wohl, und während ihr Gatte sich häufiger als früher an der Seite von Frau Nelson

zeigte, zog sie sich mehr und mehr in die Stille ihrer intimen Gemächer zurück.

* * *

Dann nahm sie sich einen Liebhaber.

Oder vielmehr, sie wurde von ihm genommen.

Ein einsamer Abend ... Rotfeuer im Kamin ... Ein zufällig eintretender Freund; derselbe, dem an jenem Abend Frau Nelsons Wohl und Wehe anvertraut gewesen ... Schneerieseln draußen ... Quellendes Vertrauen ... Ein kurzes Aufweinen ... Ein Sichanschmiegen an die streichelnde Hand ... Und dann war es geschehen.

Monate vergingen. Nicht e i n e Stunde des Rausches, der inneren Entsühnung, nur immer wieder ein schlaffes Sichfallenlassen.

Dann stellten die Folgen sich ein.

Das Kind durfte natürlich nicht geboren werden. Und es w u r d e nicht geboren.

Wer Lust daran findet, male sich das Grauen jener verbrecherischen Zeit, den Feuerreigen schlafloser Nächte, den Blutdunst schuldvoller Verzweiflung, das von verschlossenen Türen erstickte Notgestöhn!

Was übrig blieb, war dauerndes Siechtum.

Wie lang war nun der Weg vom Bett bis zum Ruhestuhl, vom Ruhestuhl bis zum Bett!

Die Zeit rollte dahin. Besserungen kamen und lösten sich in Verschlechterungen. Reisen in Frauenbäder wechselten mit dem Aufenthalt in Nervensanatorien.

Dort saßen sie zu Hauf, die blassen, dünnblütigen, von fremder und eigener Schuld zuschandengequälten Weiber, und vergnügten sich an einem kümmerlichen Flirt mit fahrigen Neurasthenikern.

Und allmählich ging es weiter bergab. Schon lange zuckten die Ärzte freundlich die Achseln ...

Da ereignete es sich, daß Madame Nelson das Bedürfnis verspürte, mit einem jungen, schönen Hauslehrer auf und davon zu gehen. Weniger aus aufblühender

Passion als vielmehr, um nach sieben fetten Ernten die Welt von der Uneigennützigkeit ihrer Gefühle zu überzeugen. Denn sie hatte den Ehrgeiz, zu den „grandes amoureuses“ gezählt zu werden.

* * *

Eines Abends trat Herr von Karlstadt in das Krankenzimmer seiner Frau, setzte sich neben ihr Bett und faßte schweigend ihre Hand.

Sie, die schon alles wußte, fragte mit einem leisen Lächeln um die weißen Lippen: „Nun sei mal aufrichtig — hast du sie wenigstens geliebt?“

Er lachte grell auf. „Weshalb hätte ich die Geschäftsdame wohl lieben sollen?“ fragte er zurück.

Und die beiden sahen sich lange an. Sie eine Sterbende, — er schon ergraut, mit zerbrochenem Selbstgefühl und verschwendeter Würde.

Und dann umklammerten sie sich, drückten die Stirnen gegeneinander und weinten lange zusammen.

Herbst

I

Es war an einem sonnigen Oktobernachmittage. Durch die Alleen des Tiergartens wälzten sich Menschenströme. Mit der Inbrunst eines Weibes, das sich zum Verlassenwerden reif fühlt, empfing die Riesenstadt die letzte kümmerliche Liebkosung des scheidenden Sommers.

Ein schwarztüpfliges Gewimmel, das heute ein wenig an das Chaos der Champs Elysées erinnerte, füllte die breite, graue Fahrstraße, die sich geradlinig bis nach Charlottenburg erstreckt. — —

Berlin, das an Luxus seiner Fuhrwerke mit keiner Großstadt Europas zu wetteifern vermag, schien heute seinen ganzen Wagenpark mobil gemacht zu haben. — Da für das gedeckte Coupé das Wetter zu schön war, so überwog der brave Familienlandauer. Nur hin und wieder glitt eine Chaise mit behender Eleganz die Reihen entlang oder brauste ein aristokratischer Viererzug ehrfurchtgebietend durch das platzmachende Getümmel.

Ein dunkelgelber Dogcart, mit einem prächtigen Orlowtraber bespannt, erregte die Aufmerksamkeit der Kenner. Das edle Tier, das sich in sicherer Hand zu fühlen schien, lehnte sich schnaubend in das Gebiß. — — Mit weitausgreifenden Hinterbeinen flog es dahin — die Kruppe unbeweglich haltend, wie es sich für einen Sprößling seiner Rasse geziemt.

Der es lenkte, war ein sehniger, hochgewachsener Mann zu Anfang der Vierziger mit klaren, grauen Augen, scharfgeschnittenem, adlernasigem Profil und kurzgestutztem Schnurrbart. In den bräunlich hageren Wangen saßen etliche Narbenhöhlungen, und zwischen den schmalen, geraden Brauen lagerten zwei Jupiterfalten.

Seine Kleidung — asphaltgrauer, dicknähtiger Überzieher — buntgemustertes Hemd und rote Handschuhe — verleugnete den Sportsmann nicht, und die Beine, die

sich gegen das Vorbrett stemmten, steckten in straffgeschnallten gelbledernen Reitgamaschen. —

Er wurde vielfach gegrüßt und dankte in einer lässig höflichen Weise, wie sie Leute an sich haben, die sich über das Urteil ihrer Mitmenschen erhaben wissen.

Wenn einer seiner Bekannten sich in Damengesellschaft befand, so senkte er Oberkörper und Peitsche, tiefe Ehrfurcht markierend, doch ohne die begleitenden Damen mit einem einzigen Blicke zu streifen.

Man sah sich häufig nach ihm um und nannte seinen Namen: Freiherr von Stückrath.

Aha der!

Und man sah sich noch einmal um.

Am großen Stern bog er nach links, fuhr an der Spree entlang, passierte die Zelte und hielt unfern des Generalstabsgebäudes vor einem grauen, vornehm dreinschauenden Hause mit umgittertem Vorgärtchen und schmiedeeisernem Einfahrtstor.

Er warf dem Groom, der in seiner gallonierten Herrlichkeit unbeweglich hinter ihm gethront hatte, den Zügel zu und sagte: „Fahr nach Hause."

Beim Hinabspringen bemerkte er in dem linken Gamaschenschaft steckend den Stiel seines Schweißmessers. Er riß es heraus, warf es auf den Wagensitz und ging ins Haus.

Der Portier grüßte ihn als alten Bekannten mit dem kriechend vertraulichen Nicken aller Trinkgeldempfänger.

Zwei Treppen hoch hielt er an und zog die Klingel, deren Kristallknopf über einem sauberen Messingschilde glitzerte.

„Ludovika Kraißl" stand daselbst geschrieben.

Ein streng bürgerlich gekleidetes Dienstmädchen mit weißer Latzenschürze und Hamburger Spitzenhäubchen öffnete ihm.

Er trat ein und übergab ihr den Hut.

„Fräulein zu Hause?"

„Nein, gnädiger Herr."

Er maß sie zwischen zusammengekniffenen Lidern und

gewahrte, wie ihr milchiges Madonnengesichtchen bis unter das glatt herabgestrichene Blondhaar errötete.

„Wo ist sie hin?"

„Fräulein — wollte — zur — zur Schneiderin und dann noch Besorgungen machen."

Sie guckte scheu in die Ecken. Sie war erst ein Vierteljahr im Dienst und hatte das Lügen noch nicht gelernt.

Er pfiff zwischen geschlossenen Zähnen ein Lied und trat in den Salon.

Ein durchdringender Chypreduft drang ihm entgegen. — Er rümpfte die Nase.

„Öffnen Sie ein Fenster, Meta."

Sie glitt geräuschlos durch das Zimmer und tat nach seinem Befehl.

Dann hielt er stirnrunzelnd Umschau. Der hohle Kokottenpomp beleidigte sein Auge. Die Person, die hier hauste, besaß ein ausgesprochenes Talent, jeden Winkel mit banalem und geschmacklosem Krimskrams zu füllen.

Als er ihr die Wohnung übergeben hatte, war sie ein lauschiges Nest voll zarter Farbentönungen und schlichter Louisseizeformen gewesen; sie hatte in wenigen Jahren einen Trödlerladen daraus gemacht.

„Befehlen der gnädige Herr Tee oder sonst was?" fragte die Zofe.

„Nein, danke. Ziehen Sie mir die Stiefel aus, Meta. Ich will mich nur umkleiden und gehe dann wieder." —

Als sie sich bescheiden, demütig fast, zur Erde niederbeugte und, seinen bespornten Fuß vorsichtig auf ihrem Schoße bettend, die Gamaschenschnallen löste, ließ er den Blick in zerstreutem Wohlbehagen auf ihrem glatten, silberblonden Scheitel ruhen.

Wie wär's, wenn er seine Geliebte hinauswürfe und die Dienerin an ihre Stelle setzte?

Aber er ließ den Gedanken sofort wieder fallen. — Er hatte bei seinen Freunden Beispiele erlebt: in einem Jahre war die schüchternste und keuscheste Magd so weit verdorben, daß man sie als Dirne auf die Straße hätte setzen müssen.

„Es geht nun einmal ein Pesthauch von uns Männern aus," dachte er, „der jedes Weib zugrunde richtet."

„Oder wenigstens von Männern meiner Art," fügte er vorsichtig hinzu.

„Haben der gnädige Herr noch weitere Befehle?" fragte die Zofe, indem sie die Hände zierlich mit einem Zipfel ihrer weißen Schürze abstäubte.

„Nein, danke."

Sie wandte sich zur Tür.

„Noch eins, Meta. Wann wollte das Fräulein wiederkommen?"

Ihr Gesicht war wiederum blutübergossen.

„Fräulein hat nichts Bestimmtes gesagt. Ich sollte sie beim gnädigen Herrn entschuldigen. Zum Abend wollte sie jedenfalls zu Hause sein."

Er winkte, und aufatmend verschwand sie, die Tür leise ins Schloß drückend.

Er fuhr fort zu pfeifen und sah spähend zu einer Ampel empor, die sich vor der Fensternische mit ihrem Kranz von grellbunten Zeugblumen dunkel abschattete.

In jener Ampel, die unbeachtet und vom Fußboden her unerreichbar an der Decke herabhing, hatte er vor einem Jahre durch bloßen Zufall eine Vorratskammer von Liebesbriefen entdeckt, die seine Geliebte dort untergebracht hatte, weil ihr selbst das Geheimfach ihres Schreibtisches nicht sicher genug erschienen war.

Er jagte sie nicht davon, er verlangte keine Besserung, er erbat sich nicht einmal eine Aufklärung von ihr, denn er wußte gut genug, daß er nichts Besseres zu erwarten hatte, daß, wie diese ihn hinterging, ihn auch die nächste hintergehen würde.

Er behielt das Geheimnis der Ampel fein säuberlich für sich und begnügte sich, mit grimmigem Humor aus den Briefen, die sich von Zeit zu Zeit hinzufanden, die Launen ihres wandelbaren Herzens zu überwachen. Auf diese Weise hatte er sich überzeugen können, mit wie vielen seiner guten Freunde sie ihn allgemach betrog.

So schwoll seine Menschenverachtung ins Ungeheure,

und diese Menschenverachtung blieb schließlich der einzige Gefühlsgenuß, zu dem sein Egoismus sich noch fähig erwies. —

Er griff nach einem Stuhle und schien für einen Augenblick willens hinaufzuklettern, um den Zuwachs in der Ampel zu untersuchen. — Aber er ließ die Hand wieder sinken. Es war ja schließlich gleichgültig, mit wem sie ihn heute hinterging. —

Und er war müde. — Ein böses Tagewerk lag hinter ihm. Ein dreijähriges Vollblut, das unlängst aus Hull angekommen war, hatte sich als arg reizbar erwiesen und ihn durch Ängstlichkeit und Launen zur Verzweiflung gebracht. — Er hatte es stundenlang an der Longe laufen lassen und dadurch den nervösen Zustand des Tieres eher verschlimmert als gebessert. — Große Summen standen auf dem Spiel, wenn hier ein Konstitutionsfehler vorlag, der sich nicht heben ließ.

Es drängte ihn, mit irgendeinem über seine Sorgen zu reden, aber er wußte niemanden. Nach Fräulein Ludis naiv selbstsüchtiger Ansicht war es seine Pflicht, Erfolg zu haben. Das mühselige Drum und Dran bekümmerte sie nie. Im Klub aber focht ein jeder seine eigenen Interessen. Dort hieß es vorsichtig zu Werke gehen, da ein allzu offenes Wort die Stimmung in unerwünschter Weise beeinflussen konnte.

Am liebsten hätte er die Magd noch einmal hereingerufen, um sich ihr gegenüber seine Bekümmernisse vom Herzen zu reden.

Dann ärgerte er sich über seine Weichheit.

Er war gewohnt, in herrischer Einsamkeit durchs Leben zu gehen und die Welt durch seine Siege zu verblüffen. — Mehr brauchte er auch nicht ...

Er streckte sich gähnend über eine Chaiselongue. Die Zeit wurde ihm lang. — —

Drei Stunden bis zu Ludis mutmaßlicher Wiederkunft. — So sehr war er an die Gesellschaft dieser Person gewöhnt, daß er sich fast nach ihr bangte. Ihr müßiges Geschwätze tat ihm wohl. Sie wußte ihn durch ihre Mätz-

chen aufzufrischen — und das beste an ihr: sie war ihm bequem. Er konnte sie liebkosen und prügeln, heranwinken und hinausjagen wie einen kleinen Hund, er konnte sie das ganze Maß seiner Verachtung empfinden lassen, ohne daß sie mit der Wimper zuckte — sie war es nicht besser gewöhnt. — —

Zwei bis drei Stunden brachte er täglich bei ihr zu, weil die Zeit eben totgeschlagen werden mußte. Bisweilen führte er sie auch in den Zirkus oder ins Theater, denn er hatte längst so weit mit den Familien gebrochen, um sich in Gesellschaft von Kokotten öffentlich sehen lassen zu dürfen.

Und dennoch widerte die Atmosphäre ihn an, mit der sie ihn umgab. Ein Grund von Unbehagen saß in seiner Seele, sobald er sie in seiner Nähe wußte. Nicht daß er sich herabgewürdigt fühlte — er wußte, daß sie eine Dirne war, und wollte nichts Besseres, denn nur eine Dirne ließ sich behandeln wie sie. — Eher war's eine verschleierte Entmutigung, die ihn gefangen hielt. —

So und nicht anders sollte es sein bis ans Ende? — War das Leben wert, gelebt zu werden, wenn es einem Liebling des Glückes, einem Meister seines Willens und Handelns nichts Besseres bot? — —

„Entschieden — ich habe den Spleen!" sagte er aufspringend und ging daran, sich umzukleiden. Er hatte einen Kleiderschrank in Ludis Toilettenzimmer stehen, um von hier aus zwanglos seine abendlichen Gänge antreten zu können. —

2

Die Uhr war nahe an vier. —

In warmen Purpurtönen, leis ins Violett hinüberspielend, lachte die Sonne durchs Fenster. — Rostrote Blättermassen leuchteten vom Tiergarten herüber. Die Viktoria der Siegessäule reckte sich wie eine mächtige Flamme gen Himmel.

Ihn wandelte die Lust an, durch die Parkwege zu

wandern — — müßig, zwecklos — höchstens um hie und da einem bettelnden Kinde ein Geldstück zu schenken.

Er verließ das Haus und ging am Moltkedenkmal vorüber die verschlungenen Fußpfade entlang, die zur Charlottenburger Hauptstraße führen.

Der Boden atmete den süßlichen Dunst welkender Kräuter aus. Raschelnde Blätterhäufchen, die der Mittagswind über die Wege hingeweht hatte, zerstoben vor den schreitenden Füßen. Die tiefstehende Sonne warf rote Lichtflecke auf die mattgrünen Stämme ringsum, die die Feuchtigkeit in langsträhnigen Adern ausschwitzten.

Hier war es einsam; erst jenseits der Chaussee, deren buntes Gewirre wie ein Wandelbild rasch an ihm vorüberzog, hallte das Kreischen fröhlicher Kinderstimmen, Gesang und Gelächter in den Alleen wider. —

In der Nähe der Rousseauinsel begegnete ihm ein Herr, den er kannte, mit dem er in seinen Jugendjahren befreundet gewesen war. Behäbig, das runde Gesicht von einem kurzgeschorenen Vollbarte umgeben, wanderte er daher, zwei kleine rotgekleidete Mädchen an der Hand führend, während ein Bursch in blauem Matrosenanzug auf dem Spazierstock des Vaters als Herold voranritt.

Man grüßte sich — kühl, doch ohne Rancüne. Man war einander eben fremd geworden, denn den beschäftigten Beamten und glücklichen Familienvater führte sein Weg nicht in die Kreise, in denen man als Tagesarbeit reitet, wettet und spielt.

Stückrath setzte sich auf eine Bank und schaute der Gruppe nach. — Die roten Kleidchen flammten von ferne durch das Gebüsch, und Papas mahnende und dämpfende Stimme brach durch das Lärmen des Buben, der seine hohle Hand als Posaune gebrauchte.

„Sieht so das Glück aus?" fragte er sich. — „Kann ein Mann von Energie und Tatkraft in diesem Familiengesimpel Befriedigung finden?"

Und seltsam: diese Familienväter — Männer, die etwas leisten im Staate und in der Gesellschaft, die hohe Ämter verwalten, wichtige Erfindungen machen und gute

Bücher schreiben — sie haben rote Backen und lachende Augen — sie sehen nicht danach aus, als ob die Last, die sie hinter sich herschleppen, ihnen den Lebensatem benähme. — Sie kommen vorwärts — trotz der Kinderhände, die an ihren Rockschößen zerren, trotz der Albernheiten, mit denen sie ihre Freistunden vertrödeln.

Ein unbestimmtes Neidgefühl bohrte in seiner Seele. — Er kämpfte es nieder und ging weiter mitten in das Menschengewühl hinein, das die Fußpfade der Tiergartenstraße füllte.

Damen des Berliner Westens in knisterndem Schwarz, schmelzbehangen, gingen gruppenweise an ihm vorüber. Er kannte sie nicht und wünschte sie nicht zu kennen.

Hier waren auch seine Herrenbekanntschaften dünner gesät. Die Finanz, die dieses Viertel in Beschlag genommen hat, macht sich auf den Rennplätzen nicht viel zu schaffen.

Begleitende Equipagen zogen langsam neben den Lustwandelnden daher, um das ungewohnte Zu-Fußegehen zu erklären und zu entschuldigen. — In dieser Welt kann das dauernde Fehlen eines Wagens leicht den Kredit erschüttern.

Glitzernd in der Blankheit ihrer Messingteile schossen Autos lautgebend vorüber. Flüchtige Lichtnebelstreifen — mehr blieb von den schönen Frauen darinnen nicht erkennbar. Die Eile eines neuen Weltalters, das selbst zur Eitelkeit die Zeit nicht findet.

Auf den Fensterreihen der gegenüberliegenden Villen und Paläste lag in buntem Gleißen die Abendsonne; die Fassaden färbten sich purpurn, und die welkenden Massen des Weinlaubes, das schwer auf Hallen und Gittern lastete, schienen aus ihren Tiefen heraus zu glühen und zu leuchten — eine Feuersbrunst aus Verwesungsfarben.

Ganz überflutet von diesem Lichte kam eine hohe, überschlanke Mädchengestalt dem schlendernden Manne entgegen. Sie führte eine Greisin, die mühselig auf dem Kiespfade einherhumpelte, sorglich am Arme. Ein Coupé mit Wappen und Krone fuhr schritthaltend ein wenig hinterher.

Er stutzte. Ein unwillkürlicher Ruck, als hätte er Lust, in einen der Seitenwege einzubiegen, war durch seinen Körper gegangen, doch zwang er die Bewegung noch in demselben Augenblicke nieder und sah spähend den Nahenden entgegen.

Gleich einem schwarzen Striche, dünn an Gliedern, dünn an Taille, in Kleidern von nonnenhafter Einfachheit, die wie verwelkt an ihrem Leibe niederhingen, hob sie sich von dem leuchtenden Hintergrunde ab.

Nun erkannte auch sie ihn. Eine jähe Röte, die rasch in fahle Blässe überging, war wie ein Schatten über ihr feines, strenges Gesicht dahingehuscht.

Sie sahen sich starr in die Augen.

Er grüßte tief, sie dankte mit einem leichten, gleichgültig sein sollenden Lächeln.

„Also auch d i e verblüht," dachte er bei sich. — Zwar trug ihr Gesicht noch immer den Stempel edler, einfacher Schönheit, aber Zeit und Kummer hatten arg darin gewüstet. Die Lippen waren blaß und dürftig, — zwei, drei Fältchen, scharf und herb, wie mit dem Messer eingeritzt, zogen sich ringsherum, und um die Augen, deren weiches, vollblütiges Leuchten von ehemals sich in harte, mühselige Grelligkeit verwandelt hatte, breiteten sich konzentrische Ringe, die ein Netz von Äderchen und Rissen miteinander verband.

Er blieb stehen und sah ihr sinnend nach.

Noch immer schritt sie daher wie eine Königin, aber ihre Silhouette war abscheulich.

So trägt, so kleidet sich nur die Hoffnungslosigkeit.

Er rechnete nach: Sie mochte jetzt sechsunddreißig sein. — Vor dreizehn Jahren hatte er sie gekannt und ... geliebt? Vielleicht. —

Jedenfalls war er am Vorabend der Verlobung auf und davon gegangen, weil sein künftiger Schwiegervater es gewagt hatte, ihm wegen seiner Lebensführung Vorstellungen zu machen.

Er liebte die Freiheit seiner Persönlichkeit mehr als die schöne, reiche, stolze Braut, die an ihm hing mit allen

Fasern ihrer keuschen und stolzen Seele. — Ein Wort von ihrer Seite, ein Abschiedszeichen hätte ihn zu halten vermocht, aber dies Wort war ungesprochen geblieben.

Ihr Lebensglück ging darüber in Trümmer, das seine wohl auch. Was tat's? —

Den Töchtern aus guter Familie begegnete er seither mit Verachtung. Die andern — die waren anspruchsloser, die hemmten ihn nicht in der Geltendmachung seiner Freiheit.

Lange spähte er hinter ihr her. Bald schoben sich Gruppen Nachfolgender dazwischen, bald wieder erschien ihre Gestalt scharf und schmal auf den rötlichen Nebeln des Baumschlags. — Ab und zu neigte sie sich liebevoll zu der Greisin nieder, die eifrig und ängstlich, wie alte Leute pflegen, einen Fuß vor den andern schob. —

Dieses gebrechliche Knochenhäuflein mit den blöden Augen und der scharfen Stimme — er erinnerte sich dieser Stimme wohl, und nicht zum mindesten vor ihr hatte er Reißaus genommen —, dieses fremde, unsympathische, argwöhnische alte Menschenwesen hatte er „Mutter" nennen sollen.

Welch ein Wahnsinn! Welch eine Lüge!

Doch dann gemahnte ihn sein Glücksverlangen, das immer noch nicht schwieg, an all das, was hätte werden können, wenn sie die Seine geworden wäre.

Ein Meer von zarter, heißer, aufopfernder Liebe wäre über ihn hingeflutet und hätte die Öde seiner Seele befruchtet und belebt. Und anstatt zu vertrocknen und zu verbittern, wäre sie an seiner Seite herrlicher aufgeblüht von Tag zu Tag.

Nun war's zu spät. Ein langes, dürres, armes Gespenst ging sie ihres Weges dahin und verschwand in der Ferne.

Aber in seiner Seele haftete die Sehnsucht nach einem weiblichen Wesen, — einem Wesen, das nicht bloß den Namen und Körper des Weibes trug, das mehr wert war als jene Dirne, die er sich behielt, weil er zu träge war, sie wegzujagen.

* * *

Er forschte in seinem Leben nach. Das war reich an galanten Abenteuern aller Art. — Manches junge, wildblütige Weib hatte sich ihm an den Hals geworfen und war nach kurzem, dem Zwange seines Erkaltens weichend, wieder aus seinem Dasein verschwunden.

Er liebte die Freiheit; — selbst eine gesetzlose Verbindung wurde ihm sofort zur Fessel, wenn sie begann, Opfer an Zeit und Interesse von ihm zu fordern. Auch mochte er nicht weniger geben, als er empfing, und kaltblütig ein Menschenschicksal als Geschenk entgegenzunehmen, um es nach Belieben wieder fortzuwerfen, wollte ihm, seit die skrupellose Jugend in ihm versickerte, nicht mehr behagen.

Darum war auch in den letzten Jahren Ruhe in sein Dasein gekommen.

Eine der letzten — nein, die letzte — fiel ihm ein ... Er mußte lächeln.

Das Bild einer üppig zarten, brünetten kleinen Frau mit schwärmerischen Augen und wirren Ringellöckchen über den Ohren stieg vor ihm auf ... Bescheiden, innig, voll ekstatischer Hingebung und törichter Naivität stand sie vor seiner Erinnerung.

Sie gehörte nicht zur Gesellschaft. Auf dem Diner eines Finanzmannes hatte er sie getroffen. Sie war die Frau eines Prokuristen, der sich in der Geschäftswelt bedeutenden Ansehens erfreute. Mit anbetender Neugier guckte sie in die fremde große Welt hinein, die ihre Tore zum erstenmal vor ihr öffnete.

Er führte sie zu Tisch, ergötzte sich an der Klein-Mädchen-Frische, mit der sie die neuen Eindrücke widerspiegelte, und nahm die unverschleierte Vergötterung, die sie ihm, dem berühmten Reiter und berüchtigten Lebemanne, angedeihen ließ, mit ruhevollem Lächeln in Empfang.

Er machte ihr auch ein wenig den Hof und verdrehte ihr damit den Tollkopf, in dem bei einsamem Träumen die Sehnsucht nach eleganter, phantastischer Sünde längst ins Maßlose gewachsen war, so gründlich und so widerstandslos, daß sie ihn am folgenden Morgen in einem

köstlichen Gekritzel um eine geheime Zusammenkunft bat ... irgendwo an dem Arkonaplatz oder der Weinmeisterstraße, Gegenden, die ihm weniger bekannt waren als das Nordkap oder Yokohama.

Das folgte sich zwei-, dreimal ... Schämig, angstvoll und immer verliebt war sie erschienen, ein Veilchenbündel für sein Knopfloch in der Hand und irgendeine Überraschung für den Gatten in der Tasche.

Dann wurde die Sache ihm langweilig, und er schrieb ab.

Eines Abends — es war in den letzten Tagen des November — erschien sie tiefverschleiert in seiner Wohnung und sank ihm schluchzend an die Brust. Sie könne nicht leben, ohne ihn zu sehen, sie sei halb wahnsinnig vor Bangen nach ihm, er möge mit ihr machen, was er wolle. Er tröstete, erwärmte sie und küßte ihr den geschmolzenen Schnee aus den Haaren. — Doch als er in Freude über das Kleinod, in dessen Vollbesitz er sich wähnte, ihrer Zärtlichkeit voraneilen wollte, packte sie die Gewissensangst. Sie wäre ein ehrliches Weib, sie müßte sich vor Grauen und Scham in den Kanal stürzen, wenn sie als Sünderin von hinnen ginge — er möge Erbarmen mit ihr haben und sich ihre r e i n e Anbetung gefallen lassen.

Er hatte Erbarmen mit ihr und entließ sie mit einem väterlichen Kusse auf die Stirn, gab aber gleichzeitig dem Diener die Weisung, daß er künftighin nicht mehr zu Hause wäre.

Dann kamen zwei, drei Briefe, in denen sie aus Leidenschaft und Angst, ihn zu verlieren, auch ihren letzten Rückhalt fallen ließ, aber diese Briefe blieben unbeantwortet.

Zu derselben Zeit kam ihm der Gedanke, in einer Dahabiye den Nil emporzugondeln. Nur so aus Langeweile und weil er einen Schnupfen hatte. —

Am Abend der Abreise fand er sie beim Heimkommen in seiner Wohnung sitzen.

Was sie wolle?

„Nimm mich mit."

Woher sie wisse?

„Nimm mich mit."

„Nimm mich mit," — dabei blieb sie.

Die Notwendigkeit, sie zu trösten, lag auf der Hand. Ein ausführlicher Abschied wurde gefeiert mit dem Übereinkommen, daß er auf Nimmerwiedersehen gelten solle.

Der Pakt war gehalten worden. Nach seiner Rückkehr und fernere zwei Jahre lang hatte er kein Lebenszeichen mehr von ihr erhalten.

* * *

Diese Frau nun fiel ihm ein. Er empfand eine prickelnde Sehnsucht nach der reifen Süßigkeit ihres Ovals, dem verschleierten Alt ihrer Stimme, er wollte noch einmal von ihren straffen Armen umschlungen, von ihren tollen, zagenden Lippen geküßt sein.

Warum nur hatte er sie fallen lassen? Wie hatte er sie so roh von sich abschütteln können?

Der Gedanke, sie aufzusuchen, jetzt, in derselbigen Stunde, fuhr ihm durch den Kopf.

Dunkel erinnerte er sich ihrer Wohnung. Er brauchte nur in den ersten besten Laden zu treten, um sich Gewißheit zu holen.

Dann wieder schossen ihm die Rennstallfragen durch den Kopf. — „Maidenhood", das frisch gekaufte Vollblut, gab ihm zu denken. Er hatte viel auf eine Karte gesetzt; wenn er verlor — die Scharte konnte sobald nicht wieder ausgewetzt werden. —

Und plötzlich fand er sich in einem Zigarrengeschäfte stehen, im Begriffe, das Adreßbuch nach dem bewußten Namen zu durchblättern: Friedrich-Wilhelm-Straße. — Ganz in der Nähe, wie er vorausgesetzt hatte. —

Um einen Vorwand war er nicht verlegen. Der Gatte mußte um diese Stunde noch in seinem Kontor sein. Viel Rechenschaft würde nicht von ihm gefordert werden; — im Notfall stand ein Reitfest vor der Tür, für das er ihre Teilnahme erbitten konnte.

Vielleicht hatte sie ihn vergessen und rächte sich an

ihm für die einst verlorene Würde; vielleicht war sie beleidigt und ließ ihn gar nicht vor. Im günstigsten Falle mußte er auf kühlen, gemessenen Empfang, bittere Wahrheiten und jenen Schein des Hasses gefaßt sein, den verletzte Liebe anzunehmen pflegt.

Doch was tat's? Sie war ja ein Weib!

Ein säulengetragenes Vestibül mit Stukkolustrowänden und nachgemachten Smyrnaläufern tat sich vor ihm auf, der Mietspomp, mit dem das gutgestellte Bürgertum sich gern umgibt.

Drei Treppen hoch in die Höhe.

Eine alte Magd mit blauer Latzenschürze maß mißtrauisch den fremden Gast.

„Gnädige Frau zu Hause?"

Sie wolle nachsehen — und ging, seine Karte an den Rändern fassend, von dannen.

Nun galt's!

Da, wie er lauschend sich vorbeugte, vernahm er durch die Ritze der offen gebliebenen Tür einen Schrei — nicht des Erschreckens — einen Triumph- und Jubelschrei, ein Auffjauchzen jäher Glückseligkeit, wie es nur die harrende, hoffnungslose, ungebändigte Sehnsucht in Bereitschaft hält.

Er glaubte sich verhört zu haben, doch das plötzlich süß lächelnde Gesicht der zurückkehrenden Magd bestätigte ihm sein Willkommen."

„Gnädige Frau lassen bitten."

3

Er trat ein.

Mit ausgestreckten Händen, Tränen in den Augen, das Gesicht zuckend in dem vergeblichen Bemühen, Haltung zu bewahren, kam sie ihm entgegen.

„Da sind Sie ja ... Da sind Sie ja ... Da sind Sie ja."

Beschämt, überwältigt von diesem gläubigen, allverzeihenden Glücke, stand er wortlos vor ihr.

Was hätte er ihr sagen können, das nicht albern oder roh geklungen hätte?

Und sie verlangte nach keiner Erklärung, keiner Rechtfertigung.

Er war da .... das galt ihr genug.

Wie er seinen Blick über sie hingleiten ließ, gestand er sich, daß sie dem Bilde in seiner Erinnerung nicht entsprach.

Sie schien größer geworden an Seele wie an Gestalt, ihre Züge zeigten Kraft und Maß und trugen den Stempel einer starken, innerlichen Spannung. Ihr Auge hing an ihm in starrem Leuchten, in ihrem Busen arbeitete die mühsam geknebelte Freude.

Sie lud ihn zum Sitzen ein.

„In jene Ecke," sagte sie und führte ihn zu einem winzigen, hellgrün schillernden Sofa, über das die welkenden Blattfinger einer Fächerpalme sich neigten.

„Da hab' ich so oft, so oft gesessen," fuhr sie fort, „und an Sie gedacht — immerfort! — immerfort! — Nicht wahr, Sie trinken Tee mit mir?"

Er wollte ablehnen, aber sie unterbrach ihn hastig.

„Nein, Sie müssen — Sie müssen ... Von Danken ist keine Rede ... das ist mein Traum gewesen all die Zeit über ... ein einziges Mal hier Tee mit ihm zu trinken — ein einziges Mal ... Ihnen auf dem Teebrett die Tasse zu servieren und den Korb mit Kakes zu reichen ... Sehen Sie, dies Tischchen hier in japanischem Lack mit den schönen Perlmuttervögeln — gucken Sie bloß — das hab' ich mir extra zu vorigem Weihnachten gewünscht, um mit Ihnen den Tee daran zu trinken ... denn er ist ja an den hohen Schick gewöhnt, hab' ich mir gesagt. Und nun ist er da und will am Ende gar nicht! ... Nein, nein, das gibt's nicht — das leid' ich einfach nicht."

Und sie flog zur Tür und rief dem Dienstmädchen ihre Befehle hinaus.

In glücklichem Erstaunen sah er hinter ihr her. — In ihren Bewegungen gab's ein Wiegen, ein Wogen der unbewußten Anmut, wie er es selten an einem Weibe

gesehen hatte. Ihr Kleid umgab in schlichter, ungewollter Eleganz den schlanken, höher gewordenen Leib, dessen strenge Linien durch eine schwellende, holdselige Frauenhaftigkeit leise gemildert wurden.

Und das alles gehörte ihm.

Über diesen leuchtend jungen Leib konnte er verfügen wie über diese leuchtend junge Seele!

Das alles lechzte nur danach, wieder von ihm besessen zu sein.

„Reiß es an dich," schrie es in ihm, „bau dir daraus dein Glück!"

Und sie kam wieder. Drei Schritte vor ihm blieb sie stehen, faltete die Hände vor dem Kinn, und ihn mit weitgeöffneten Augen anstarrend, flüsterte sie: „Da ist er ja! Da ist er ja."

Ihm wurde es ein wenig unbehaglich unter diesem Liebesschwall.

„Ich wette, ich mache jetzt ein dummes Gesicht," dachte er bei sich.

„Aber nun will ich vernünftig sein," fuhr sie fort, sich auf das niedrige Taburett setzend, das neben dem Sofa stand. „Und bis der Tee kommt, müssen Sie mir erzählen, wie's Ihnen ergangen ist all die lange Zeit hindurch. Denn es ist wirklich eine lange Zeit her ... eine lange, lange Zeit!"

Ihm war, als säße ein Vorwurf hinter diesen Worten. Er wich trocken ihrem Forschen aus und setzte dann um so teilnahmsvoller ein, sich nach ihrem Leben zu erkundigen.

Sie schlug lachend mit der Hand durch die Luft.

„Ach ich!" rief sie. „Mir ist's immer vorzüglich ergangen ... Wie soll's auch anders sein? Ich habe mich am Leben zerfreut wie ein Kind. Kurz und klein kann ich mich am Leben zerfreuen ... Das ist so meine Eigenschaft ... Jeder Tag bringt was Neues und meistens was Schönes ... Und seit ich nun gar in Sie verliebt bin ... Sie müssen das eben nicht für eine banale Liebeserklärung halten, mein verehrter Freund ... Sie müssen denken,

Sie sind irgendein Dritter ... Inez, die Vertraute, meinetwegen ... Und ich erzähle Ihnen von meinem fernen Geliebten, der sich um mich dummes Ding nicht kümmert. — Das schadet aber auch gar nichts ... Wenn ich weiß, daß er lebt, und für ihn zittern und beten kann, und die Sonne, die morgens aufgeht, bescheint auch ihn — — wissen Sie, das ist ein köstliches Gefühl, wenn man so morgens aufsteht und der goldene Sonnenschein guckt durch die roten Gardinen und man kann sich sagen: Gott sei Dank, er hat heute einen schönen Tag." —

Er griff sich wie träumend nach der Stirn. — „Das ist ja nicht möglich," dachte er, „das gibt's ja nicht auf dieser Welt."

Und sie fuhr fort, ohne im mindesten daran zu denken, er möchte vielleicht auch zu Worte kommen wollen.

„Ich weiß nicht, ob viele Leute das Glück haben, so glücklich zu sein, aber ich hab's — weiß Gott, ich hab's ... Und wissen Sie, das Höchste davon, das Beste, das Sonnigste, das verdank' ich Ihnen ... Das ist zum Beispiel so: Vorigen Sommer waren wir auf Helgoland ... diesen Sommer waren wir in Schwarzburg ... Kennen Sie Schwarzburg? ... Da ist es schön — wie? ... Sehen Sie zum Beispiel so ein Aufwachen: Man schlägt die Augen auf ... es ist noch Dämmerung ... man steht leise auf, um den Gatten nicht zu wecken ... geht ans Fenster ... ganz still ... auf nackten Füßen ... O mein Gott ... da liegen die Waldberge ganz dunkel, ganz friedlich ... und ein Frieden über dem Ganzen, daß man weinen möchte — so schön ... und dahinter ein breiter, goldroter Streifen ... Und die Tannen auf den höchsten Kämmen zeichnen sich scharf drin ab ... wie kleine schwarze Männchen mit vielen ausgestreckten Armen ... Und schon piepsen ein paar Vögel draußen. Und man faltet die Hände und denkt: Wo mag er sein? ... Und wenn er schläft, mag er gut träumen? ... Wenn er doch hier wäre, daß er das alles auch so schön sehen könnte ... Und dann denkt man so inbrünstig an ihn, daß man schließlich glaubt, er wäre wirklich da und sähe das alles ... Und am Ende

fängt einen an zu frieren, denn morgens früh ist es in den Bergen immer kühl, wissen Sie ... Und darum schlüpft man wieder unter die Bettdecke und ärgert sich, daß man noch vier Stunden schlafen muß, anstatt auf zu sein und an i h n zu denken. — Und wenn man dann zum zweitenmal aufwacht, scheint die Sonne schon hellgelb ins Zimmer, und auf dem Balkon ist der Kaffeetisch gedeckt. Und der Gatte ist schon lange auf und wartet geduldig. Und sein liebes, ruhiges Gesicht grüßt einen durch die Glastür ... Da wird einem das Herz weit vor Dankbarkeit, daß der Schöpfer es so gut mit einem gemeint hat, und man möchte ganz zerfließen vor lauter Glück und — — — sehen Sie, da ist der Tee."

Die alte Magd kam mit einer Tablette, die sie, um das japanische Tischchen decken zu können — eine schöne Seidendamastserviette lag dazu bereit — mit einem Ruck auf den Deckel des Klaviers schob.

Darüber schalt die Hausfrau scherzend. Man dürfe die Politur nicht scheuern. Was solle der liebe Gast von einer so liederlichen Wirtschaft denken.

Die Magd ging hinaus.

Sie griff nach dem Teekesselchen und fragte glückselig: „Stark oder schwach, mein hoher Herr?"

„Stark, wenn ich bitten darf."

„Ein oder zwei Stücke Zucker, mein hoher Herr?"

„Zwei Stücke, wenn ich bitten darf."

Feierlich überreichte sie ihm die Tasse und sagte: „Das wäre also der große Moment — der Gipfelpunkt allen Glückes, das ich mir in diesen Zeiten ausgemalt habe ... Und sagen Sie selbst: Hab' ich's nicht gut? Hab ich's nicht gut? ... Ich kann mir wünschen, was ich will ... alles geht in Erfüllung. Und wissen Sie, im vorigen Jahre in Helgoland, da passierte mir eine komische Geschichte. Wir kenterten nämlich in der Nähe der Dünen, und ich plumpste ins Wasser ... Wie ich die Besinnung verlor, war's mir, als wären Sie da und retteten mich ... Hinterher, wie ich auf dem Sande lag, sah ich freilich, daß es nur ein dummer, alter Schiffer gewesen war, aber das Gefühl

war so wundervoll, daß ich mich am liebsten noch einmal ins Wasser geworfen hätte ... Da wir gerade von Wasser reden, nehmen Sie Rum oder nicht?"

Er dankte. Ihr Geplauder, das ihn anfangs entzückt hatte, fing an ihn traurig zu stimmen. Er wußte nicht darauf einzugehen. Die Frische, die Behendigkeit des Geistes waren ihm abhanden gekommen, der innere Frohmut fehlte ihm schon lange.

Und während sie zu schwatzen fortfuhr, wanderten seine Gedanken wie Gäule, die stets dieselben Wege machen, zu seinen Alltagsorgen zurück. Der Jockei, mit dem er unzufrieden war, das junge Vollblut, dessen Nerven nicht zur Ruhe kommen wollten — —

Schließlich — was ging diese Frau ihn an?

„Übrigens," sagte sie plötzlich, „was ich schon lange fragen wollte: Ist Maidenhood schon da?"

Er fuhr in die Höhe und starrte sie an. Er konnte unmöglich recht gehört haben ... „Was wissen Sie von Maidenhood?" stammelte er.

„Aber, lieber Freund," lachte sie, „ich werde doch Ihr schönes Eklipsenpferd kennen ... vom Blue devil aus der Nina. Sehen Sie: ätsch! — Ich glaube, ich kenne auch noch die Großeltern ... Übrigens, ich gratuliere ... die Engländer bersten ja vor Ärger! Danach zu schließen, werden Sie Riesenerfolge haben."

„Aber um des Himmels willen — woher wissen Sie?"

„Mein Gott — Ihr Kauf stand ja in allen Fachblättern."

„Lesen Sie denn die Fachblätter?"

„Natürlich. Sehen Sie, dort liegt die letzte Nummer des Sporn, und dort eingebunden die deutsche Sportzeitung."

„Ja, aber zu welchem Zwecke?"

„Ich bin eben eine Sportsdame, mein hoher Herr. Ich wende den hippischen Bestrebungen — oder wie sagt man? — ein wohlwollendes Interesse zu. Das ist doch hoffentlich nicht verboten?"

„Aber davon haben Sie mir doch damals kein Sterbenswörtchen —"

Sie errötete ein wenig und schaute vor sich nieder. „Damals! ja damals! — Das hat sich erst später so eingefunden."

Er verstand und wagte doch nicht zu verstehen.

„Sehen Sie mich nicht so an," bat sie; „was ist denn da Großes dabei? Ich habe mir eben gesagt: Da er nichts von dir wissen mag, so willst du wenigstens aus der Ferne sein Leben mitleben. — Das ist doch nicht unbescheiden — was? Und schließlich waren die Rennen doch der einzige Ort, wo ich Sie ab und zu von weitem sehen konnte. Und wenn Sie selber ritten, ach, wie hat mir dann das Herz geklopft! ... Zum Zerspringen, zum Vergehen ... Und wenn Sie siegten, o wie war ich dann stolz! In die ganze Welt hätt' ich's hinausschreien mögen. Und mein armer Mann hatte immer den ganzen Arm voll blauer Flecke. So sehr zerkniffen hab' ich ihn zuerst vor Angst und hernach vor Freude."

„Also Ihr Gatte teilt glücklicherweise Ihre —?"

„Na — anfangs wollte er nicht recht 'ran. Aber er ist ja so gut — so gut! Und da ich doch nicht allein auf die Rennen gehen konnte, ist er wohl oder übel mitgekommen ... Und schließlich ist er gerade so ein Sportsnarr geworden wie ich ... Stundenlang sitzen wir beide und diskutieren über die Tips. Und eine Schwärmerei hat er für Sie! Toller noch als ich. Ach, wie würd' er sich freuen, wenn er Sie noch träfe! — Nein, wirklich, die Freude m ü s s e n Sie ihm machen. — Sehen Sie — und nun lachen Sie mich aus — pfui!"

„Ich gebe Ihnen mein Wort — nichts —"

„Aber Sie haben gelächelt! ... ich sah's, Sie haben gelächelt."

„Mag sein. Aber gewiß nicht in böser Absicht. Und nun gestatten Sie mir eine ernste Frage, ja?"

„Aber bitte schön!"

„Lieben Sie Ihren Mann?"

„Natürlich liebe ich ihn ... Ach, Sie kennen ihn nicht, sonst würden Sie gar nicht erst fragen. Wie sollte man d e n nicht lieben? ... Wir sind wie zwei Kinder zusammen ... Doch ich meine nicht spielerig — nein, auch im Kummer. Und manchmal, wenn ich ihn mir im Schlafe ansehʼ, die gute, faltige Stirn und den stillen, ernsten Mund, und dran denke, wie treu und sorglich er einen durchs Leben führt, und daß sein einziger Gedanke im Träumen und im Wachen ist: wie fangʼ ich's an, daß sie mir froh und glücklich bleibt, dann knieʼ ich vor ihm nieder und küssʼ ihm die Hände, bis er aufwacht. Einmal hat er gedacht, es wärʼ unser Hündchen, und hat gerufen: ‚Tschu, tschu.' Ach, was haben wir darüber schon gelacht! — Und wenn Sie etwa glauben sollten, daß sich das mit meiner Empfindung für Sie nicht verträgt, so sind Sie gehörig im Unrecht. Das steht auf einem ganz andern Brett." —

„Und Sie sind glücklich, so wie es ist?"

„G a n z glücklich! G a n z glücklich." Und sie faltete strahlend die Hände.

Noch ahnte sie nicht, wie fürchterlich nahe sie am Abgrunde entlangschritt, noch hatte sie sich keine Rechenschaft gegeben, was sein Kommen bedeutete und wie wehrlos sie ihm gegenüberstand.

Er brauchte nur die Arme auszubreiten, und sie lag an seiner Brust, bereit, ihr Schicksal aufs neue seiner Laune preiszugeben. Und diesmal ohne Rückkehr in das wohlgefügte Glück.

Ein dumpfes Gefühl der Verantwortlichkeit stieg in ihm auf und lähmte seinen Willen. Hier war alles, was er brauchte, um der drohenden Verödung ein paar Jahre abzugewinnen, neue Frische, neue Freudigkeit in sich hineinzutrinken. — Hier war der Lebensquell, nach dem ihn dürstete, und er fand den Mut nicht, den Mund zu ihm hinabzuneigen.

4

Ein Schweigen entstand, in dem die Stimmung sich zu vernebeln drohte.

Dann gab er sich einen Ruck.

„Und weswegen ich gekommen bin, fragen Sie gar nicht, liebe Freundin?"

Sie zuckte lächelnd die Achseln.

„Ein Einfall! — ein bißchen Einsamkeit! — Was wird es viel gewesen sein?"

„Und ein bißchen Reue nicht?"

„Weswegen Reue? ... Haben Sie sich irgendwas vorzuwerfen? Es war ja so bestimmt und abgemacht!"

„Und doch habe ich die Empfindung nicht loswerden können, als ob mein gänzliches Schweigen ... ich meine, es müßte irgendein Stachel in Ihnen zurückgeblieben sein — irgend etwas, was Ihre Erinnerung an mich vergiftet hat."

Sie rührte nachdenklich in ihrer Teetasse herum.

„Nein," sagte sie, „so dumm bin ich nicht. Die Erinnerung an Sie — die halt' ich heilig. Wenn das nicht wäre — hätt' ich dann weiterleben können? — Damals freilich wollt' ich mir auf der Stelle das Leben nehmen! Das hatte ich mir beschworen, noch bevor ich zu Ihnen gekommen war ... Denn daß man nachher von dem Manne weggehen kann, der einen — nie hätt' ich so einen Gedanken fassen können! ... Aber man lernt alles ... alles lernt man. Und nun will ich Ihnen auch sagen, wie es kam, daß ich mir an jenem Abend nicht das Leben nahm ... Als ich wieder unten vor Ihrem Hause stand, da sagt' ich zu mir: So, nun also direkt in die Spree! — Ich nahm mir eine offene Droschke trotz Sturm und Wetter — ach, ein scheußliches Wetter war's! — und in den Tiergarten 'raus. Am großen Stern steig' ich aus und renne in den schmutzigen Wegen herum und weine und weine! Ganz blind war ich vor Weinen und fand nicht einmal die Richtung. — Um sechse soll's geschehen, sagt' ich zu mir ... Ich sah nach der Uhr — noch fehlten vier Minuten ... Und dann fragt' ich einen Schutzmann: Wo ist Bellevue? Denn dicht hinter dem Schloß lag der Strom, das wußt' ich noch. Er sagt: da ist es ja, wo die Uhr schlägt ... die Turmuhr schlug nämlich gerade sechse ... Und wie ich das höre, fällt mir ein: Jetzt kommt er nach

Hause und ist müd' und hungrig, und ich bin nicht da. — Wenn er wenigstens mit dem Essen nicht warten möchte ... Aber gewiß wird er warten, lieber verhungern wird er, als einen Bissen anrühren. Und ängstigen wird er sich — und das immer mehr von Stund' zu Stunde — und wird zur Polizei rennen, und am andern Morgen werden sie mich auffischen und werden ihn telegraphisch auf die Morgue bestellen. Da wird er denn hilflos zusammenbrechen, und ich werd' ihn nicht mehr trösten können. Und wie ich das denke, schrei' ich ‚Droschke, Droschke!', und weil ich keine Droschke finde, renn' ich zum großen Stern zurück und in die Charlottenburger Straßenbahn und heidi! nach Hause und stürz' ihm in die Arme und wein' mich da satt."

„Und fragte Ihr Herr Gemahl nicht und wurde nicht mißtrauisch?"

„Nein — er kennt mich schon. Ich komme manchmal so an ... Wenn mich irgendwas recht gefreut oder erschüttert hat ... ein schönes Kind auf der Straße — denn ich selbst habe ja keins — oder ein schönes Musikstück oder auch bloß der blühende Tiergarten, ein Marmordenkmal mitten im Grünen oder so — dann bin ich wie aufgelöst, und dann legt er mir seine kalte, harte Hand auf die Stirn, und es wird gleich besser."

„Und so auch damals?"

„Ja. Von Stund' an war die Unruhe weg. Hier hast du einem lieben Menschen was Gutes zu tun, sagt' ich zu mir. Und was jenen betrifft, so war's eine Vermessenheit von dir, in sein Leben eindringen zu wollen. Denn Liebe geben wollen heißt schließlich doch immer Liebe verlangen. Und was sollten Sie mit so einem dummen, exaltierten Ding, wie ich, wohl anfangen? Sie haben doch ganz andre Frauen, Sie brauchen doch nur den kleinen Finger auszustrecken, und die Herzen von Gräfinnen und Fürstinnen fliegen Ihnen zu."

„Ach du lieber Gott!" dachte er, und das Bild der feilen Dirne stieg vor ihm auf, die seine Gemütsbedürfnisse bestritt.

Sie aber plauderte weiter und entrollte Zug um Zug vor ihm das Bild, das sie sich in diesen zwei Jahren von ihm zurechtgemacht hatte.

Alle Helden Byrons, Puschkins, Spielhagens und Scotts flossen darin in einer Strahlenglorie zusammen. Keine Herrlichkeit der Erde gab's, die ihre freigebige Phantasie nicht auf sein Haupt gehäuft hätte.

Er hörte wehmütig lächelnd zu und dachte bei sich: „Gott sei Dank, daß sie mich nicht kennt."

„Hätt' ich das bißchen Reitfreude nicht," dachte er weiter, „der Kontrast wäre wahrhaftig nicht zu ertragen."

Es lag nichts Aufdringliches, kein Selbstentblößen, kein Sichpreisgeben in dieser fröhlichen Schwärmerei. Es war in der Tat, als ob sie ihrem Vertrauten einen Hymnus auf den fernen Geliebten vorsänge.

Und darum blieb ihm auch das beschämende Gefühl des Geckentums erspart.

Doch was sollte fortan werden?

Daß dieser Besuch irgendwelche Folgen haben mußte, war fast selbstverständlich; sie durfte verlangen, daß er sie nicht zum zweitenmal aufnahm und wieder wegwarf, je nach dem Belieben eines Augenblicks.

Beinahe schüchtern wagte er eine Frage nach der Zukunft.

„Reden wir gar nicht darüber!" sagte sie, „Sie kommen ja doch nicht wieder."

„Wie können Sie glauben —?"

„Nein, nein, Sie kommen nicht wieder ... Was sollten Sie auch hier? Sich von mir anschwärmen lassen? Das wird euch verwöhnten Herren bald langweilig ... Oder sich mit meinem Manne unterhalten? Das wird Ihnen erst recht keinen Spaß machen. Denn er ist ja so still ... Nur wenn wir unter uns zweien sind, taut er auf ... Aber es schadet auch nichts ... Sie sind ja dagewesen. Und die Erinnerung an diese Stunde wird mir immer lieb und teuer sein. Jetzt hab' ich noch was mehr, woran ich mich freuen kann."

In ihm wühlte es von verhaltenem Wehgefühl. —

Er wollte vor ihr niederstürzen und den Kopf in ihrem Schoße bergen, aber jene Majestät des Glückes hielt ihn in Respekt.

„Und wenn ich selbst den Wunsch hätte —", das war alles, was er sagte, was er zu sagen wagte, denn das Aufleuchten ihres Angesichts gebot ihm Schweigen; und in den Mahnungen zur Vorsicht, die seine alte Erfahrung ihm zuraunte, geriet die Hochflut seiner Stimmung alsbald wieder ins Ebben.

Sie aber hatte ihn wohl verstanden.

In stiller Seligkeit lehnte sie den Kopf gegen die Wand und flüsterte mit geschlossenen Augen: „Es ist gut, daß Sie nicht weiterreden ... Ich könnte sonst übermütig werden und wieder zu wünschen anfangen ... Aber wenn Ihnen —"

Sie schwieg und schlug die Augen hell zu ihm auf. Die volle, ruhige Preisgabe ihres Daseins lag in diesem Blick.

Dann erhob sie lauschend den Kopf.

„Mein Mann!" sagte sie, nachdem sie ein erstes kleines Erschrecken niedergekämpft hatte, in ungeschminkter Freude; „das ist mal schön, daß er Sie noch sieht ... Geben Sie mir noch einmal rasch die Hand."

Drei glühendheiße Finger streiften flüchtig die seinen, dann flog sie nach der Tür.

„Rate, wer da ist ... rate, wer da ist!" rief sie hinaus.

Auf der Schwelle erschien ein stämmiger, mittelgroßer Mann zu Ende der Vierzig mit einem dunkelblonden runden Vollbart, der sich am Kinn zu einem grauen Zipfelchen zuspitzte, mit hageren Wangen von gelblicher, doch gesunder Farbe und stillen, freundlichen Augen, die hinter einem Pincenez steckten, das ein wenig zu tief auf der Nase saß, so daß der Kopf beim Geradeausschauen nach hintenüber geworfen werden mußte und die Augenlider sich tief hinunterzogen.

Er maß mit ruhiger Verwunderung den eleganten Fremdling, erkannte ihn aber nähertretend trotz des Zwielichtes sofort und streckte ihm, ein wenig verlegen vor Freude, die Hand entgegen.

Kein Befremden, kein Verlangen nach Erklärung lag auf diesen arbeitsmüden, friedlichen Zügen.

Stückrath sagte sich, daß einem so harmlosen Gemüte gegenüber lügnerische Vorwände nicht am Platze wären, und erklärte geradeswegs, er habe sich erlauben wollen, eine Bekanntschaft aufzufrischen, deren er sich von früher her mit großer Freude erinnere.

„Von mir will ich nicht sprechen, Herr Baron," erwiderte der Gatte, „aber welche Freude Sie meiner Frau hiermit gemacht haben, dafür dürfte Ihnen doch wohl der richtige Maßstab fehlen."

Und er nickte schmunzelnd zu ihr hernieder, die gänzlich unbefangen, wie es schien, und nur erfüllt von banger Hausfrauenfreude an seinem Arme hing.

Man wechselte ein paar freundliche Worte. — Eine fernere Unterhaltung wäre überflüssig gewesen, da Gebote der Vorsicht diesem unbeirrbaren Vertrauen gegenüber nicht in Frage kamen, aber Stückrath gefiel der still behagliche Mann zu gut, als daß er ihn durch einen sofortigen Abschied seine Bedeutungslosigkeit hätte fühlen lassen mögen.

Drum setzte er sich noch ein weniges, erzählte von seinen neuesten Erwerbungen und ließ sich durch die freudige Genugtuung beschämen, mit welcher der Gatte die Bestände seines Reitstalles der Reihe nach herzuzählen wußte.

Er lud höflichermaßen zu einem Besuche ein und empfahl sich, von dem Paare bis in den Hausflur geleitet.

Wer von beiden ihm mit wärmerem Interesse die Hand zum Abschiede drückte, ließ sich schwer unterscheiden.

Als er aus der Dunkelheit des untersten Stockwerks zufällig in die belichtete Höhe sah, bemerkte er hoch oben zwei Köpfe über das Treppengeländer geneigt, die voll Rührung hinter ihm herschauten.

* * *

In den Alltagslärm der Straße hinaustretend hatte er das Gefühl, als kehre er von einem weltfremden Eiland der Südsee in seine altgewohnten Verhältnisse zurück.

Er schüttelte sich. Ein Schauder vor dem Leben, das seiner wartete, rann ihm über den Leib.

Dann schlug er den Weg zum Tiergarten ein.

Glutrote Dämmerung brach durch das Gezweig. Am hohen Himmel leuchtete ein Farbenspiel von zartblauen Lichtern, die sich in ein sattes Grün hinüberschatteten. Blütenweiße Wolkenmassen ragten darein, mit ihrem Fuße in das Abendrot hinabtauchend.

Zwischen den flackernden Sternenreihen der Gaslampen flutete der Menschenstrom wie zuvor die Tiergartenstraße hinauf und hinab. Ein jeder strebte, dem Tage noch einen Strahl seines erlöschenden Lichtes abzugewinnen.

Träumend, fremd geworden, brach Stückrath sich durch das Getümmel Bahn und eilte einem einsamen Fußpfade zu, der schwarz im Blätterdunkel verschwand.

Wiederum brannte für eine Sekunde die Empfindung in seiner Brust: „Reiße sie an dich! Bau dir aus ihr dein Glück."

Aber als er diese Empfindung bannen und prüfen wollte, war sie verschwunden; nur einen schalen Nachgeschmack, wie er nach verflogenem Rausche in der Kehle sitzen bleibt, ließ sie zurück. —

Die welken Blätter zu seinen Füßen knirschten, neben dem Pfade gespensterte der fleckige Spiegel eines laubbesäten, schmalen Gewässers ...

„Daß es ein Verbrechen wäre," sagte er sich, „den Frieden jener zwei armen Seelen zu zerbrechen, versteht sich von selbst, aber schließlich — aus solchen Verbrechen setzt sich die Welt zusammen. Des einen Leben ist des andern Tod, des einen Glück des andern Elend ... Wenn nur wirklich so etwas wie Glück dabei zustande käme — wenn das Opfer jenes Idylls nur irgend einem Nutzen brächte!"

Aber daß er selbst einer starken und dauernden Empfindung unfähig geworden war, hatte er nur zu oft enttäuscht und mutlos an sich erfahren müssen. Was hatte er jener Frau zu bieten, die, ein Chaos von Leidenschaft, untertäniger Hingebung und naiver Morallosigkeit in der Seele, an seine Brust geflogen kam?

Die schale Neige eines vernaschten Göttertrankes, den

Rest einer in lüsternen Kleinigkeiten verzettelten Liebeskraft, Leere, Müdigkeit, Sucht nach Sensationen und Sucht nach Ruhe — das war alles, was er ihr als Morgengabe noch bringen konnte.

Und wie bald würde er satt sein!

Ein wenig Reue, ein wenig Angst von ihrer Seite genügten, um sie ihm unbequem und schließlich gar verhaßt zu machen.

„Sei ihr guter Engel und laß sie laufen!“ sagte er sich, einen Pfiff ausstoßend, der seinen Entschluß besiegelte.

Er suchte eine Bank zum Niedersitzen und zündete sich eine Zigarette an. Bei dem Aufleuchten des Streichholzes kam ihm zum Bewußtsein, daß es vollends Nacht geworden war.

Eine große Ruhe lagerte auf dem hinsterbenden Walde. Wie eine hold abgestimmte Harmonie drang das Kampfgekreisch des fernen Lebens verhallend in die Einsamkeit.

Aufmerksam betrachtete Stückrath den kleinen, runden Feuerherd in seiner Hand, von dem duftende Wolken wirbelnd emporstiegen.

„Gott sei Dank,“ dachte er, „die Zigarette wenigstens — die bleibt einem.“

Dann stand er auf und wandelte nachdenklich weiter.

Ohne zu wissen, wie er hingekommen, fand er sich plötzlich vor dem Hause seiner Mätresse.

Aus ihren Fenstern schimmerte Licht, das himbeerfarbene Licht der roten Schleier, das die Kokotten so sehr lieben.

„Brrr!“ machte er, sich schüttelnd.

Aber schließlich — dort oben war ein Abendbrottisch für ihn gedeckt, dort gab es Gelächter, Gesellschaft, Wärme und ein Paar Pantoffeln.

Er öffnete das Gittertor.

Ein Windschauer raschelte durch das Gezweig und trieb die gefallenen Blätter in Tromben vor sich her. Als irrende Schatten huschten sie den Fußsteig entlang, um irgendwo in einer Pfütze zu ertrinken.

Herbst! — — — — — —

Fröhliche Leut'

Der Weihnachtsbaum, der in der Ecke stand, neigte sich bedenklich nach vorne, weil man die Seite, die sich den Wänden zukehrte und die deshalb schwer zu erreichen war, nicht so reichlich behängt hatte, daß sie den schatzbeladenen Zweigen der vorderen Hälfte das Gleichgewicht hätte halten können.

Papa bemerkte es und schalt. „Was würde Mama sagen, wenn sie das sähe? Du weißt, Brigit, daß Mama solche Nachlässigkeit nicht liebt. Wenn der Baum uns umfällt, müssen wir uns die Augen aus dem Kopfe schämen.“

Und Brigit wurde feuerrot, kletterte noch einmal auf die Stehleiter und befestigte, die Arme weit hinüberreckend, allerhand, was sie gerade noch erraffen konnte, auf der Wandseite, die sie, weil daran doch nichts zu sehen war, in der Tat ein wenig stiefmütterlich bedacht hatte.

Und dann erst konnten die Lichter angezündet werden.

„Nun wollen wir auch noch die Geschenke durchsehen,“ sagte Papa. „Welcher ist Mamas Teller?“

Brigit zeigte ihn.

Diesmal war Papa zufrieden. „Gut, daß du so viel Marzipan daraufgelegt hast,“ sagte er, „denn sie muß ja immer was zum Verschenken haben,“ und dann prüfte er das schöne, blanke Safetyschloß, das daneben lag, und ließ die Finger liebkosend über die harten Fächer der Chamäropspalme gleiten, die Mamas Bescherungsplatz überschattete.

„Das Blumenglas hast du ihr gemalt?“ fragte er.

Brigit bejahte. „Es ist ausschließlich für Rosen,“ sagte sie, „und die Farben sind eingebrannt und ganz und gar wetterbeständig.“

„Was die Jungens ihr gemacht haben,“ meinte Papa, „können sie ihr ja dann selber bringen. Mamas Geschenke hast du auch hingelegt?“

Gewiß hatte sie sie hingelegt. Für Fritz ein Fischnetz mit Holzgabeln zum Aufhängen und ein zehnklingiges

Universalmesser, — für Artur eine Hobelbank mit Trittbrett und auswechselbaren Eisen und außerdem noch ein hochbordiges Hansaschiff mit einem goldhaarigen Meerweib als Gallionfigur.

„Das Meerweib wird Effekt machen," sagte Papa und lachte.

Brigit hatte noch etwas auf dem Herzen. Sie steckte die kleinen, festen Arbeitshände unter den Schürzenlatz, der sich über der noch flachen Brust ein wenig sackte, und wippte auf den Absätzen hin und her.

„Ich will's dir nur gleich verraten," sagte sie; „dir schenkt sie auch etwas."

Papa wurde sehr hellhörig. „Was denn?" fragte er und revidierte seinen Bescherungsplatz, auf dem sich jedoch neben Brigits Handarbeit — über die hatten sie schon gesprochen — nichts Bemerkenswertes vorfand.

Brigit lief eiligst zu der entgegengesetzten Ecke des Saales und zog unter dem Klavier einen etwa zwei Fuß hohen, in Papier gehüllten Kasten hervor, der sich für seine Größe merkwürdig leicht in die Höhe heben ließ.

Und als die Papierbogen gefallen waren, kam ein Holzkäfig mit einem großen, bunten Vogel zum Vorschein, dessen Gefieder schillerte, als hätten Himmelblau und Sonnengold sich darinnen gefangen.

„Eine Mandelkrähe!" rief Papa, die Hände zusammenschlagend, und um seinen Mund zuckte die Freude. „So ein seltener Vogel! Und den schenkt sie mir?"

„Ja," sagte Brigit. „Er hing im Herbst eines Morgens in der Drosselschlinge. Der Magazinverwalter hat ihn so lange aufbewahrt. Und weil er so schön und sozusagen eine Art von Paradiesvogel ist, darum schenkt sie ihn dir."

Papa streichelte ihren Blondkopf, und sie war wieder rot bis an die Haarwurzeln.

„So, und nun wollen wir die Jungens rufen," sagte er.

„Erst laß mich die Schürze ablegen," rief sie, nestelte die Stecknadeln los und warf das häßliche schwarze Ding unter das Klavier, wo vorhin der Vogelkäfig seinen Platz gehabt hatte.

Nun stand sie in ihrem weißen, blauschleifigen Einsegnungskleide da und machte ein liebliches Schnäuzchen.

„Du hast recht daran getan," sagte Papa. „Mama liebt die dunkeln Farben nun einmal nicht ... Alles soll licht und froh sein um sie herum."

Und dann durften die Jungen hereinkommen.

Sie hielten die Prunkbogen ihrer Weihnachtsgedichte ängstlich in beiden Händen und scheuerten sich an den Türpfosten.

„Munter, munter!" sagte Papa, „oder glaubt ihr, euch wird heute der Kopf abgerissen?"

Und dann nahm er sie in beide Arme und knutschte sie ein wenig, so daß Arturs Gedichtbogen von rechts oben nach links unten einen Knick bekam.

Das war nun freilich ein Malheur, aber Papa tröstete, er wolle es schon verantworten, er sei ja selber schuld daran.

Herr Brüggemann, der lange Hauslehrer, steckte nun auch die Nase herein. Er hatte den feierlichen Predigtrock an, nickte vor sich hin wie ein Begräbnisgast und sagte mit einem kleinen Schnüffeln durch die Nase dreimal nacheinander: „Ja, ja ... Ja, ja ... Ja, ja."

„Was seufzen Sie denn so gottsjämmerlich, Sie alte Tränenweide?" lachte Papa. „Hier sind wir fröhliche Leut'! Was, Brigit?"

„Natürlich sind wir das," lachte Brigit zurück, „und hier, Herr Kandidat, ist auch Ihr Weihnachtsteller."

Und sie führte ihn zu seinem Platze, wo ein kleines kalbledernes Portemonnaie verschämt unter den Pfefferkuchen hervorsah.

„Dies schenkt Ihnen Mama," fuhr sie fort und reichte ihm ein schwarzes, flaches Buch mit dickem Goldschnitt. „Es sind ‚Die drei Wege zum Frieden', die Sie doch immer so geliebt haben."

Der Kandidat zerdrückte ein Tränlein der Rührung, aber bald darauf schielte er wieder nach dem kleinen Portemonnaie hinüber. Dieses war der vierte Weg zum Frieden, denn er hatte alte Kneipschulden.

Auch die Hausbeamten durften nun hereinkommen. Voran Frau Pönsgen, die Wirtschafterin, die mit ihren krummen, rissigen Händen einen Porzellantopf mit Alpenveilchen trug.

„Das ist für Mamachen," sagte sie zu Brigit, und Brigit nahm ihr den Topf aus der Hand und führte auch sie zu ihrem Teller. Da gab es viele gute Sachen, unter andern ein gestricktes, braunes Leibchen, wie sie es sich schon lange gewünscht hatte, denn in der Küche blies von Osten her durch die Fensterritzen ein böser Zugwind.

Frau Pönsgen sah es ebenso rasch, wie Herr Brüggemann sein Portemonnaie gesehen hatte. Und als Brigit sagte: „Das ist natürlich von Mama," da wunderte sie sich nicht im mindesten. Sie wußte aus ihrer fünfzehnjährigen Dienstzeit: das Beste kam immer von Mama.

Die beiden Jungen wollten inzwischen ihre Herzenslast los sein und standen um Papa herum, um ihm ihre Gedichte aufzusagen.

Er, der mit den Inspektoren zu tun hatte, beachtete sie vorerst nicht, dann aber wurde er sich über seine Versäumnis klar und nahm ihnen lachend und bedauernd die Bogen aus den Händen.

Fritz stellte sich in Positur, und Papa tat desgleichen, aber als er die Überschrift gelesen hatte: „Seinen lieben Eltern zum Weihnachtsfeste," besann er sich eines Besseren und sagte: „Das wollen wir lieber bis nachher lassen, wenn wir bei Mama sind."

Nun durften die Jungen gleich zu ihren Weihnachtstellern gehen. Und da ihre Freude sich noch in seligem Erstarren barg, trat Papa hinter sie, schüttelte sie im Genick und sagte: „Werdet ihr wohl fröhlich sein, ihr Banditen ... Was soll Mama denken, wenn ihr nicht fröhlich seid?"

Da löste sich der Bann, unter dem sie sich bisher befunden hatten. Fritz hängte das Schleppnetz auf die Gabeln, und als Artur auf seinem Schiffe gar noch eine „Barkasse" und eine „Pinasse" entdeckt hatte, da schlug das Gefühl unermeßlichen Reichtums in hellem Jubel über ihnen zusammen.

Wie das nun aber so geht. Kaum hatten sie alle ihre Herrlichkeiten durchstöbert, da lenkte sich ihr Begehren auch auf das, was ihnen nicht gehörte.

Artur hatte das schöne blanke Schloß entdeckt, das zwischen Mamas und seinem eigenen Teller lag. Wem es zukam, blieb ungewiß. Ein ziemlich sicheres Gefühl sagte ihm zwar, daß er nichts damit zu schaffen habe, aber anderseits: was sollte Mama mit so einem Sicherheitsschloß anfangen, das übrigens, wenn man sich nicht sehr irrte, von einem Bramahmodell herstammte? Oh! Man war nicht umsonst im tiefsten Innern Mechanikus mit Leidenschaft und von Beruf.

Nun kam als zweiter Sachverständiger Fritz herzu. Der wieder hielt es für ein kombiniertes Chubbschloß. Was natürlich ein haarsträubender Unsinn war. Aber Fritz redete ja manchmal ins Blaue hinein.

Wie dem auch sein mochte, dieses Schloß war entschieden von allem das schönste. Und wenn man den Schlüssel zurückschnappen ließ, dann gab es einen leisen, langsam verklingenden Ton, als säße in dem stählernen Leibe ein Geist, der die Harfe schlug.

Schnapp—ting! Schnapp—ting!

Aber da kam auch schon Papa und machte der Freude ein Ende. „Was fällt euch ein, ihr Schlingel?" schalt er scherzend. „Anstatt der armen Mama etwas zu Weihnachten zu schenken, nehmt ihr ihr noch das bißchen weg, was sie bekommen hat."

Da schämten sie sich nicht schlecht. Und Artur meinte verlegen: sie hätten selbstverständlich etwas für Mama, aber sie hätten es draußen im Korridor gelassen, um es gleich mitzunehmen, wenn man zu ihr ginge.

„Holt es nur immer herein," sagte Papa, „damit es um ihren Teller herum nicht so mager aussieht."

Sie liefen eilig hinaus und brachten ihre Geschenke getragen.

Fritz hatte für sie eine Blumentopfmanschette gesägt, aus sechs Teilen bestehend, jeder mit dem andern durch kunstvolle Scharniere verbunden. Aber das be-

deutete gar nichts, verglichen mit Arturs Luftfenster, das aus Roßhaarsträhnen sorgsam geflochten war und sich zum äußeren Rahmen in jeden beliebigen Winkel stellen ließ.

Papa freute sich sehr. „Nun können wir uns schon allenfalls vor ihr sehen lassen," meinte er. Und dann erklärte er ihnen auch den Mechanismus des Schlosses, und daß es den Zweck habe, die Blumen der lieben Mama in bessere Hut zu nehmen, denn schon öfters seien von ihren Lieblingsrosen einige weggekommen, was sich nur durch Anwendung von Nachschlüsseln erklären ließe.

„So — und nun wollen wir endlich zu ihr gehen," schloß er. „Sie wird schon lange auf uns warten. Und fröhlich wollen wir dabei sein! Denn Fröhlichsein ist die Hauptsache, sagt Mama ... Hol uns die Schlüssel, Brigit, zum Gitter und zur Kapelle."

— — — — — — — — — — — — — — —

Und Brigit holte die Schlüssel zum Gitter und zur Kapelle.

Thea

Phantasien über einen Teetopf

1

Sie ist eine Fee und ist auch keine ... Doch meine Fee ist sie gewiß. — Nur wenige Male während meines Lebens ist sie mir erschienen in Augenblicken, da ich sie am wenigsten erwartete. —

Wenn ich sie halten wollte, war sie verschwunden.

Und dennoch hat sie oft in meiner Nähe geweilt. Ich fühlte sie im Hauch des Winterwindes, der über die sonnigen Schneefelder dahinstrich — ich atmete sie im Reif der Morgenfrühe, der glitzernd meinen Bart bedeckte — ich sah den Schatten ihres Leibes riesengroß über den dunstig schwarzen Winterhimmel gleiten, der friedlich wie die Hoffnungslosigkeit über der nachmittäglichen Dämmerung der glanzlos weißen Gefilde hing — ich hörte das Wispern ihrer Stimme in den Tiefen des glitzernden Kessels, den die bläuliche Spiritusflamme wie ein Kranz von Irrlichtern umtanzte. —

Aber von den wenigen Malen, da sie leibhaftig vor mir stand — immer wechselnd an Gestalt und dennoch stets dieselbe — mein Schicksal, meine Zukunft, wie sie werden sollte und nicht ward, meine Angst und meine Zuversicht, mein guter und mein böser Stern — von diesen Malen will ich euch erzählen.

2

Es war vor vielen, vielen Jahren an einem Spätabend zur Epiphaniaszeit.

Draußen wirbelte der Schnee. — Wie endlose Mottenschwärme kamen die Flocken an die Fensterscheiben geflattert, stießen lautlos gegen das Glas und glitten dann senkrecht, als hätten sie beim Anprall ihr Flügelpaar zerbrochen, zur Erde nieder.

Die Lampe, die alte Augenverderberin, mit dem

blanken Messingfuße und dem grünen, ausgefransten Schirme, stand auf dem Tische. Das Öl in ihrem Leibe gurgelte in ehrbarer Pflichterfüllung. — Auf ihrem Dochte sammelten sich die Schlacken, wie ein ausgebrannter Scheiterhaufen anzusehen, über dem ein müdes Feuer in sich zusammenkriecht.

Drüben in dem zerschlissenen Polsterstuhle war meine Mutter gemächlich eingenickt. Der Strickstrumpf, halb ihren Händen entglitten, lag auf der blaugeblümten Schürze. — Der Wollenfaden schnitt eine tiefe Furche in die geborstene Haut ihres Zeigefingers. — Eine der Nadeln wippte in kühnen Schwingungen hinter dem Ohre.

Der Samowar mit dem runden Bauche und dem blitzblanken Schornstein war auf dem Nebentische stehen geblieben. — Von Zeit zu Zeit wirbelte eine kleine, blaßbläuliche Dampfwolke von ihm empor, und ein zarter Holzkohlendunst umspielte kitzelnd meine Nase.

Vor mir aufgeschlagen lag des feinen Sallust Catilinarische Verschwörung. Aber was ging Sallust mich an? Dort steht er schon bereit — drüben auf dem Bücherbrette lachend und lockend in seinem goldgeschmückten Gewande, er, M ü n c h h a u s e n, der erste Roman meines Lebens.

Noch zehn Zeilen, dann war ich frei. — Ich wühlte die beiden Fäuste in die Hosentaschen hinein, denn mich fror. Noch zehn Zeilen! —

Sehnsüchtig starrte ich meinem Freunde entgegen.

Und siehe da! Was die Stümperkunst des Buchbinders geschaffen hatte — plumpe Arabesken von Weinblättern, die sich um geborstene Säulen ranken, eine aufgehende Sonne in der Mitte mit einem Spinnennetz von Strahlen ringsherum, — es beginnt plötzlich sich auszudehnen in Höhe und Breite, bis es das ganze Zimmer erfüllt. — Die Weinblätter schütteln sich im Morgenwinde, ein leises Rieseln läßt die Säulen erbeben, und höher und höher steigt die Sonne vom Boden empor. — Als ein Reigen tanzender Fackeln schießen ihre Strahlen durch-

einander, ihre flimmernden Arme strecken sich, als wollten sie die Welt erfassen und an sich ziehen, sie im Sonnenschoße zu begraben. — Und ein Brausen erhebt sich in den Lüften, dumpf und atemholend wie ferner Orgelklang. Es schwillt zum Drommetengetön. Grell aufzuckendes Zymbalklingen mischt sich darein. — —

Da springt der Sonnenleib weit auf — eine Flamme in bläulichem Phosphorglanze zischt heraus, und auf dieser Flamme steht hochaufgerichtet mit fliegendem Chiton ein weißes, goldhaariges Weib, Schwanenflügel im Nacken, eine Harfe in der Hand. —

Wie sie mich sieht, lacht sie hell auf. Töricht, kindisch, ungezogen klingt dies Lachen, und wahrlich! ein Kindermund ist es, dem es entquillt. In herausfordernder Tollheit gucken die blauen Unschuldsaugen mich an. Die prallen Wangen erglühen in kecker Lebensfreude. — Alle guten Geister, wie kommt dieser Kindskopf auf solchen Götterleib? — Nun legt sie die Harfe auf die Wolken, hockt auf den Saiten nieder, putzt sich mit dem linken Flügel behende das Näschen und ruft mir zu: „Komm, schlittre mich!" —

Mit offenem Munde starr' ich sie an. Dann raff' ich all meinen Mut zusammen und stammle: „Wer bist du?"

„Ich heiße Thea," lacht sie.

„Und wer bist du?" frag' ich noch einmal.

„Wer ich —? — Ach, dummes Zeug! — komm, schlittre mich — oder nein, du kannst ja nicht fliegen — ich werde d i c h schlittern — das geht schneller."

Sie ergreift mit ihren schlanken Fingern das blaue, goldgewirkte Band, das den Hals der Harfe umschlingt.

„Komm!" ruft sie noch einmal.

Linkisch hock' ich auf den Saiten nieder. Kaum hab' ich Zeit, mit beiden Händen das goldene Geländer zu umklammern, da hör' ich dicht vor mir ein Rauschen. — Die mächtigen Flügel falten sich auseinander, mein Schlitten schwebt und schwankt in den Lüften — und vorwärts — aufwärts geht's in sausendem Fluge.

Schon liegt tief unter mir die Elternhütte. — Kaum,

daß ihr Licht den Weg zu meinen Höhen findet. — Flockengewirbel umkreist meine Stirn. — Im nächsten Augenblick ist es verschwunden. — Morgenrot bricht durch die Nacht. — Ein warmer Wind streicht mir entgegen und weht durch die Saiten, daß sie leise zittern und klingen.

„Schau hinab!" ruft meine Fee.

Da seh' ich in Frühlingsglanz gebadet einen weiten Teppich von Wäldern und Hügeln, von Matten und Seen endlos unter mir ausgebreitet. — Grünsilbern leuchtet's zu mir auf — kaum daß mein Blick die Fülle der Wunder zu ertragen vermag.

„Es ist ja Frühling geworden!" sag' ich staunend.

„Willst du hinunter?" fragt sie.

„Ja!"

Da gleiten wir auch schon hinab.

„Rate, was das ist!" sagt sie.

Ein altes, halbverfallenes Schloß hebt seine granitnen Mauern hoch vor mir empor ... Tausendjähriger Efeu wölbt sich über den Giebeln ... Schwarzweiße Schwalben schießen längs den Dächern dahin ... Ringsherum erhebt sich in lieblichem Dickicht blühender Weißdorn, um wehende Spiräenbüschel geschlungen ... Wilde Rosen tauchen aus dem Dunkel, fromm leuchtend wie Kinderaugen, und schlaftrunken läßt ein Holunderbaum seine Zweige auf sie niedersinken. — — —

Am Rande der alten Terrasse, dort wo in zerbrochenen Urnen breitblätterige Kletten wuchern, wird es lebendig. Eine Mädchengestalt, schlank und biegsam, einen großen altmodischen Strohhut auf dem Kopfe, ein Flortüchlein kreuzweise um Hals und Hüfte geschlungen, ist aus dem morschen, eisenbeschlagenen Tore getreten. Sie trägt ein weißes Bündelchen unter dem Arme und schaut prüfend nach rechts und links wie einer, der auf die Wanderschaft will.

„Sieh sie dir an," sagt meine Freundin.

Da fällt es wie Schuppen von meinen Augen.

„Das ist Lisbeth!" juble ich auf, „die nach dem Oberhofe geht."

Und kaum hab' ich den Oberhof genannt, da dringt es lieblich wie Bratenduft in meine Nase. — Rauchwolken wälzen sich mir entgegen, trübe Flammen zucken daraus empor. Da brätelt's und da kocht's, und hochauf spritzt das siedende Fett! Wunder auch! Man will ja Hochzeit feiern.

„Möchtest du auch das Richtschwert sehen?" fragt meine Freundin.

Ein geheimnisvoller Schauder rinnt mir über den Leib. — „Ich möcht' schon," sag' ich ängstlich.

Ein Husch — ein leises Klirren — und eine enge, kahle Kammer hat sich um uns geschlossen ... Nun ist es wieder Nacht, und auf den grauen Bretterwänden tanzen die Mondlichter.

„Schau her," flüstert meine Freundin und weist auf eine plumpe, alte Truhe.

Ihr lachendes Gesicht ist streng und feierlich geworden. Ihr Leib scheint noch zu wachsen. Hehr und herrlich, eine Richterin, steht sie vor mir.

Ich recke den Hals, ich schiele in die Truhe.

Da liegt es — leuchtend und still, das alte Schwert. Ein Mondenstrahl gleitet an der Schneide entlang — eine lange, starre Linie ziehend. Doch was bedeuten die dunkeln Flecke, die sich wie Höhlen in das glatte Metall hineingefressen haben?

„Das ist Blut," sagt meine Freundin und kreuzt die Arme über der Brust.

Mich fröstelt's, aber meine Blicke sind wie festgewachsen an dem schreckensvollen Gebilde.

„Komm," sagt Thea.

„Ich kann nicht!"

„Willst du's haben?"

„Wie — das Schwert?"

Sie nickt.

„Aber darfst du's denn verschenken? Gehört es dir?"

„Ich darf alles, und mir gehört alles."

Grauen packt mich, aber ich kann nicht anders: „Gib's mir!" ruf' ich schaudernd.

Der eherne Blitz zuckt empor und legt sich kalt und feucht in meine Arme. Mir ist, als begänne das Blut daran aufs neue zu fließen.

Meine Arme erstarren, das Schwert entsinkt ihnen und fällt auf die Saiten nieder. Die fangen winselnd zu klirren an. — Fast wie Angstschreie klingt ihr Getön.

„Nimm dich in acht!“ ruft meine Freundin. „Das Schwert kann sie zerreißen. Das ist schwerer als du!“

Wir fliegen in die Mondnacht hinaus. Doch geht es lange nicht mehr so schnell wie kurz vorher. Meine Freundin keucht, und die Harfe schwankt auf und nieder wie ein Papierdrache, wenn er in Gefahr ist, umzuschlagen.

Aber ich achte nicht darauf. Denn etwas sehr Drolliges nimmt meine Sinne gefangen.

An dem Monde, der als goldene Scheibe zwischen Wolkeninseln daherschwimmt, ist etwas lebendig geworden. Etwas Schwarzes, Zwiegespaltenes zappelt an seiner unteren Seite hin und her. Ich sehe schärfer zu und entdecke ein Paar bespornter Reiterstiefel, in denen zwei mäßig gerade, dünne Beine stecken. Das Reitleder auf ihrer Innenseite ist alt und abgescheuert und schimmert in stumpfem, mißfarbenem Glanze.

„Seit wann marschiert der Mond auf zwei Beinen durch die Welt?“ frag' ich mich und fange zu lachen an.

Und plötzlich erscheint auf der entgegengesetzten Seite ebenfalls etwas Schwarzes — das wackelt drollig nach rechts und nach links. — Ich strenge mein Auge an und erkenne — erkenne meines alten Freundes Münchhausen verzwickten Schnauz- und Knebelbart. — Er hat mit seinen langen, dürren Fingern den Rand der Mondscheibe umklammert und lacht, lacht, daß ihm schier der Atem auszugehen droht. —

„Ich will hinauf,“ ruf' ich meiner Freundin zu.

Sie wendet sich um. Ihr Kinderantlitz hat sich nun vollends in ernste Madonnenzüge gewandelt. Um Jahre scheint sie gealtert. — — Wie Klänge von geborstenen Glocken hallen die Worte mir ans Ohr: „Wer ein Richtschwert bei sich trägt, kann nicht zum Monde hinauf.“

Mein Knabentrotz empört sich. „Ich will aber zu meinem Freunde Münchhausen.“

„Wer ein Richtschwert bei sich trägt, hat keinen Freund.“

Ich springe auf, will an der Leine zerren — da schlägt die Harfe um — ich stürz' ins Leere — das Richtschwert über mich — senkrecht bohrt es sich in meinen Leib — ich stürze, — ich stürze — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

„Ja doch,“ sagt meine Mutter. „Warum rufst du so ängstlich? Ich wache ja schon!“ Und ruhevoll nimmt sie die Stricknadel hinter dem Ohre fort, sticht sie in den Knäuel und wickelt den angefangenen Strumpf gemächlich drum herum. — — —

3

Sechs Jahre vergingen — dann begegnete mir Thea wieder. Diesmal war sie so gnädig gewesen, ihre Heimat Avalun zu verlassen, um auf dem Theater der Universitätsstadt, in der ich studienhalber soff und paukte, das Fach der Naiven zu übernehmen.

Auf ihren roten Pantöffelchen hüpfte sie nach Bachstelzenart über die Bretter — sie ließ die kurzen Mullfähnchen in den verwegensten Schwenkungen um sich herumwehen — sie trug schwarzseidene Zwickelstrümpfe, die sich über dem zarten Knöchel in einer höchst angenehmen Bogenlinie schwellten und unter dem Knie in dem gefältelten Rocksaum ein allzu frühes Ende nahmen, — sie drehte sich zwei dralle Backfischzöpfe, an deren blauen Seidenschleifen sie zu kauen liebte, wenn die ihrem Fache angemessene Schüchternheit sie übermannte — sie sog an den Fingern, sie streckte die Zunge aus, sie quiekte, miaute, rümpfte die Nase — und wie sie erst lachte! — Es war jenes süße, gezierte, lasterhafte Soubrettenlachen, das mit einer Tonleiter beginnt und in einem Turteltaubengurren endet.

Den will ich sehen unter uns, den sie mit all den hergebrachten Mätzchen ihres Faches nicht in einen Zustand

verliebten Wahnsinns versetzt hätte ... Den will ich kennen, der in den Tiefen seiner Kollegienmappe nicht ein halbes Dutzend glutvoller Oden vergraben hatte, vergraben wie den gigantischen Schmerz in seiner Heldenseele. —

Und eines Nachmittags erschien sie plötzlich auf der Schlittschuhbahn. — Sie trug eine glänzende Plüschjoppe, mit Sealskin besäumt, und eine Tschapka, die keck auf dem linken Ohre saß. — In dem rotblonden Wirrhaar, das ihre Wangen umrahmte, hatte sich der Reif wie ein Demantstaub festgesetzt, und an dem geröteten Näschen, das unwirsch in der Kälte schnupperte, hing ein lichtes Tröpflein.

Nachdem sie dem Schlittschuhschnaller eine kleine Szene gemacht hatte, in der die Kosenamen „Trottel" und „Fratz" ihren süßen Lippen entflohen, hub sie zu laufen an. — Ein Kind, das allzu früh dem Gängelbande entlassen wurde, kann es besser.

Wir dummen Jungen standen dösig umher und glotzten sie an. — In uns schwoll die Gier, ihr zu helfen, zur Raserei empor, aber als sie mit einem Schmollmäulchen hilfesuchend die Arme nach uns ausstreckte, wichen wir zurück wie vor dem bösen Feinde. Nicht einer fand den Mut, das unerhörte, übermenschliche Glück, nach dem ihn hungerte seit Monaten bei Tag und bei Nacht, schlichtweg in Empfang zu nehmen.

Und dann plötzlich — bei einer furchtsamen Schwenkung — verhakte sie sich, stolperte, kippte erst nach vorne und hierauf nach hintenüber und sank zu guter Letzt dem Schüchternsten und Verliebtesten von dieser Bande geradeswegs in die Arme.

Und der war ich!

Ja, der war ich! Noch heute ballen sich mir die Fäuste vor Wut, wenn ich bedenke, es hätte ein andrer sein können.

Von denen, die zurückblieben, als ich sie im Triumph von hinnen führte, war nicht ein einziger, der mich nicht kalt lächelnd hätte ermorden mögen.

Unter der Wucht der Worte, die sie lächelnd an mich

Unwürdigen verschwendete, schlug ich stumm und errötend die Augen nieder. Dann lehrte ich sie die Füße setzen und produzierte mich selbst in meinen kühnsten Bogen; auch erzählte ich ihr, daß ich Student im zweiten Semester sei, und während die Glut mir aufs neue in die Wangen schoß, fügte ich flüsternd hinzu, daß ich ein Dichter werden wolle.

„Ach, wie nett!" rief sie aus. „Sie dichten gewiß auch jetzt schon?"

Das täte ich freilich. Ich hätte sogar ein Drama unter der Feder, das die Schicksale des Troubadours Bernard de Ventadour freirhythmisch behandle.

„Ist da auch für mich eine Rolle drin?" fragte sie.

„Nein," erwiderte ich. „Aber das schadet nichts. Ich mache eine 'rein."

„O wie lieb von Ihnen!" rief sie. „Und wissen Sie was? Das müssen Sie mir vorlesen. Ich kann Ihnen dann mit meiner Bühnenerfahrung zur Seite stehen."

Eine Woge von Glück, in der ich zu ertrinken drohte, ergoß sich über mich.

„Ich habe auch — an Sie — Gedichte — gemacht," stammelte ich, von jener Woge fortgerissen.

„Guck mal da!" sagte sie ganz freundlich, anstatt mich zu ohrfeigen. „Die müssen Sie mir schicken."

„Sehr wohl." ...

Und dann geleitete ich sie vor ihre Tür, während in angemessener Entfernung wie ein Rudel Wölfe meine Freunde hinter uns herstrichen. — —

Die erste Hälfte der Nacht brachte ich äugelnd vor ihrem Fenster, die zweite Hälfte dichtend an meinem Tische zu, denn ich wollte die Sammlung rasch noch um einige Perlen vermehren. — Mit Morgengrauen schob ich das Kuvert, das prall war wie eine Trommel, in den Postkasten, dann führte ich meinen brennenden Kopf auf den Wällen spazieren.

Am Nachmittage kam ein veilchenfarbenes Briefchen, das sehr erregend duftete und statt des Siegels eine

von einer Fackel durchbohrte goldene Lyra trug. — Es enthielt folgende Zeilen:

„Lieber Dichtersmann!

Ihre Verse sind gar nicht so übel, nur etwas zu feurig. — Ich möchte nun ganz eilig auch das Drama hören. Meine alte Duenna geht heute abend aus. Ich werde allein zu Hause sein und mich langweilen. Drum kommen Sie um sieben Uhr zum Tee. Aber Ihr Ehrenwort, daß Sie's niemandem verraten, sonst hat Sie nicht mehr ein klein wenig lieb

Ihre

Thea."

So hatte sie geschrieben, ich kann's beschwören, sie, meine Fee, meine Muse, meine Egeria, sie, zu der ich anbetend emporschauen wollte bis zu meinem letzten Atemzug.

Ich revidierte und korrigierte und rezitierte rasch einige Szenen meines Dramas, ich strich ein halbes Dutzend überflüssiger Personen und erfand ein neues Dutzend hinzu.

Um halb sieben machte ich mich auf den Weg. — Milchiger Eisdunst lag in der Luft. Vor jedem der mir Begegnenden flutete eine Wolke gefrierenden Atems daher.

An einem Blumenladen blieb ich stehen.

Alle Schätze der Maienzeit lagen dort ausgebreitet auf der schwarzsamtnen Terrasse. Da waren Veilchenbeete und Maiglöckchenbüsche, da war auch ein Strauß langgestielter Teerosen, lässig von einem violetten Seidenbande zusammengehalten.

Ich seufze laut auf — ich weiß schon warum.

Und dann zähl' ich meine Barschaft: Acht Mark und siebzig Pfennige. — Sieben Biermarken dazu, aber die stehen ja leider nur im Bereiche meiner Kneipe in gutem Kurse — fünfzehn Pfennige das Stück.

Endlich faß' ich mir ein Herz und trete in den Laden.

„Was kostet der Rosenstrauß dort?" flüstre ich, denn laut zu reden wag' ich nicht — teils aus Schüchternheit, teils des Geheimnisses wegen.

„Zehn Mark," sagt die dicke alte Verkäuferin, läßt die Stechpalmblätter, die sie auf dem Schoße hält, gemächlich in eine irdene Schüssel sinken und schickt sich an, den Strauß aus dem Fenster zu holen.

Ich werde blaß vor Schrecken. Mein erster Gedanke ist: Lauf zur Kneipe und such die Marken in bar Geld zu wechseln, denn zu pumpen gibt's heute nichts, zwei Tage vor dem Ersten.

Da holt es vom Turm her dumpf zum Schlage aus.

„Kann ich ihn nicht etwas billiger haben?" stammle ich mit halberstickter Stimme.

„Nanu — auch noch!" sagt sie beleidigt. „Es sind zehn Rosen drinne — die kosten jetzt eine Mark das Stück. Das Seidenband is schon gar nicht gerechnet."

Ich will trostlos den Laden verlassen, aber die alte Verkäuferin, die ihre Kunden kennt und hinter meinem Stammeln und meinem Flüstern schon längst den Liebesroman hat hervorgucken sehen, fühlt ein menschliches Rühren.

„Man kann ja 'n paar von de Rosen 'rausnehmen," sagt sie. „Wieviel möchten Sie denn schließlich dranwenden, junger Herr?"

„Acht Mark und siebzig Pfennige," will ich Unbedachter antworten, da fällt mir zur rechten Zeit noch ein, daß ich ja ein Trinkgeld für ihre Zofe — Damen vom Theater haben zur Bedienung immer Zofen — übrig behalten muß, falls die mich später zur Tür herausläßt. — „Sieben Mark," erwidere ich drum.

Mit ruhiger Würde nimmt sie *vier* von den Rosen heraus, und ich, demütig und eingeschüchtert, wage nicht, mich zu wehren.

Aber mein Strauß ist noch immer üppig und voll, und ich darf mir sagen, daß ein werbender Prinz keinen schöneren zu spenden vermöchte.

Fünf Minuten nach sieben steh' ich vor ihrer Tür.

Daß mir der Atem stockt, daß ich nicht wage anzuklopfen, daß der Rosenstrauß meinen zitternden Händen zu entsinken droht, das brauch' ich nicht zu erzählen, das ist

jedem selbstverständlich, der in seiner Jugend jemals mit Feen von Theas Art zu tun hatte.

Wie ich dennoch in ihr Zimmer gekommen bin, ist mir bis heutigentags unklar geblieben, aber schon seh' ich sie mir lachend entgegeneilen und ihr Antlitz ohne weiteres in dem Blumenschwall vergraben.

„Oh, Sie Verschwender!" ruft sie und reißt mir den Strauß aus der Hand, um damit vor dem Spiegel auf und nieder zu tänzeln. Und dann nimmt sie plötzlich eine ernsthafte Miene an, und mich an einem Knopfe meines Überrockes näher an sich heranziehend, sagt sie: „So — und zum Lohne dürfen Sie mir einen Kuß geben."

Ich hör's und faß' es nicht. Mir ist, als wolle mein Herz mir zum Halse emporsteigen, aber dicht vor mir blühen ihre Lippen, und ich bin tapfer und küsse sie.

„Brr," sagt sie, „Ihr Bart hängt ja ganz voll Reif."

Mein Bart! Ihr Götter im Himmel habt's gehört! Ganz ernsthaft und würdig hat sie von meinem Bart gesprochen.

In mir erwacht eine unklare Empfindung, so eine Art von Don Juan oder Lovelace zu sein, — mein Selbstbewußtsein nimmt ungeheuerliche Größenverhältnisse an, und mit einem gewissen dämonischen Humor schau' ich kommenden Ereignissen entgegen.

Der Nebel, der bislang mein Auge umflort hat, verschwindet — ich vermag um mich zu schauen und zu erkennen, wo ich mich befinde.

Freilich, das ist eine neue, ungeahnte Welt! — Von der rosigen Seidengaze, die aus den Schnäbeln zweier schwebender Tauben hervor über dem ovalen Toilettenspiegel hängt, bis zu der Reihe süßer, kleiner Schnürstiefelchen, die in der entgegengesetzten Ecke aufpostiert stehen, — von den Bonbonnieren in Atlas, Gold, Spiegelglas, Saffian, Robbenfell, Elfenbein, Porzellan und Olivenholz, die die Kommode zieren, bis zu dem Gewölke von weißen, rätselhaften Röcken, das sich vor die Tür des dunkeln Nebenzimmers geschoben hat, schau' ich nichts als Wunder, nichts als Wunder! — Ein herzbeklemmender Duft umwogt mir die Sinne, derselbe Taumelduft, den schon ihr Brief ausatmete. Doch jetzt ist es ihre zarte, zierliche Gestalt in dem blaßgelben, rotschleifigen Prinzeßkleide, der er zu entströmen scheint. Als spiele sie den Puck im Sommernachtstraum, jene Rolle, in der sie sich zuerst mein Herz zu eigen machte, so gaukelrisch und elfenhaft durchtänzelt und durchflattert sie das Zimmer.

Ja doch, sie will den Teetisch besorgen.

„Nun, was stehen Sie so steif da, Sie abscheulicher Mensch? — Vorwärts! — Hier haben Sie ein Tischtuch — hier sind Messer und Gabel — ich will unterdessen den Spiritusbrenner anzünden."

Und sie huscht an mir vorbei, nicht ohne mir einen kleinen, spielenden Backenstreich versetzt zu haben, und verschwindet in dem geheimnisvollen dunkeln Nebenzimmer.

Ich will ihr folgen, aber aus der Finsternis hör' ich ihre auflachende Stimme: „Werden Sie wohl dableiben — Sie Topfgucker, Sie!"

Ich bleibe also auf der Schwelle stehen und schmiege meinen Kopf an das bewußte weiße Gewölke. Das ist frisch und kühl und tut meiner glühenden Stirne wohl.

Gleich darauf seh' ich in dem Dunkel das Licht eines Streichholzes aufblitzen, das für einen Augenblick die fließenden Falten ihres Kleides grell beleuchtet und dann verlischt. — Nur eine schwache, dunkelblaue Flamme ist übriggeblieben. Die züngelt an einem blanken Kesselchen hinan, mit mattem Dämmerschein die Geheimnisse des verbotenen Raumes erhellend. Ich sehe auch dort hellschimmernde Wolken, ich sehe Sträuße und Blätterkränze mit langen, seidig schimmernden Bändern, ich sehe — und dann plötzlich loht die Flamme hoch empor — —

„Nun ist der Spiritus übergelaufen," hör' ich die Stimme meiner Freundin, kichernd in Übermut und Schadenfreude. „Das wird ein Feuerwerk werden!"

Und höher und höher steigen die Flammen —

„Komm, spring hinein," ruft sie mir zu, und anstatt zu löschen, gießt sie neuen Spiritus in die auseinanderquellende Lohe.

„Um Gottes willen!“ schrei' ich.

„Weißt du denn, was ich bin?“ kichert sie. „Eine Hexe bin ich — juch!“ —

Und sie löst auffauchzend ihr rotgoldenes Haar, das nun selber wie eine Flammenglorie sich um sie breitet — sie zeigt mir die weißen, spitzen Zähne, und mit einem jähen Satze springt sie mitten in die Glut hinein, die hell zischend zur Decke hinaufleckt, das ganze Gemach in einen Feuermantel hüllend.

Ich will um Hilfe schreien, aber meine Kehle ist zugeschnürt, ich ringe nach Atem — ich drohe zu ersticken in Dampf und in Flammen.

Noch einmal hör' ich das Kichern, aber jetzt tief unter mir wie aus verborgenen Klüften — die Erde hat sich geöffnet — neue Flammen steigen daraus empor und strecken tausend Arme nach mir aus.

„Komm, komm!“ klingt es hell wie Schellenläuten darein — und dann plötzlich wird es Nacht um mich.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Spuk ist verschwunden, und arg zerzaust find' ich mich auf der Straße wieder. Neben mir am Boden liegt mein schönes Drama.

„Hast du das nicht vorlesen wollen?“ frag' ich mich.

Eine weiche, laue Luft küßt mir das fiebernde Gesicht. Über mich neigt sich ein blühender Fliederbusch, und aus der Ferne, dort, wo das Morgenrot zu leuchten beginnt, tönt helles Lerchengewirbel ...

Ich träume nicht mehr ... Doch ward es Frühling derweilen.

4

Und wieder gehen Jahre dahin.

Ein Abend war's zur Zeit des Karneval, und die Welt — d i e Welt, die mit dem Baron beginnt und mit dem Börsenjobber endet — ließ sich vom Vergnügen tragen wie ein Fettauge von der Brühe.

Wer sich nicht am Boden wälzte, von dem erzählte

man höhnisch, er könne nicht fest auf den Beinen stehen.

Es gab Leute in meiner Freundschaft, die seit dreißig Abenden nur am Morgen zu Bett gekommen waren. Einige schliefen nur noch, wenn ein Virtuose von Weltruf die Musik dazu machte, und andre, während sie auf dem Wege vom Diner zum Souper in einer Droschke saßen.

Wenn drei Menschen sich trafen, so klagte der erste über Nervenzerrüttung, der zweite über Magenkatarrh und der dritte über beides.

So sehr amüsierte man sich.

Ich natürlich mit. — —

Die Uhr ging auf eins. Ich saß im Kaffeehause, jenem berühmten Kaffeehause, von dem die verkannten Genies erzählen, daß in ihm das Zentrum alles geistigen Lebens zu finden sei. — Kein Ort der Erde solle gleich ihm gedankenfördernd auf den Genius wirken.

Doch seltsam! Mochte ich mich noch so tatendurstig in den rotsamtnen Polstern umherfielen, noch so schaffensfreudig Finechampagnes dazu trinken, der Gedanke, der ungeheure, allerlösende, wollte nicht kommen.

Auch heute nicht. Heute weniger denn je. — Vor meinen Augen tanzen rötliche Kreise, und in den Adern hämmert es wie beginnendes Fieber. Ist's ein Wunder? Auch ich kann mich kaum mehr auf die Zeit besinnen, da ich zum letztenmal ausgeschlafen habe. Meine Lider emporzuheben kostet mich Arbeit. Die Hand, die kraftgenialisch in den Haaren wühlen will — ach! diese Haare fangen schon an, ein wenig dünn zu werden! — sinkt wie gelähmt hernieder. —

Aber heimgehen darf ich nicht. Frau Elsbeth — wir nennen Sie Frau Elsbeth, wir Junggesellen, wenn ihr Mann nicht dabei ist — Frau Elsbeth hat mich herbestellt ... Wollte um Mitternacht mit ihrem Manne „vom Diner heimkehrenderweise“ hier ansprechen, um mit mir die Überraschungen zu verabreden, die ich für ihr Zauberfest erdenken soll.

Ein wenig anspruchsvoll die kleine, süße Frau — aber die Welt sagt, daß ich sie liebe. Und um die Welt nicht Lügen zu strafen, macht man gern einen Hanswurst aus sich.

Um mich her flutet der Menschenstrom. — Wie zwei endlose Ketten, die in entgegengesetzten Richtungen arbeiten, so winden die Kommenden und Gehenden sich aneinander vorüber — Dandys in koketten Pelzen, den Zylinder verwegen in die Stirn gedrückt, den Spazierstock senkrecht in der Seitentasche aufgepflanzt — Damen der eleganten Gesellschaft in weißseidenen, hermelinbesäumten Überwürfen, die Augen voll hochmütiger Neugier unter den spanischen Schleiern hervorspähend — allinsgesamt vom Festefeiern angestrahlt.

Dazwischen drücken sich Nähmädchen, von irgendeinem Zufallsverehrer hierhergeschleppt, in kaffeebraunen, mit Knötchen durchmusterten Mänteln, die schon abgetragen schienen, als sie im Magazin fertig gekauft wurden; — — Damen, von jener Gattung, die man nur unter Gänsefüßchen „Damen" nennt, in riesengroßen Rembrandthüten mit Similisteinen und zerrissenem Kleidersaum, an welchem Schlamm noch von der Zeit her hängt, da es zum letztenmal taute — — Studenten, die sich vom Sehen berauschen wollen, — Künstler, deren Auge sich ernüchtern will — Zeitungschreiber, die in den ausgehängten blauen Depeschenzetteln den Stoff zu einem Leitartikel suchen — Bohémiens und Bummler jeglichen Standes, Musterproben falscher Würde und ebenso falscher Würdelosigkeit — — alles wogt dort bunt durcheinander. Der Mummenschanz, den die Weltstadt jahrüber mit sich aufführt.

Ein Freund tritt zu mir heran, einer von den dreihundert Busenfreunden, mit denen ich die neuesten Mikoschwitze auszuwechseln pflege — fahl, übernächtig, wagerechte Runzeln auf der Stirn, die Brauen wie von einem Krampf halb in die Höhe gezogen — wie wir alle.

„Sie — warum hat man Sie gestern bei Meyers nicht gesehen?" beginnt er.

„War wo anders eingeladen."

„Wo denn?"

Ich muß mich ein paar Sekunden lang besinnen, bis ich den Namen wiederfinde. „Gehirnschwund" haben wir alle.

„Jäjäjä," ruft er, „soll ja pompös gewesen sein — famose Weiber ... und der Kerl — der — der Jedankenleser und die Dingsda, die — die Sembrich ... jä, jä, da müssen Sie mich mal ein—füh—ren, jä."

Und die Beine von sich streckend läßt er sich neben mich auf das Polster niederfallen.

Ein Schweigen entsteht. Mein Busenfreund und ich haben uns nichts mehr zu sagen.

Er hat eine Zigarette in Brand gesteckt und beschäftigt sich damit, die weißlichen Wolken, die er durch die Nase ausstößt, mit dem Munde wieder einzufangen. Diese Arbeit scheint seinen Geist vollkommen zu befriedigen.

Ich für meinen Teil starre zur Decke empor, dorthin, wo in wahnsinnigen Arabesken goldene Schlangenleiber sich durch Rosenketten winden. Der aufgeblasene Pomp beleidigt mein Auge. — Ich lass' es weiter wandern — an dem Kristallüster vorüber, dessen greller Glanz Spiele von regenbogenfarbenen Blitzen in die Weite wirft — vorüber an den buntbemalten Pfeilern, deren Schaft in Lilienblättern steckt wie ein Marterpfahl im Fleische.

Drüben an der Wand, deren Gesims eine Reihe von Freskobildern trägt, bleibt mein Blick hängen.

Getaucht in die Farbenglut des südlichen Himmels, schauen die Formen einer schönheitstrunkenen Zeit siegessicher zu mir nieder. Um die starre Pracht des marmornen Gemäuers schlingt sich der weiche Fluß großliniger Gewänder.

Ein römisches Gastmahl. — Rosenbekränzte Männer ruhen auf indischen Polstern, goldene Schalen in der Rechten schwingend — — Weiber, lächelnd in allgewährender Nacktheit, kauern zu ihren Füßen — — ein Bacchantenreigen mit Faunen und Panthern, den trunkenen Pan in der Mitte, stürmt durch die Pforte, und braunhäutige Sklavinnen, Leopardenfelle um die Hüften

geschlungen, machen die Musik dazu. — — — Unter ihnen eine, die mich beim ersten Blicke den ganzen Wust ringsum vergessen läßt. — Den glänzend straffen Leib verstohlen gegen eine Säule lehnend, hockt sie, von Müdigkeit zusammengezogen, ducknackig da und bläst zwischen hängenden Lippen gedankenlos die Doppelpfeife, die ihren erschlafften Händen zu entfallen droht. — Ihre Wangen sind gelb und abgemagert, ihre Augen halb verglast, doch auf der Stirne thronen zwei Herrscherfalten, und um den rissigen Mund herum sitzt wie versteinert ein Lächeln des Hohnes.

„Wer mag sie sein? Woher mag sie kommen?" frag' ich mich, da fühl' ich einen dumpfen Schlag auf meiner Schulter.

Mein Busenfreund ist eingeschlummert und hat sich meinen Leib als Ruhekissen ausgesucht.

„Sie!" schrei' ich ihn an — sein Name will mir augenblicklich nicht einfallen, — „gehen Sie nach Hause! — Gehen Sie schlafen!"

Er fährt empor und sieht mir mit schwimmenden Augen ins Gesicht.

„Meinen Sie etwa — mich?" stammelt er, „der Witz is gut!" Und im nächsten Augenblick fängt er zu schnarchen an.

Ich verdeck' ihn, so weit es geht, mit meinem breiten Rücken, beuge mich über das glitzernde Teekännchen, das vor mir steht, und lasse mir die duftenden Wolken sanft prickelnd um die Nase streichen.

Es wäre Zeit, daß sie käme, die kleine Frau, wenn ich ihren Gästen Musik machen soll.

Das braune Weib drüben auf dem Bilde fällt mir ein.

Ich schlage die Augen auf. Herr des Himmels, was ist das?

Hochaufgerichtet in der nervigen Fülle ihres jungen Leibes steht sie da, preßt die geballten Fäuste vor die Stirn und starrt mit glühenden Augen zu mir nieder.

Und dann plötzlich schleudert sie die Flöten in weitem Bogen von sich und ruft mit gellendem Aufschrei: „Ich will nicht mehr — ich will nicht!"

So kreischt nur der Sklave auf in dem Augenblick, da er sich die Freiheit errungen hat.

„Um Gottes willen, Weib, was tust du?" ruf' ich ihr zu. „Man wird dich töten! — Zu den wilden Tieren wird man dich werfen!"

Mit einer Gebärde voll Ekel und Verachtung weist sie um sich.

Da erst seh' ich's: Alle sind sie in Schlaf gesunken. Die Männer liegen mit offenen Mäulern nach hinten übergefallen, in der Hand noch die Trinkschalen, aus denen der Wein in goldigen Kaskaden auf den Marmor niedersprüht. In den Lachen aber wälzen sich die Weiber, noch im Taumel ihrer Träume bemüht, die schönfrisierten Köpfe unversehrt zu halten. — Die Komödiantenbande samt ihrem wilden Getier — die Musiker — alles liegt mit gelösten Gliedern da und ringt schnaufend nach Luft, von wüstem Schlafe überwältigt.

„Der Weg ist frei!" jubelt die Flötenspielerin und gräbt die zuckenden Finger in das Fleisch ihrer Brüste. „Wer will mich hindern, zu entfliehen?"

„Wohin, du wildes Weib?" frag' ich.

Ein Leuchten träumerischen Entzückens gleitet über das gramverzehrte Angesicht, das sich zu röten und zu ründen scheint.

„In die Freiheit, in die Heimat!" flüstert sie brennenden Auges zu mir herab.

„Welches ist deine Heimat?"

„Die Wüste," jubelt sie. „Hier spiel' ich zum Tanze auf — dort bin ich Königin — Thea heißt man mich, und durch die Stürme hallt mein Name. — Mit goldenen Ketten haben sie mich umschnürt, mit goldenen Schmeichelreden mein Ohr betört, bis ich mein Reich verließ und ihnen folgte in ihre von Lust verpesteten Kerker ... Oh, wenn du wüßtest, was ich weiß, auch du säßest nicht hier ... Aber du Knecht des Augenblicks kennst ja die Freiheit nicht."

„Ich habe sie gekannt," sag' ich trübselig und lasse das Kinn auf die Tischplatte niedersinken.

„Und du bist hier?"

Verächtlich wendet sie mir den Rücken.

„Nimm mich mit dir, Thea!“ ruf' ich voll Todesangst. „Auch ich will in die Freiheit.“

„Wirst du sie noch ertragen?“

„Ich werde sie ertragen oder an ihr zugrunde gehen.“

„So komm!“

Ein brauner Arm, der endlos scheint, langt zu mir hernieder. — Mit ehernem Griffe werd' ich emporgerissen. — Lärm und Lichter verschwimmen schon in der Ferne.

Durch weite, leere Säulenhallen, die sich gleich Domen dämmrig über uns wölben, geht der Weg. — Freitreppen folgen, die sich wie steinerne Wasserfälle in schwarze Tiefen hinunterstürzen. Ein Nebel, gleich einem grünen, silberumsäumten Dampfe, wallt von dort empor ...

Hinabzublicken bereitet mir Schwindel.

Ich fühle, ich wittere etwas Ungestaltetes, Grenzenloses, dessen Ahnung mich mit Entsetzen erfüllt. Ich bebe zurück, doch die fremde Hand reißt mich weiter. — —

Auf monderhellter Straße wandern wir dahin. — Rechts und links erstrecken sich bleiche Ebenen, aus denen düstere Zypressen steil in die Höhe streben.

Alles ist weit und leer gleich jenen Hallen.

Unbestimmte Laute wie halberstickte Todesschreie erheben sich in der Ferne und werden zu Musik ...

Gellendes Jauchzen tönt dazwischen und wird zu Musik.

Und diese Musik ist nichts wie das Brausen des Sturmes, der uns weiterjagt, wenn wir ermatten wollen.

Und wir wandern und wandern ... tage-, wochen-, monatelang, wer weiß es?

Die Nacht gleicht dem Tage. — Wir rasten nie. — Wir reden auch nicht.

Längst liegt die Straße hinter uns. — Auf ungebahnten Pfaden schreiten wir dahin ...

Immer steiniger wird der Weg — — ein ewiges Auf- undnieder über Felsen und durch Klüfte ... die Zacken des verwitterten Gesteins werden uns zu Stufen, auf denen wir atemlos hinanklimmen, um jenseits der Spitze in neue Tiefen hinabzuschrunden.

Meine Füße bluten. Meine Glieder zappeln gefühllos wie die eines Hampelmannes. Ein pappiger Geschmack erfüllt meinen Mund.

Längst weiß ich nicht mehr, ob ich vorwärtskomme. Ein Fels gleicht dem andern in brüchiger Nacktheit, eine Kluft ist leer und dunkel wie die andre. — — Vielleicht dreh' ich mich im Kreise, vielleicht narrt mich diese braune Hand, deren Griff mir tief ins Fleisch gedrungen ist wie der Kettenring, der allgemach mit dem Gefangenen zusammenwächst. — —

Und dann plötzlich bin ich allein.

Wie es geschah, ich weiß es nicht.

Lautlos hat sie mich verlassen.

Ich schleppe mich zu einem Gipfel und halte Umschau.

Um mich her in der Rotglut der Morgendämmerung breitet sich endlos, grenzenlos die felsige Wüste, ein steingewordener Ozean.

Zackige Mauern türmen sich rings empor in ewiger Wiederkehr bis in die letzten Fernen, die kein mitleidiger Dunst mir verhüllt. Aus unsichtbaren Abgründen recken sich messerscharfe Firste, und der Südsturm peitscht ihre Flanken, von denen das Gestein langsam hinunterbröckelt, um neuen Mauern zum Unterbau zu werden.

Und die Sonne, hart und scharf wie ein unbarmherziges Auge, erhebt sich langsam an dem dürstenden Himmel und breitet ihren Feuermantel über diese erstorbene Welt.

Der Block, auf dem ich sitze, fängt an zu glühen.

Der Sturm treibt mir Steinsplitter unter die Haut. — Ein glühender Staubstrom quillt an mir empor. — Langsam wie einen lohenden Baldachin fühl' ich den Wahnsinn sich auf mich niedersenken.

Soll ich wandern? Soll ich sterben?

Und ich wandere, weil ich zum Sterben zu müde bin.

Da seh' ich fernab auf einer Felsentafel eine Männergestalt.

Wie ein schwarzer Fleck durchbricht sie dieses flackernde Lichtmeer, in dem der Schatten selbst zur Rotglut geworden ist.

Auf kaum sich erhebenden Füßen schreitet sie sicher dahin — steigt ruhig zu den Abgründen hinab — steigt ruhig die Felsen wieder hinan.

Eine unendliche Sehnsucht nach diesem sicher schreitenden Manne erfüllt meine Seele. Ich will ihm entgegenstürzen, doch eine Erstarrung hält mich gefesselt.

Und näher kommt er und näher.

Ich sehe ein fahles, bartumrahmtes Antlitz mit aufgetriebenen Backenknochen und abgezehrtem Wangenfleisch . . . Der Mund, der fein und weich ist wie der eines Mädchens, preßt sich zu einem stillen Lächeln zusammen. — Bitterkeit, die zur Liebe, Entsagung, die zur Freudigkeit wurde, vereinen sich in diesem Lächeln.

Mir wird warm und weit dabei.

Und dann seh' ich das Auge, das rund und grell offen ist, wie von Nachtwachen vergrößert. In klarer Starrheit mißt es die Fernen und achtet des Weges nicht, den der Fuß, ohne zu tasten, meistert. Träumende Glut, die sich zu wacher Kälte steigert, liegt in diesem Blick.

Ein Schauder der Ehrfurcht ergreift meinen Leib.

Jetzt weiß ich, wer dieser Mann ist, der in einsamem Sinnen durch die Wüste zieht, dem das Entsetzen zum Wege des Friedens ward.

Er sieht über mich hinweg. Wie kann es anders sein! —

Ihn anzurufen wag' ich nicht, und reglos starr' ich ihm nach, bis seine Gestalt als ein schwarzer Fleck hinter den glühenden Felsen verschwindet.

Dann wandere ich weiter und wandere — — und wandere —

Es war an einem graugelben Herbsttage, da saß ich zum erstenmal wieder in dem rotgepolsterten Winkel des weitberühmten Kaffeehauses und schaute dankbar nach der braunen Sklavin hinüber, die schläfrig und stumpf wie je ihre Doppelflöte blies, denn nur zu ihr war ich gekommen.

Ein Schlag auf die Schulter ließ mich emporfahren. In ziegelroten Handschuhen, den Zylinder schief in der Stirne, ein wenig müder und blasierter noch, stand jener

Busenfreund vor mir, dessen Name mir nun endgültig entfallen war.

„Alle Teufel — wo haben Sie denn so lange gesteckt?" fragt er.

„Irgendwo — in der Wüste!" geb' ich lachend zur Antwort.

„Jesses — was hatten Sie denn da zu suchen?"

„M i ch."

5

Immer rascher wird der Flügelschlag der Zeit. Mein Atem vermag nicht mehr, ihm gleichen Schritt zu halten. —

Aus gedankenlosem Genießen ist längst ein Kampf auf Leben und Tod geworden.

Und ich bin der Besiegte! —

Den raubfrohen Mut, den lachenden Trotz hat mir die Not hinweggenommen; siechenden Leib und flugmüde Seele hat sie gebracht. —

Es geht auf Mitternacht. — Trüber brennt die dunstige Lampe, und draußen auf den Straßen beginnt es still zu werden. — Nur von Zeit zu Zeit knirscht und kreischt der Schnee unter den eilenden Füßen eines frierenden Spätlings. — Der Schein der Gaslaternen lagert auf den eingefrorenen Fenstern, als wäre ein gelbes Tuch von flimmernder Seide darüber gebreitet.

Im Zimmer herrscht eine dumpfe Hitze, die mir den Kopf benimmt und mitten im Frösteln den Schweiß aus den Poren jagt.

Ich habe zur Nacht noch einmal heizen lassen, denn mich fror.

Wann friert mich nicht!

„Schone dich," hat mein Freund, der Arzt, gesagt. „Du hast dich zuschanden gearbeitet — du mußt ruhen."

„Ruhen, ruhen," kichert es spöttisch aus allen Winkeln, während rings die Arbeit sich auftürmt und mich zu ersticken droht unter ihren Lasten.

„Schaffen! Schaffen!“ hallt es aus dem Innern wider, wie die Stimme eines Fuhrknechts, der einen toten Esel an seine Pflicht gemahnt.

Das Papier ist zurechtgerückt. Über ihm brütend hab' ich Stunden verbracht, doch es ist leer geblieben.

Ein süßlich übelriechender Dampf, der mir unverschämt in die Nase steigt, läßt mich emporfahren.

Da steht die Kanne mit Holundertee, die meine Wirtin vor dem Schlafengehen hereingebracht hat.

Die gute Seele!

„Der Mensch muß schwitzen,“ hat sie gesagt, „denn wenn der Mensch in Schweiß gerät, dann gehen alle bösen Humoren aus dem Menschen 'raus, und es kommt der gesunde Saft wieder zum Treiben, bis er den ganzen Menschen ausfüllt.“

Und dabei hat sie sich die fettigen Lippen gewischt, denn sie liebt es, zum Abendsegen noch ein Stück Schwarzbrot mit Gänseschmalz zu essen.

Unwirsch rück' ich das Kännchen zur Seite, aber der graugrüne Dampf wirbelt mir nur noch dichter um die Nase. Seine Wolken nehmen seltsame Formen an, die sich zusammenballen und durcheinanderquirlen wie Phantome über einem Hexenkessel.

Und allgemach bildet sich eine Menschengestalt, erst nebelhaft und verworren, dann enger und fester zusammenfließend.

Grau, grau, grau! — Ein altes Weib! — So scheint es, denn sie schleicht an einer Krücke. Doch ihr Gesicht verhüllt ein Schleier, der wie zwei zusammengefaltete Fledermausflügel über die Arme hin zur Erde niedersinkt.

Ich fange zu lachen an, denn Geister haben schon lange aufgehört, mir Ehrfurcht einzuflößen.

„Heißest du etwa auch Thea, du liebliches Wesen?“ frag' ich.

„Ich heiße Thea,“ erwidert sie mit einer müden, weichen, ein wenig heiseren Stimme. Der liebkosende Schimmer von mattblauem Samt, der schleichende Duft von welkender Reseda liegt in dieser Stimme, und das

Herz wird mir weit dabei. — Aber ich will mich nicht betölpeln lassen, am wenigsten durch solch ein Geistergesindel, das ja doch nur krankhafte Ausgeburt des eigenen wirren Kopfes ist.

„Es scheint, die Jahre haben dich nicht zu deinem Vorteil verändert, holde Thea,“ sag' ich und weise höhnisch auf die Krücke.

„Meine Flügel sind zerbrochen, und ich bin eingeschrumpft wie du,“ erwidert sie.

Ich lache laut auf. „Also darauf kommt deine werte Erscheinung heraus: Spiegelbild meines Ich — Geist gewordener Ruin — der Lauf meiner Ideen, symbolisch verdichtet. Kenne das, kenne das! Jeder hirnlose Gelegenheitspoet macht es genau so. Du mußt mir reizvoller kommen, Thea, edler Geist des Holundertees. Fahr ab! Meine Zeit ist zu kostbar, um sie mit Allegorien zu vertrödeln.“

„Was hast du so wichtiges zu tun?“ fragt sie, und mir ist, als säh' ich zwischen den Falten des Schleiers das Leuchten eines Augenpaares — ob lachend, ob gramvoll, ich weiß es nicht.

„Wenn nichts andres, zu sterben,“ erwidere ich und fühle mit Freude, wie in den Worten mein Trotz sich stählt.

„Und das scheint dir so wichtig?“

„Einigermaßen.“

„Für wen?“

„Für mich, dächt' ich — wenn für niemand sonst.“

„Und deine Gläubigerin — die Welt?“

Oh, das hat gefehlt! „Die Welt — ja so, die Welt. — Was wär' ich d e r wohl schuldig?“

„Liebe!“

„Liebe — dieser Dirne? — Wofür? — Daß sie mir Feuer aus den Adern sog und Gift dafür hineingoß? Sieh mich an, wie ich dasitze, gescheitert und zerbrochen, ein Spiel jeder Welle — das hat die Welt aus mir gemacht.“ —

„Das hast du selbst aus dir gemacht ... Die Welt ist an dich herangetreten als lächelnde Führerin ... Mit leisem Finger berührte sie deine Achsel und forderte Folg-

schaft von dir. Aber du warst störrisch — du gingst deine eigenen Wege in dunkeln, einsamen Schluchten, wo das lachende Kampfgeklirr, das aus der Höhe herniederhallt, zu mißtönigem Grollen umschlägt. Klug und fröhlich solltest du werden — dumpf und traurig bist du geworden."

„Gut — und wenn ich's wurde, das Grab wird mich davon erlösen."

„Prüfe dich genau!"

„Was soll mir noch die Prüfung? — Das Leben hat mich lahm geschlagen ... Was es an Lust zu bieten hat, wandelt sich mir in Qual ... Losgelöst bin ich von allem, was mit wohligen Banden ein Menschenherz an seinesgleichen kettet ... Haß kann ich nicht vertragen, und Liebe auch nicht ... Ich zittere vor tausend Gefahren, die niemals dagewesen sind und niemals da sein werden. — Der Strohhalm ist mir zur Klippe geworden, vor der mein Fuß erstarrt, an der meine Glieder hinsinkend zerschellen ... Und das Schlimmste von allem: Mein Auge sieht es klar, daß es ein Strohhalm ist, vor dem meine Kraft sich im Staube windet ... Du bist zur rechten Zeit gekommen, Thea! In den Falten deines Kleides wird wohl ein Pülverchen zu finden sein, das mich in Eile hinüberfördert."

Und wieder seh' ich es leuchten hinter dem dichten Schleier — ein lächelnder Gruß aus einem fernen Lande, in dem noch immer die Sonne scheint. — Und das Herz will mir aufspringen bei diesem Leuchten. Aber ich bezwinge mich und starre ihr auch ferner mit verbissenem Trotze ins Gesicht.

„Der Pülverchen braucht's nicht," sagt sie und erhebt die rechte Hand. Solch eine Hand sah ich noch nie ... Knochenlos scheint sie, aus Blumenblättern geformt. — Verunstaltet könnte sie sein, von Krankheit gedörrt und aufgetrieben, wäre sie nicht so zart, so lichtdurchflossen, so lilienhaft. — Eine unendliche Sehnsucht packt mich nach dieser armen, kranken Hand. Ich will mich niederstürzen vor ihr und sie anbetend an meine Lippen drücken, da legt sie sich schon auf meinen Scheitel. Leis und kühl wie eine

Schneeflocke ruht sie auf ihm, aber schwerer und schwerer wird sie mit jedem Augenblick, zu Bergeslasten schwillt ihr Druck, — nicht länger vermag ich ihm standzuhalten — — ich sinke ... sinke ... die Erde öffnet sich ... Finster wird es vor meinen Augen ...

— — — — — — — — — — — — — —

Als ich nun wieder zu mir komme, find' ich mich von tiefster Nacht umgeben in einem Bette liegend.

„Wieder einer deiner dummen Träume," sag' ich mir und will nach der Streichholzschachtel tasten, die auf dem Nachttisch steht, um zu sehen, wieviel Uhr es ist. — Aber hart schlägt meine Hand gegen ein Brett, das dicht an meiner Schulter schräg in die Höhe strebt. — Ich taste weiter und finde, daß mein Lager von einem Brettermantel eng umgeben ist, so eng, daß ich den Kopf kaum wenige Zoll hoch erheben kann, ohne dagegen zu stoßen.

„Solltest du doch am Ende begraben sein?" frag' ich mich. „Dann wäre ja dein Wunsch prompt in Erfüllung gegangen."

Ein frischer, sanft prickelnder Blumenduft, wie gemischt von Heidekraut und Rosen, dringt mir in die Nase.

„Aha," sag' ich mir, „das sind die Grabkränze. Man hat dir deine Lieblingsblumen ausgesucht. Das war mal hübsch von den Leuten." — Und wie ich den Kopf ein wenig drehe, schmiegen sich Blütenkelche weich und kühl an meine Wange.

„Unter Rosen bist du begraben," sag' ich mit einem zufriedenen Seufzer, „wie du es dir immer gewünscht hast." Sodann tast' ich vorsichtig nach meiner Brust, um zu sehen, was für Spenden man mir aufs Herz gelegt hat. Meine Finger stoßen an harte, scharfe Blätterkanten.

„Was ist das?" frag' ich verwundert. Und dann fang' ich hell zu lachen an. Ich habe einen Lorbeerkranz erkannt, der mit seinem rauhen, holzigen Blattgewinde zwischen meinen Leib und den Sargdeckel gepreßt ist.

„Nun hast du ja alles, wonach dein Herz so innig verlangte, du Narr deiner Ehrsucht," ruf' ich mir zu, und eine großartige Ironie bemächtigt sich meiner.

Und dann streck' ich meine Beine aus, bis die Sohlen die untere Sargkante berühren, nestle mein Gesicht in die Blumen hinein und gedenke, mich meines großen Friedens nach Kräften zu erfreuen. Von Angst oder Beklommenheit spür' ich nicht das mindeste, denn ich weiß ja, daß die Luft zum Atmen mir niemals fehlen wird, weil ich sie überhaupt nicht mehr brauche, weil ich tot bin, — ordentlich und rechtschaffen tot. Nichts bleibt mir mehr zu tun, als friedlich und gemach ins Unbewußte hinüberzufließen und den dumpfen Traum des Alls über mich hinrauschen zu lassen in alle Ewigkeit. — Und dieser Gedanke gibt mir ein Glücksgefühl, so unendlich und allmächtig, daß ich glaube, alles Erschaffene mit meiner Seligkeit umfangen zu können.

„Gute Nacht, ihr lieben dereinstigen Mitmenschen," sag' ich und dreh' mich verachtungsvoll auf die andre Seite. „Ihr könnt mir alle gewogen bleiben."

Und dann beschließ' ich, ganz mäuschenstill zu liegen und zu versuchen, ob ich nichts für meine Schadenfreude tun kann, indem ich horche, wie's oben auf dieser jämmerlichen Erde zugeht. —

Anfangs hör' ich nichts wie ein dumpfes Brausen. Doch das kann auch von dem Grundwasser kommen, sag' ich mir, das irgendwo unten in der Nachbarschaft durch das Erdreich quillt. Aber nein, von oben herab dringt der Laut zu mir, und von Zeit zu Zeit tönt ein Rasseln und Peitschen dazwischen, wie wenn man Erbsen über einem Sieb ausschüttet.

„Natürlich ist da wieder ein Hundewetter!" sag' ich, indem ich mir stillvergnügt die Hände reibe, wobei ich freilich mit den Ellbogen an die Sargkante stoße.

„Etwas geräumiger hätte man mir dieses Lusthaus wohl bauen können," sag' ich mir weiter. Aber dann fällt mir ein, daß ich als ein rechtschaffener Toter mich überhaupt nicht zu rühren habe, wenn ich meinem neuen Stande keine Unehre machen will.

Doch sofort empört sich mein Widerspruchsgeist gegen diese Zumutung.

„Im Grabe gibt es keinen Stand und keine Standesvorurteile," ruf' ich, „im Grabe sind alle gleich, hoch und niedrig, arm und reich — und die Lumpen des Bettlers, meine Herren, haben hier genau denselben Wert wie der Purpurmantel, der sich um Königsschultern schlingt. Selbst der Lorbeer, meine Herren, gilt hier nicht mehr als Ruhmeskrone, nicht nur Auserwählten wird er zuteil — —"

Ich stocke, denn meine Finger haben eine an dem Kranze hängende seidene Schleife entdeckt, auf der eine, wie ich annehmen darf, schmeichelhafte Inschrift mit gerade noch fühlbaren Lettern geschrieben steht. — „Streichhölzchen her," will ich rufen, da fällt mir ein, daß es im Grabe verboten ist, Licht anzuzünden, oder vielmehr, — was noch schlimmer, — daß es dem Begriffe eines Grabes nicht entspricht, von Lichtern erhellt zu sein.

Mißgestimmt fahr' ich fort: „Nicht Auserwählten nur wird der Lorbeer zuteil, sagte ich, meine Herren, aber ich muß mich rektifizieren: sind wir Toten nicht schon von vornherein Auserwählte, gegenüber der elenden Plebs der Lebenden? Ist die vornehme Ruhe, in der wir uns hier befinden, nicht ein untrügliches Merkmal wahrer Aristokratie? Und der Totenlorbeer, meine Herren, mir bedeutet er ebensoviel — ich bin stolz darauf, es sagen zu können — ebensoviel wie ein Königsdiadem."

Ich hielt inne, denn ich durfte an dieser wirkungsvollen Stelle mit Recht begeisterten Beifall erwarten; da aber alles still blieb, begann ich mich wieder auf mich selbst zu besinnen, wie auch darauf, daß meine schönsten Reden hier ohne Publikum bleiben würden.

„Überhaupt vereint es sich schlecht mit dem Begriffe eines Toten, Reden zu halten," sag' ich zu mir, doch sogleich beginne ich auch wieder, mir Opposition zu machen.

„Begriff? Was ist Begriff? Was gehen mich hier Begriffe an? Ich bin tot, ich habe das heilige Recht erworben, mich an keinen Begriff mehr zu kehren. Wenn so ein elendes Individuum von einem lebenden Menschen sich das Grab nicht anders als dunkel — und den Toten

nicht anders als stumm vorzustellen vermag, so ist das seine Sache — ich brauche mich wahrlich nicht darum zu kümmern."

Meine Finger hatten derweilen an der seidenen Schleife herumgekratzt, um zu fühlen, ob sich aus den schwachen Unebenheiten der Goldpressung nicht vielleicht die Form der Lettern und der Sinn der ganzen Inschrift erkennen ließe, und da meine Bemühungen erfolglos geblieben waren, fuhr ich entrüstet fort: „Um vor allen Dingen aber auf den Begriff von der Dunkelheit des Grabes zurückzukommen, so frag' ich jeden einsichtigen und sachverständigen toten Mann: Warum ist es nötig, daß Gräber dunkel seien? — Können wir Toten nicht vielmehr von einem Zeitalter, welches in der Beleuchtungsfrage so enorme Fortschritte macht, welches nicht allein Gas- und elektrische Leitungen angelegt und die obligatorische Straßenbeleuchtung eingeführt hat, sondern auch durch die Ausbeutung natürlicher Kräfte in den Stand gesetzt ist, bei geringem Kostenaufwand den letzten Winkel dieses Erdenrundes mit Tageshelle zu versehen, können wir von diesem Zeitalter, meine Herren, nicht verlangen, daß es auch der Dunkelheit der Gräber endlich ein Ende mache? Schon die ganz gewöhnlichste Pietät müßte die Lebenden dazu veranlassen. Aber wann hätte ein Lebender je Pietät gefühlt? — Abtrotzen müssen wir ihnen, was zu einem todeswürdigen Dasein vonnöten ist! — Meine Herren, ich schließe mit den letzten — oder soll ich sagen mit den ersten? — Worten unseres großen Goethe, dessen Genius mit der ihm eigentümlichen Divinationsgabe den unwürdigen Zustand des Grabinnern und die Bedürfnisse eines wahrhaft edlen und freisinnigen Toten voraussah, — denn worauf sonst läßt sich der Ausspruch deuten, den ich hiermit auf unsere Fahne schreibe: ‚Mehr Licht!'? — ‚Mehr Licht!' sei fortan unsere Devise, unser Kampfgeschrei." —

Auch diesmal blieb alles still, wodurch ich mich zu der Beobachtung gedrängt sah, daß im Grabe weder gekämpft noch geschrien wird. Aber trotzdem vergnügte

ich mich weiter, und noch manche Rede hielt ich gegen Kirchhofsverwaltung, Sargform, Unzulänglichkeit der flachen Druckmethoden und dergleichen mehr, während oben der Sturm sich satt wütete, der Regen zu peitschen müde ward und eine friedfertige Stille hereinbrach.

Nur von Zeit zu Zeit hörte ich ein dumpfes, kurzes, gleichmäßiges Donnern, das ich mir anfangs nicht erklären konnte, bis ich auf den Gedanken kam, es möchten die Schritte Vorübergehender sein, deren Schall auf diese Weise sich in dem Erdreich fortpflanzte.

Und dann plötzlich vernahm ich etwas wie Menschenstimmen.

Es kam senkrecht zu meinem Haupte herab.

Man schien also an meinem Grabe zu stehen.

„Ich kümmere mich den Teufel um euch," sagte ich und wollte fortfahren über meine epochemachende Erfindung nachzusinnen, die sich „Helminthothanatos", das heißt „Würmertod", betitelte, und sobald sie erst erfunden war, unter Nummer 156 763 des Patentregisters eingetragen werden sollte.

Aber da meine Begierde, zu erfahren, wie man nach meinem Tode über mich dächte, mir keine Ruhe ließ, so zögerte ich nicht lange, mein Ohr gegen die obere Sargwandung zu pressen, damit der Schall besser zu mir getragen würde.

Nun erkannte ich die Stimmen sofort.

Sie gehörten zwei Männern, denen ich mich einst aufs innigste verbunden gefühlt und die ich mit Stolz meine Freunde genannt hatte. War mir doch stets von ihnen versichert worden, wie sehr sie mich hochschätzten, und daß ihr Tadel — der Tadel, mit dem sie mich insgeheim zur Verzweiflung getrieben hatten — nichts weiter wäre als hilfreiche, selbstlose Liebe.

Es drängte mich, die Wonne zu durchkosten, sie mir auch über den Tod hinaus treu und ergeben zu wissen.

„Der arme Teufel!" sagte der eine im Tone so kläglichen Bedauerns, daß ich noch im Grabe mich meiner selbst zu schämen begann.

„Hat früh ins Gras beißen müssen," fuhr der andre seufzend fort, „aber es ist besser so für ihn wie für mich. Ich hätte ihn doch nicht lange mehr über Wasser halten können."

Vor Überraschung schlug ich mir an der Sargwand eine Beule in den Schädel.

„Wann hättest du mich je über Wasser gehalten?" wollte ich rufen, aber ich besann mich, daß sie mich doch nicht hören konnten.

Und der erste nahm das Wort: „Auch mir ist es manchmal sauer genug geworden, ihm mit meinem Rate zur Seite zu stehen, ohne ihn in seiner Eigenliebe zu verletzen, denn wir wissen ja beide, wie eitel und wie vernarrt in sich er war."

„Und doch leistete er wenig genug," entgegnete der andre. „Er lief den Weibern nach und suchte die Gesellschaft untergeordneter Personen, um sich von ihnen anloben zu lassen. Ich bin immer von neuem überrascht gewesen, wenn er etwas halbwegs Tüchtiges zustande brachte, denn sein Charakter und seine Intelligenz befähigten ihn nicht dazu."

„Sie in Ihrer himmlischen Güte," hörte ich wieder den ersten, „wissen selbst bei ihm etwas Tüchtiges zu finden, aber seien wir doch aufrichtig: das, was ihm noch am ehesten gelang, war auf die rohen Instinkte der Masse zugeschnitten. Ernst und Überzeugungstreue besaß er nicht."

„Das habe ich auch nie behauptet," verwahrte jener sich eifrig. „Ich habe dem armen Kerl nur den Zoll der Pietät nicht versagen wollen, denn de mortuis — —"

Damit entfernten sich die beiden Stimmen.

„O ihr Leichenräuber!" schrie ich, die Faust hinterher schüttelnd. „Jetzt weiß ich, was eure Freundschaft wert war! Jetzt ist mir klar, wie ihr mich demütigtet auf allen meinen Wegen und mir, wenn ich gesunkenen Mutes zu euch kam, noch einen Fußtritt obendrein gabt, damit ihr selbst größer würdet auf meine Kosten. O wenn ich noch einmal —"

Auflachend hielt ich inne.

„Was sind das für törichte Wünsche, alter Junge?" sagte ich zu mir. „Wenn du deiner Freunde auch Herr werden könntest, deine Feinde würden dich doch tausendmal wieder unter die Erde bringen."

Und ich beschloß, meine Gedanken fortan ausschließlich der Erfindung der epochemachenden Imprägnierungsflüssigkeit, genannt „Helminthothanatos" oder „Würmertod", zu widmen.

Aber neue Stimmen entrafften mich meinem Brüten.

Ich horchte.

„Da schläft ja der Dingsda," sagte die eine.

„Richtig," sagte die andre, „ich habe ihm manches am Zeuge geflickt, solange er unter uns lebte, — mehr, als mir heute vielleicht lieb ist — aber ein tüchtiger Kerl war er, das muß ihm selbst der Feind nachsagen."

Ich fuhr heftig zusammen.

Nun wußte ich, wen ich vor mir hattte: Meinen grimmigsten Widersacher, der mich mit offenen Knutenhieben und geheimen Nadelstichen so lange gepeinigt hatte, bis ich selber zu glauben begonnen, daß mir recht geschähe.

Und d e r hatte ein gutes Wort für mich — d e r?

Es war unmöglich — — ich mußte mich verhört haben.

Und seine Stimme fuhr fort: „Heute, da er aus dem Wege geräumt ist, dürfen wir uns ja gestehen, daß wir ihn eigentlich immer ganz gerne gehabt haben. Er nahm es ernst mit der Arbeit wie mit dem Leben, nie hat er sich andrer als anständiger Waffen gegen uns bedient — — und hätte uns die Taktik des Kampfes nicht gezwungen, seine Vorzüge als seine Fehler hinzustellen, wir hätten sogar manches von ihm lernen können."

„Schade, schade!" sagte der andre, „hätte er sich, ehe alles verfahren war, zu unseren Anschauungen bekehren können, wir hätten ihn vielleicht freudig in unseren Reihen aufgenommen."

„Mit offenen Armen," bestätigte jener, und in feierlichem Tone fügte er hinzu: „Nun, Friede seiner Asche."

„Friede seiner Asche," wiederholte der andre.

Und dann gingen sie weiter.

Ich schlug meine beiden Hände vors Gesicht. Meine Brust weitete sich, und darinnen fing leise, leise etwas zu pochen an, was, seit ich hier unten lag, in schweigender Starrheit geruht hatte.

„Also so ist das Urteil der Welt beschaffen?" sprach ich zu mir. „Das hättest du früher wissen müssen! Stolz erhobenen Hauptes wärest du deines Weges gegangen — unbeirrt durch gleißnerische Liebe und blind drauflosschlagenden Haß, hättest Lob und Tadel mit dem gleichen frohen Lachen von dir abgeschüttelt und nur in dir selber deine Norm gesucht. — Oh, wenn ich noch einmal leben dürfte! — Wenn es einen Ausweg gäbe aus diesen vermaledeiten sechs Brettern!" —

In ohnmächtiger Wut schlug ich mit der Faust gegen den Sargdeckel, aber ohne weiteren Erfolg, als daß ich mir einen Splitter in den Daumen riß.

Und dann überkam mich noch einmal, wenn auch zögernd und widerwillig, ein wohliges Bewußtsein des ewigen Friedens, in den ich eingegangen war.

„Würd' es sich schließlich der Mühe verlohnen," sagte ich zu mir, „aufs neue in den Kampf zurückzukehren, wenn du auch tausendmal des Sieges sicher wärest? Was ist er denn wert — dieser Sieg? Und hast du selbst als der ersten einer die Gipfel erklommen, die noch kein menschlicher Fuß betrat, so klettert ein nächstes Geschlecht lachend auf deine Schultern und stößt dich mit den Fäusten in den Abgrund des Vergessens zurück. Dort kannst du dann liegen, — einsam und hilflos, bis doch wiederum die sechs Bretter daran müssen, um dir zum Glücke zu verhelfen. — Also sei zufrieden und warte, bis auch das Ding da drinnen, das so unverschämt zu pochen begonnen hat, sich wieder zur Ruh' begeben wird."

Ich streckte mich aus — faltete die Hände — und beschloß, hinfort weder aufrührerische Reden zu halten noch dem Handwerk der Würmer entgegenzuarbeiten, sondern in guter Ruh' ins All hinüberzudämmern. —

So lag ich wiederum eine gute Weile.

Da erhob sich irgendwo ein seltsames Tönen, das erst eine Weile traumhaft in meinen dumpfen Halbschlaf hineindrang, ehe es mich vollends erweckte.

Was war das? Ein Zeichen des Jüngsten Tages vielleicht?

„Nun, mir kann's recht sein," sagte ich und reckte mich gähnend. „Ob Himmel, ob Hölle, man erlebt doch was Neues!"

Aber mit dem blechernen Posaunengeschmetter, das uns von Religions wegen verheißen war, hatte der Klang, der mich ganz munter machte, nichts gemein.

Hold und schmeichlerisch, bald wie ein Flötengetön, von Kinderlippen hervorgelockt, bald wie das Schluchzen einer Mädchenstimme, bald wie das kosende Getändel, mit dem eine glückliche Mutter zu ihrem Säugling spricht — tausendgestaltig und immer gleich in süßem, sehnsüchtigem Zauber — wildfremd und dennoch lieb und vertraut — so drang er an mein Ohr.

„Wo hast du das doch schon gehört?" fragte ich mich lauschend.

Und wie ich sann und sann, da stieg ein Frühlingsabend vor meiner Seele auf aus alter, langverschollener Zeit. — — Am Ufer des dampfenden Flusses war ich entlang gewandert. Das Abendrot, das in flammenden Zacken durch die zarten, jungen Blätter brach, breitete einen purpurnen Teppich über die ruhenden Wasser, auf denen nur hie und da ein flinker Käfer rasch verfließende Kreise zog. — Der Tau sprühte bei jedem Schritte in leuchtenden Perlen vor mir auf, und ein Gedüft von Thymian und wilden Rosen wogte durch die Luft.

Dort mußte es gewesen sein, daß ich diesen Klang zum erstenmal gehört hatte.

Und nun war alles klar: Die Nachtigall singt! Die Nachtigall singt!

Also dort oben ist es nun Frühling geworden.

Ein Maienabend mag es sein wie jener, den mein Geist mir wachgerufen hatte.

Auf den Wiesen steht der blaue Gundermann ... Goldregen und Flieder mischen ihre Blütentrauben zu goldigvioletten Kränzen ... Die Ulmenfrucht hebt ihre Flügelchen, und wie zerrissene Schleier fliegen die zarten Flocken der Butterblume durch die stille Dämmerung ...

Wohl klappert der Storch vom Dorfe her ... und eine Ziehharmonika wird sich gewiß auch hören lassen.

Aber die Nachtigall da oben kümmert's nicht, wer neben ihr Musik macht, sie schluchzt und jubelt lauter und lauter, als wüßte sie, daß einem armen toten Mann hier unten das Herz noch einmal stürmisch gegen die Rippen schlägt.

Und bei jedem seiner Schläge ergießt sich ein heißer Strom in meine Adern, der weiter und weiter vordringt und bald den ganzen Leib durchflutet haben wird. — Mir ist, als müßt' ich aufschreien in Sehnsucht und in Reue, aber noch einmal richtet mein Trotz sich auf: „Dir ist geschehen, wie du gewollt hast, drum lieg und mucke nicht, solltest du auch verdammt sein, den Nachtigallenschlag zu hören bis an der Welt Ende."

Der ist um ein merkliches leiser geworden.

Offenbar haben die Menschenschritte, die jetzt mit dumpfem Widerhalle das Grab umkreisen, den Vogel nach einem ferneren Busche hingescheucht.

„Wer mag es sein," frag' ich mich, „der daran denkt, zu deiner Ruhestatt zu wandern — am Maienabend, wenn die Nachtigallen singen?"

Und ich lausche von neuem.

Das klingt beinahe, als ob dort oben einer weinte!

Ging ich nicht einsam und liebeleer über die Erde? — — Starb ich nicht im Hause einer Fremden? — — Wurde ich nicht von Fremden eingescharrt? Wer ist es, der da weinen kommt an meinem Grabe?

Und jede der Tränen, die dort oben vergossen werden, fällt mir glühend auf die Brust.

Die bäumt sich in krampfhaftem Ringen, aber der Sargdeckel preßt sie zurück. Ich stemme den Kopf gegen die Wandung, um ihn zu sprengen, aber wie ein Felsen

liegt er über mir. — Mein Körper scheint zu brennen; um ihn zu schützen, zerwühl' ich die Sägespäne, die mir mit beizendem Staube Mund und Augen erfüllen.

Ich will schreien, doch die Kehle versagt mir.

Ich will beten, doch statt der Gedanken schießen Blitze des Irrwahns durch mein Gehirn.

Nur eines fühl' ich, das mit unermeßlicher Gewalt mein ganzes Wesen durchdringt und den Leib in einem Flammenstrome aufzulösen droht: „Leben will ich! Ich will leben!"

Da — in höchster Not — gedenk' ich jener Fee, die mich auf mein Verlangen in die Gruft hinabgezaubert hat.

„Thea, ich flehe zu dir! Ich habe gesündigt an der Welt und an mir selber. Feig und träge war ich, daß ich am Leben verzweifelte, solange noch ein Funke Lebenskraft in meinen Adern schwelte. Laß mich auferstehen, — ich fleh' zu dir in Höllenqualen — laß mich auferstehen."

Und siehe da! Die Bretter des Sarges sinken von mir nieder wie ein morsches Gewand. Das Erdreich rollt an beiden Seiten herab und ballt sich unter meinem Leibe, mich emporzuheben.

Als ich die Augen öffne, seh' ich mich im dunkeln Grase liegen und durch ein zackiges Geäste die Sterne grüßend zu mir niederleuchten. Mit ihren wagrechten Armen stehen im Abendrot die schwarzen Kreuze, und an Grabgittern vorbei blinzelt mein Auge hinaus in die blühende Welt.

Rings um mich her in den Gräsern geigen die Grillen, und die Nachtigall hebt aufs neue zu schlagen an.

In halber Betäubung raff' ich mich auf.

Wogender Duft und verfließende Schatten bis in die Weite hin.

Da seh' ich neben mir auf dem Grabhügel kauernd eine graue Gestalt — — sehe zwischen zurückgeschlagenen Schleiern ein Antlitz, bleich und lieblich, mit glatt herabgestrichenen dunkeln Haaren und einer Madonnenstirn — um den leise lächelnden Mund ein Zug von weicher

Hoheit, wie ihn die Märtyrer tragen, die sich an dem Übermaße ihrer Liebe freudig verbluten.

In lachendem Frieden, klar und innig, alles Guten Maß, aller Schönheit Spiegel, schauen ihre Augen auf mich nieder.

Ich kenne diese dunkelleuchtenden Augen, ich kenne diese grauen, matten Schleier, ich kenn' auch diese blütenweiße, kranke Hand, die sich zitternd auf die Krücke stützt. —

Das ist sie, meine Fee, deren Tränen mich von den Toten auferweckten. —

Ich trotze nicht mehr. —

Ich liege vor ihr am Boden und küsse stammelnd den Saum ihres Gewandes. —

Und sie neigt sich und streckt die Hand zu mir herab.

An dieser Hand richt' ich mich auf.

An dieser armen, kranken Hand schreit' ich stolz und fröhlich ins Leben zurück. — — —

6

Ich suchte meine Fee und fand sie nicht.

Ich suchte sie auf den Blumenhalden des Südens und auf den struppigen Mooren des Nordlands, im ewigen Schnee der Alpengrate und in den schwarzen Stollen tief unter der Erde, im schillernden Gewühl der Boulevards und in der singenden Öde des Meeres ... Aber ich fand sie nicht.

Ich suchte sie in dem Tabaksrauch und dem Fünfgroschenbeifall der Volksversammlungen, auf dem Eitelkeitsmarkt der zünftigen Beglücker; — in dem Lichtstrom schillernder Feste suchte ich sie und in dem dämmerigen Stillstand häuslichen Behagens ... Aber ich fand sie nicht.

Mein Auge lechzte nach ihrem Anblick, doch in meiner Erinnerung gab es kein Merkmal mehr, woran ich sie hätte erkennen können. Jedes ihrer Bilder war verwischt und verschlungen von den schreienden Farben der neuen Zeit.

Gutes und Böses in tausenderlei Gestalt hatte sich

zwischen mich und meine Fee geschoben. Und das Böse war zum Heil, das Gute zum Unheil für mich geworden.

Doch die Summe des Unheils war größer als die des Heils. Ich krümmte mich unter seiner Last, und lange Zeit hindurch sahen meine Augen nichts als den Boden, an dem ich klebte. —

Und darum brauchte ich meine Fee.

Ich brauchte sie wie der Sklave seine Freiheit, wie der Herr seinen Herrn, wie der Gläubige das ewige Leben braucht.

Ich suchte in ihr meine Erhebung, meine Flugkraft, meinen trotzenden Willen.

Und darum verschmachtete ich nach ihr.

Mein Ohr lauschte gierig den wirren Stimmen um mich her, doch die meiner Fee war nicht darunter. Meine Hand tastete grüßend nach fremden Händen, doch die Feenhand war nicht darunter. — Ich hätte sie ja auch nie erkannt.

Dann hielt ich Umfrage an allen Weltenden.

Zuerst ging ich zu einem Philosophen.

„Du weißt alles, weiser Mann," sagte ich. „Kannst du mich lehren, wie ich meine Fee wiederfinde?"

Der Philosoph legte die Spitzen der gespreizten fünf Finger gegen die Denkerstirn, und nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, sagte er: „Du mußt versuchen, durch reine Intuition alle begriffliche Wesenheit des gesuchten Objektes zu umfassen. Daher steig in dich hinein und achte auf die Sprache deines Innern."

Ich tat, wie mir geheißen. Doch das Brausen des Blutes in meinen Ohrmuscheln machte mir Angst. Es übertönte jede andre Stimme. —

Dann ging ich zu einem sehr klugen Arzte und richtete dieselbe Frage an ihn.

Der Arzt, der im Begriffe war, einen auf künstlichem Wege verdauten Brei zu konstruieren, um dem modernen Magen jede Arbeit zu ersparen, ließ für einen Augenblick den Rührlöffel sinken und sagte: „Sie müssen nur solche Speisen zu sich nehmen, die dem Gehirn eine Fülle von

Phosphor zuzuführen geeignet sind. Dann wird es Ihnen selber Antwort sagen."

Ich tat nach seiner Weisung, aber statt der Fee fand ich eine Menge von Bildern, die mich verwirrten. Ich sah in den Herzen derer, die mich umgaben, Feengärten und Höllen, Wüsteneien und Rübenfelder, ich sah einen komisch hüpfenden Regenwurm, den ein zierlicher Tausendfuß derweilen behaglich anfraß, ich sah ein Weltreich, in dem die Dunkelheit Meister geworden, und vieles andre mehr, so daß mir bange ward vor meinen Bildern. —

Dann ging ich zu einem Pfarrer und legte ihm dieselbe Frage vor.

Der fromme Mann setzte gemächlich seine Knasterpfeife in Brand und sagte: „Von Feen, mein Freund, steht nichts im Katechismus, darum gibt es keine, und darum ist es Sünde, nach ihnen zu forschen. — Willst du mir aber statt dessen nicht helfen, den Teufel in die Welt zurückzubringen, den alten, echten mit Schwanz und Hörnern und Schwefelgestank? Den gibt es, denn den brauchen wir." —

Nachdem ich noch bei einem Rechtsgelehrten gewesen war, der mir geraten hatte, meine Fee durch die Polizei aufsuchen zu lassen, begab ich mich zu einem meiner Kollegen, einem Dichter, der der klassischen Schule angehörte.

Ich fand ihn in rotseidenem Schlafrock, die Stirn mit einem nassen Handtuch umwunden, das dazu diente, den allzu stürmischen Lauf der begeisterten Gedanken aufzuhalten. Vor ihm auf dem Tische stand ein Kristallglas mit Malagawein und eine silberne Schale mit Granatäpfeln und Trauben. — Die Trauben waren aus Glas und die Granatäpfel aus Seife. Ihr Anblick diente dazu, seine Stimmung zu erhöhen. Neben ihm, am Boden festgenagelt, stand eine goldene Harfe, an der ein Lorbeerkranz und eine Zipfelmütze hingen.

Nachdem ich schüchtern meine Frage angebracht hatte, sprach der hochverehrte Meister wie folgt: „Die Muse — mein werter Freund, frage die Muse! Die Muse, die uns

arme Staubgeborene zum Heiligtum des Göttlichen hinanführt — von der in reinere Atherhöhen emporgetragen wir uns wahrhaft menschlich fühlen. — Frage die Muse!"

Da ich vorerst diese mir unbekannte Dame hätte aufsuchen müssen, ging ich, mir bei einem andern Kollegen, einem modernen Wahrheitsucher, Rat zu holen.

Ich fand ihn an seinem Arbeitstische über eine Lupe gebeugt, durch deren Glas er einen verendenden Floh aufs sorgfältigste studierte. Jede der Bewegungen notierte er auf Zetteln, aus denen er dann später seine Werke zusammensetzte. Neben ihm standen ein Käsebrot, ein Fläschchen mit Athertropfen und eine Schachtel mit Veronalpulvern.

Als ich mein Anliegen ausgesprochen hatte, wurde er sehr böse.

„Mensch, laß mich mit so 'nem Blech in Ruh'," rief er aus. „Feen und Elfen und Gnomen und Ideen und weiß der Deibel was, das is vieux jeu — das is noch schlimmer als 'n Fünffüßer. Geh zum Henker, du Idiot, und stör mich nicht."

Traurig darüber, mich und meine Fee so verachtet zu sehen, schlich ich von dannen und begab mich zu einem Lebenskünstler, der alle Wonnen und Schmerzen des Erdendaseins epikureisch durchkostet hatte, um, wie er sagte, seine Persönlichkeit zu verbreitern. Bei ihm durfte ich auch für mich Verständnis erhoffen.

Ich fand ihn, eine Zigarette rauchend, auf seiner Chaiselongue liegen, wie er einen französischen Roman — es war „Là-bas" von Huysmans — durchblätterte, ohne ihn aufzuschneiden, denn dazu war er zu träge.

Meine Frage hörte er mit verbindlichem Lächeln an, dann sagte er: „Lieber Freund — parlons franchement! — Das is ganz einfach. — Fee is 'n Weib. — Das läßt sich nicht bestreiten. Nu nehmen Sie also von Weibern, was Ihnen vor die Flinte kommt. — Lieben Sie se durch — der Reih' nach. Einmal werden Sie dann auch auf Ihre Fee stoßen." —

Da ich fürchten mußte, daß die Befolgung dieses Rats

mir den besten Teil meines Lebens und meines Gewissens kosten würde, wählte ich ein letztes verzweifeltes Mittel: ich begab mich zu einem Zauberer.

Wenn Manfred seine Astarte für zwei Augenblicke ins Menschendasein zurückgezwungen hatte, warum nicht ich die Walterin meines höheren Willens?

Ich fand einen würdigen Mann mit Schwärmeraugen und filzigem Haupthaar, der seine Wäsche nur selten zu wechseln schien. Ich hatte also allen Grund, ihn für einen Idealisten zu halten.

Er sprach mir vom „Karma", von „Materialisationen" und der „Pluralität der Sphären". Und noch viele andre fremde Wörter brauchte er, mittels deren er mir klarmachte, daß meine Fee sich mir nur durch seine Hilfe jemals enthüllen würde.

Mit pochendem Herzen betrat ich zur festgesetzten Stunde den finsteren Raum, in den der Zauberer mich führte.

Eine leise, geheimnisschwere Musik scholl mir daraus entgegen. Ich blieb allein, an die Tür gedrückt, in atemloser Angst kommender Dinge gewärtig.

Und wie ich wartend ins Dunkel starre, sticht plötzlich aus einer Dielenritze eine blauleuchtende Nadel hervor — und wächst — und bekommt Ringe — und wird zur züngelnden Schlange, die Flammen speit und sich zu Flammen zersplittert.

Und diese Flammen lecken nach allen Seiten und wölben sich auseinander wie die Blätter einer erblühenden Lotosblume, aus deren Kelche sich dann langsam, langsam weiße Schleier erheben und im Aufwärtsgleiten zur Hülle eines Weibes werden, das mit dem Blicke seiner unsichtbaren Augen mich Furchtgepeitschten bannt.

„Bist du Thea?" frag' ich zitternd.

Die Schleier neigen sich zu einem „Ja".

„Wo weilst du?"

Die Schleier wogen, von erbebenden Gliedern geschüttelt. „Frage mich nach anderm," haucht eine dunkle Stimme.

„Warum erscheinst du mir nicht mehr?"

„Ich darf nicht."

„Wer hindert dich?"

„Du!"

„Wodurch? Bin ich deiner unwürdig?"

„Ja."

In tiefster Zerknirschung will ich mich ihr zu Füßen stürzen, da — näherkommend — bemerkte ich, daß der Atem meiner Fee nach Zwiebeln roch.

Dieses ernüchterte mich ein wenig, denn Zwiebeln kann ich nicht vertragen.

Ich klopfte an die verschlossene Tür, bezahlte dem Zauberer, was ich schuldig war, und ging von dannen.

Von nun an schwand mir die Hoffnung, meiner Fee je wieder zu begegnen. Doch meine Seele schrie nach ihr. — — —

Und die Welt sank zurück. — Ihre Gestalten verschwammen zu Schatten des Gewesenen, ihr Lärm brandete nicht mehr an meiner Schwelle. Einsamkeit, halb mir lieb und halb mir aufgedrungen, durchmaß mit schlürfenden Schritten meines Hauses Räume. Nur wenige, meinem Herzen vertraut und meines Blutes Genossen, umfriedeten mein Dasein und hielten Wache vor den Schlössern meiner Tür. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Spätnachmittag war's um die Adventszeit.

Doch keine Weihnachtsbotschaft durchschauerte die hoffende Seele.

Als ein beiseite geworfenes Spielzeug lag irgendwo im Schutte das Triebwerk drängender Leidenschaft. Stumm das Herz, lässig die Hand und selbst die Not, die Allbeleberin, zu matter Erinnerung erstorben.

Draußen blühte der Rauhreif ... Eisstaub, wie Sternenregen, erfüllte die Luft ... Weißglitzernde Tücher umschleierten die Ebenen ... Was als kahles Laubgezweig sich aufwärts reckte, schien in Korallenstäbe verwandelt ... Und als helles Glasgespinst zitterten die Tannen.

Ein roter Abendgleisch sandte seinen Abglanz darüber her. Doch so karg war das, was er zu geben hatte, daß kein Purpurleuchten, kein siebenfarbener Flimmer die kaltweiße Welt erwärmte. Nicht als ein weicher Sonnenabschied, grausam wie die Drohung lähmender Nacht starrte der blutige Streif durch die Fenster.

Vesperzeit! ... So will's die Ordnung des Hauses.

Graublauer Rauch wirbelt zur umschatteten Decke empor und netzt mit sinkenden Tröpfchen das bauchige Silber des Teezeugs.

„Vesperzeit!" meldet die Glocke.

Aus den Wirtschaftsräumen wogt ein Gedüfte von Frischgebackenem. Die machen sich ein Fest da draußen. Sich — und wohlmeinend vielleicht auch dem Hausherrn.

Ein neues Buch, das heut aus der Ferne gekommen ist, hängt mir in der Hand.

Schon wieder hat einer die große Entdeckung gemacht, daß die Welt mit ihm beginnt.

Begann sie nicht auch einmal mit mir?

Jung sein! Jung sein! Auch Not leiden, aber jung sein!

Doch wer in Wahrheit hat Lust, den harten Weg noch einmal zu durchschreiten?

Du etwa — Weib an meiner Seite?

Ich möchte wetten, auch du nicht!

Und wie ich den Blick erhebe, um zu fragen, obwohl ich weiß, daß sie fern ist, — — — wer steht dort hinter dem Heißwasserkessel, von steigendem Gewölke bläulich umrandet?

Sah ich dich nicht oft schon, Kind, — du mit dem rostbraunen Gelock und den dunklen Wimpern über dem Blauaug'? Du mit dem Vogelzwitschern in der weißschwellenden Kehle und dem leichtherzigen Schwebegang treppauf — treppab?

Und dennoch — sah ich dich je? Sah ich jemals den Blick, der in reifendem Weltwissen rätselratend mich umfängt? ... Und sah ich jemals den üppigharten Mund, der verschwiegenen Trost und lockendes Verstehen auf mich herniederlächelt?

Wer bist du, Kind, daß du es wagst, mich durch und durch zu schauen, als hätt' ich mein Vertrauen dir je vor die Füße gelegt? ... Wer bist du, daß du flügellos in meine Abgründe hinabtauchst und darüber hinweglächelst, was mir Krampf und Ersticken heißt?

Warum kamst du nicht früher — als das, was du bist? Was du m i r bist und sein wirst von dieser Stunde an?

Warum birgst du dich in dem Dunste, der mein Erkennen trübt und deinen Umriß vernebelt?

Komm zu mir, denn du bist, die ich suche, nach der mein Herzblut verlangt, um sich auszuströmen als Opferung und als Triumph!

Du bist die Fee, die mir das Auge klärt und mir den Willen hämmert, die mir auf jugendprallen Händen meine verlorene Jugend getragen bringt!

Komm zu mir und verlaß mich nicht, wie du mich oft verließest!

Da, wie ich aufspringend die Arme nach ihr recke, gewahr' ich, daß ihr Blick sich verfremdet, daß ihr Lächeln zu Stein wird. Wie eine, die mit offenen Augen schläft, so steht sie da und starrt an mir vorbei.

Ich will sie haschen, umklammern, ihres Geistes Achtsamkeit für mich zurückgewinnen, da weicht sie ohne Abwehr leis vor mir zurück ... Die Mauern öffnen sich ... Die Treppensteine brechen nieder ... Hinaus in das weite Winterschweigen geht die Flucht ...

Über den lichten Samt der Wege, — über das klirrende Glas der Heide, — durch das starre Korallengeäst gleitet sie vor mir her. Lächelnd noch immer. Doch lächelnd — wem?

Frostharter Sturzacker hemmt mir die Schritte — eisstäubendes Strauchwerk nimmt mich gefangen — ich reiße mich durch — ihr nach!

Und weiter gleitet sie vor mir her — kaum einen Fuß hoch über der Erde — immer weiter — weiter — über Erdschollen und Halme — den Abhang hinunter — zum See, der in der blauleuchtenden Fläche seines neuen Eises sich weithin gegen das Abendrot verliert.

Nun hängt sie über dem Ufer wie ein Rauchgewölk,

und der Wind, der mir im Nacken sitzt, hebt die Falten ihres Gewandes wie spitze Wimpel um sie her.

„Bleibe, Thea! ... Halte mir stand! ... Über den See kann ich nicht folgen! ... Der trägt keinen sterblichen Leib!"

Doch der stärker blasende Wind schiebt sie unaufhaltsam vor mir dahin ...

Nun steh' auch ich an dem Rande, an den das zolldünne Eis mit hohltönenden Blasen sich ansaugt.

Wird es die tastenden Füße dulden? Wird es sich auftun und mich versenken in Schmutzwasser und Morast?

Hier gibt's kein Zaudern! Denn schon fegt sie der Wind in die Weite.

Und ich wage mich auf den gläsernen Boden, der kein Boden ist, den als trügerischen Spiegel eine kurzatmige Frostzeit über die Tiefen warf.

Fünf — sechs — zehn Schritte weit trägt er mich — da gellt jählings ein Harfenklingen mir ins Ohr und zuckt mir durch die Glieder wie ein Erdstoß — und wird zum Knirschen — und wird zum Donner, der sich in die Ferne hinaus verliert und, alles mit seinem Dröhnen erfüllend, aus der Ferne zurückkehrt.

Zu meiner Linken aber schillert ein Riß, der in buntfarbigen Splittern das Eis durchfurcht und vor mir her ins Unsichtbare eilt.

Was tut's? Nur weiter!

Und wieder kreischt das Harfengetön und geht als Prasseln von dannen und kehrt als Donner zurück. Und wieder zuckt buntrandig ein Riß an meiner Seite.

Nur weiter! Der Lächelnden nach, die mir nicht lächelt, doch deren Lächeln mein sein muß, wenn ich nur erst den Saum ihres Kleides in Händen halte.

Da jagt schon der dritte Riß vor mir her — und querdurch ein vierter, der ihn mit dem vorigen verbindet.

Dort heißt es hinüber — doch nicht im Sprunge, damit kein Brocken sich löse und kein Schlund sich unter ihm öffne.

Nun ist's keine Eisdecke mehr, auf der ich dahineile —

nur ein Netzwerk von Spalten noch — und dazwischen ein blaues Unsichtbares, das mich aus Laune noch trägt, — unter dem die gefiederten Tangblätter sich drängen und die blanken Fische dahinschießen, denen mein Leib zum Raube dienen wird, wenn nicht ein Wunder mich oben hält.

Vom wachsenden Abendrot entzündet breitet sich eine Feuerfläche vor mir her, und fern am Horizont dunkelt das rettende Ufer.

Weiter — nur weiter!

Tückische Springquellen schießen rechts und links in die Höhe — und werfen das ausgegossene Wasser mir in den Weg ... Ein leises Gurgeln meldet sich und übertönt den klingenden Donner.

Nur weiter! Ums nackte Leben — weiter!

Ob dort in der Ferne ein Wölkchen verflattert, das eben noch mit fremdem Mädchenlächeln mich in den Tod geführt, was gilt mir das noch?

Jetzt heißt es weiter — dem Ufer entgegen, das unerreichbar — unersehnbar fast — die Wonnen der Erde in seinen blauen Hügeln birgt.

Und Ewigkeiten währt der Kampf.

Windgetrieben jag' ich dahin — entweiche den Spalten — durchwate die Quellen — messe Ansatz und Landung — denn längst schon muß ich springen, längst schon öffnen sich die Tiefen rings um mich her.

Und das Eis zu meinen Füßen beginnt zu schaukeln. Wie eine Wiege schwingt es, steigend und sinkend bei jeglichem Schritt ... Ein liebliches Spiel beinahe, wenn es nur nicht ums Leben ginge!

Der Atem rast ... der Herzschlag zerschnürt mir die Kehle ... Funkenschwärme umkreisen den Blick.

Schaukle dich! Schaukle dich!

Schaukle dich hinunter in den Urgrund des Lebenden!

Ein springender Brunnen — höher als alle andern — zischt vor mir auf ... Schollen und Brocken richten sich spitz in die Höhe ...

Ein Satz — ein letzter noch — hoffnungslos — von verzweifeltem Daseinsdrang beflügelt — —

Da — was ist das?

Ist das nicht Erdreich unter den Füßen? Schwarzkrumige, harte, standhaltende Erde?

Ein Inselchen nur, zusammengeballt aus gefrorenem Schlamm und Kalmusknollen — zwei Schuh kaum im Geviert, doch groß genug, dem hinsinkenden Leibe Rast zu bieten!

Am Ufer bin ich — bin gerettet, — denn wenige Armlängen noch — und vor mir baut sich die vereiste Mauer des Röhrichts.

Ein Entenvolk erhebt sich schreiend schief gegen den Himmel ... Purpurlicht gleißt durch fingriges Gezweig ... Und aus nächtigen Höhen grüßen die ersten Sterne.

Vorbei der Spuk! Beendet die Feenjagd!

Eines erkenn' ich: Wer festen Boden unter den Füßen hat, der braucht keine Feen!

Und fröhlich schreit' ich ins Abendrot.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Hermann Sudermann

Romane und Novellen

Einzelausgaben:

Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 42.—46. Tauf.
Frau Sorge. Roman. 251.—270. Tausend. Mit Jugendbildnis
Geschwister. Zwei Novellen. 41.—45. Tausend
Der Katzensteg. Roman. 166.—180. Tausend
Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 37.—41. Tausend
Es war. Roman. 94.—98. Tausend
Das Hohe Lied. Roman. 96.—100. Tausend
Die indische Lilie. Sieben Novellen 29.—33. Tausend
Litauische Geschichten. 61.—70. Tausend
Jons und Erdme. Eine litauische Geschichte 1.—20. Tausend
Das Bilderbuch meiner Jugend. 1.—40. Tauf.

Wenn man irgend einen Band von Hermann Sudermann aufschlägt und irgend eine beliebige Stelle liest, ist man verwundert über die große Kraft und die Plastik der Darstellung und aufs tiefste gefesselt von der Sudermannschen Kunst und Art der Erzählung. Ueberall die große hinreißende Lebenswahrheit der Schilderung. Von der Tagesmode völlig unabhängig sind die erzählenden Schriften Sudermanns neu und frisch wie in den Zeiten, als sie zuerst erschienen, Meisterwerke, die auf noch lange Zeit hinaus ihren hohen Wert behalten werden. Der Tag

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Hermann Sudermann

Dramatische Werke

Gesamtausgabe in sechs Bänden

1. Band: Johannes / Die drei Reiherfedern / Der Bettler von Syrakus / Die Lobgesänge des Claudian / Strandkinder
2. Band: Johannisfeuer / Der Sturmgeselle Sokrates / Die Raschhoffs / Der Katzensteg
3. Band: Das Glück im Winkel / Die Schmetterlingsschlacht / Stein unter Steinen / Morituri / Rosen / Der Hüter der Schwelle
4. Band: Die Ehre / Sodoms Ende / Heimat / Das Blumenboot
5. Band: Es lebe das Leben / Der gute Ruf / Die entgötterte Welt
6. Band: Das deutsche Schicksal / Wie die Träumenden

Welche Fülle von Gestalten hier vor unser geistiges Auge tritt, lehrt ein Blick auf das vorstehende Inhaltsverzeichnis der stattlichen sechs Bände. Bei aller Mannigfaltigkeit haben die meisten dieser Bühnenwerke Eines miteinander gemein: im einzelnen wie in ihrer Gesamtheit sind sie ein Spiegel der Welt, in der sie geboren wurden — ein Spiegel von unvergleichlicher Klarheit, Treue und Schärfe, der zugleich die Zauberkraft besitzt, deutlicher und wahrer als das sterbliche Auge aus der verwirrenden Fülle der Wirklichkeit das Wesentliche der Erscheinungen, die Hauptprobleme in den sozialen und ethischen Wandlungen unserer bewegten Zeit herauszuheben und zu gestalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart